

**HANS NIELSEN**



**STREIFZÜGE**

**DURCH MEIN  
LEBEN**

**STUDIEAFDELINGEN VED  
DANSK CENTRALBIBLIOTEK  
FOR SYDSLESVIG**

*doublet*

HANS NIELSEN

×

STREIFZÜGE DURCH  
MEIN LEBEN

STUDIEAFDELINGEN VED DANSK CENTRALBIBLIOTEK  
FOR SYDSLESVIG

FLENSBURG 1994

Hans Nielsen:  
Streifzüge durch mein Leben

Herausgegeben von der Studiefteilungen  
ved Dansk Centralbibliotek  
for Sydslesvig 1994

Satz und Druck: Winds Bogtrykkeri ApS, Haderslev  
Einband: J.P. Møller Bogbinderi, Haderslev

© Studiefteilungen ved Dansk Centralbibliotek  
for Sydslesvig, Flensburg 1994

In Kommission bei Padborg Boghandel  
DK 6330 Padborg

ISBN 87-89178-13-0

Redaktion: Dr. Johann Runge



*Handwritten notes:*  
7. 10. 1994  
96 10  
20. 10. 1994  
20. 10. 1994

Fotos: Umschlag: Hans Nielsen auf dem Gewerkschaftstag der IG Metall 1950  
(Landesarchiv Schleswig-Holstein, Schleswig)  
Die anderen Fotos: Familie H. Nielsen  
(Harrislee)

# Inhaltsverzeichnis

|  |     |
|--|-----|
| Vorwort.....   | 7   |
| Meine ersten Kinderjahre in Aabenraa .....                                       | 8   |
| Schul- und Kriegsjahre in Flensburg .....  | 11  |
| Die Lehrzeit.....  | 28  |
| Schlossergeselle in Großbetrieben. Schwierige Zeiten.....                        | 33  |
| Deutsch oder dänisch? .....  | 37  |
| He mutt op det Kor! .....  | 39  |
| Arbeit, kleine und große Politik.....  | 40  |
| Die ersten Monate der verfluchten Zeit .....                                     | 45  |
| Heirat in einer trostlosen Situation .....                                       | 48  |
| »Freiwillige Spenden« und Grenzübergänger .....                                  | 52  |
| Eintritt in »Den Slesvigske Forening«.....                                       | 54  |
| »Sie sind verhaftet«.....  | 57  |
| In den Klauen der Gestapo.....   | 60  |
| In Untersuchungshaft .....   | 63  |
| Die Verhandlung vor dem Hanseatischen Oberlandesgericht.....                     | 66  |
| Im Zuchthaus Fuhlsbüttel .....   | 70  |
| Zuchthaus Rendsburg.....   | 73  |
| Frei – und wieder bei der alten Firma .....                                      | 80  |
| Wir bauen uns ein Haus .....   | 83  |
| Vorarbeiter in einem Kriegsbetrieb. Bomben auf Flensburg .....                   | 88  |
| Der 9. April 1940 .....  | 96  |
| Wehrundwürdig – und dennoch Soldat. Dienst in der<br>Bewährungseinheit 999 ..... | 97  |
| Es geht an die Front .....   | 112 |
| Auf Lemnos.....  | 116 |
| Bomben auf Saloniki.....   | 120 |
| Im Einsatz gegen Partisanen .....  | 122 |
| Rückzugsgefechte. Von Griechenland nach Jugoslawien .....                        | 129 |
| Im Verwundeten»transport« nach Sarajewo .....                                    | 137 |
| Meine Füße werden gerettet, wenn auch verstümmelt .....                          | 140 |
| Das Dritte Reich endet dort, wo es hingehörte.....                               | 146 |
| Es geht in den Westen .....  | 149 |
| Im Gefangenenlager.....  | 150 |
| Die Freiheit ist 20 Zigaretten wert.....   | 153 |
| Eine beschwerliche Heimreise .....   | 155 |
| Wieder zu Hause .....  | 159 |



|   |     |
|---|-----|
| Ungebetene Gäste .....  | 162 |
| Von der Ofenfabrik zu den Wasserwerken.   |     |
| Gewerkschaftsarbeit und Entnazifizierungsausschuß .....   | 165 |
| Gewerkschaftsfunktionär .....   | 170 |
| Der erste betriebliche Kurzstreik nach 1945.....  | 171 |
| Der abgewürgte Streik 1952.....   | 173 |
| Es geht um den Erhalt Flensburger Betriebe .....  | 175 |
| Der Kampf um die Ortsklasse I 1953/54 .....   | 177 |
| Politische Gegensätze im Betriebsrat der Flensburger<br>Schiffsbaugesellschaft, November 1955 ..... | 182 |
| Der große Streik, 24. Okt. 56 – 14. Febr. 57:<br>Lohnfortzahlung im Krankheitsfall für alle! .....  | 184 |
| Vertreter der Versicherten in der AOK Flensburg .....   | 189 |
| Meine Mitgliedschaft in der SPF und im SSW .....  | 196 |
| Kommunalpolitiker in Harrislee .....  | 198 |
| Scharmützel mit der Nachbarstadt und der Ministerial-<br>bürokratie.....                            | 206 |
| Ein wenig erfreulicher Abschied aus der Politik .....   | 210 |
| Abschluß .....  | 215 |
| Nachwort des Herausgebers.....  | 216 |

# Vorwort

Am 4. Juli 1979 vollendete ich mein 75. Lebensjahr. Nach menschlichem Ermessen verbleiben mir nicht mehr viele Jahre, bis mein Lebensweg seinen Abschluß gefunden hat. Ich sehe diesem Abschluß ruhig und gelassen entgegen.

Was hat das Leben mir gebracht? War es nicht nur ein ganz alltägliches Durchschnittsleben? Es war sicherlich keine Wanderung auf ebenem Wege. Es führte mich über Höhen und durch Tiefen.

Da ich über keine Aufzeichnungen oder Tagebücher verfüge, bin ich bei der Niederschrift meiner Erinnerungen ausschließlich auf mein Gedächtnis angewiesen. Ich habe keine dänische Schule besuchen können. Deshalb ist mein Manuskript in deutscher Sprache abgefaßt. Das ist sicherlich ein Mangel, für den die Verhältnisse, unter denen ich leben und arbeiten mußte, einen Teil der Verantwortung tragen.

In Liebe und Dankbarkeit widme ich diese nachfolgenden »Streifzüge durch mein Leben« dem Andenken an meine liebe Frau Emma, die in der Nacht zum 9. Juli 1978 von mir ging. Fast 48 Jahre sind wir unseren Weg gemeinsam gegangen, bis ihr Herz nach einer Operation versagte. Sie war eine tapfere Frau, die in jeder Lebenslage treu zu mir gehalten hat. Viel Liebe, viele Freuden, aber auch Not und Sorgen haben wir gemeinsam getragen. Mir war sie eine treue Lebensgefährtin, unseren Kindern und Kindeskindern eine liebevolle Mutter und Großmutter.

Hans Nielsen

# Meine ersten Kinderjahre in Aabenraa

Am 4. Juli 1904 wurde ich als zweites Kind des Maschinenputzers Eskild Sören Nielsen und seiner Ehefrau Anna Kjestine Nielsen, geborene Wollesen, in Aabenraa geboren. Wir wohnten in Kolstrup Nummer 32, einem zwar alten, aber gut erhaltenen Haus, das meinen Großeltern gehört hatte. Am 1. April 1909 wurde mein Vater unter gleichzeitiger Beförderung zum Schaffner nach Flensburg versetzt. Am gleichen Tage wurde ein anderer Eisenbahner dorthin versetzt. Sein Name war Meng. Sein Sohn Hans Meng besuchte, wie auch ich, später die Volksschule in der Schloßstraße. Hans Meng erlernte das Handwerk des Maschinenbauers bei der Flensburger Schiffsbau-Gesellschaft, besuchte später ein Lehrerseminar und brachte es zum Schulleiter einer dänischen Schule. Später wechselte er in die Verwaltung des dänischen Schulwesens in Südschleswig. Er starb 1954. Heute trägt eine dänische Schule seinen Namen.

Doch zurück nach Aabenraa. Schon einige Wochen vor unserem Umzug hatte unsere Mutter uns von Flensburg erzählt. »Det æ en stoe by, møj større end Affenraa. Der kør æ toch å æ ga, og det endda u'en lokomotiv!« Als wir Aabenraa verließen, war ich vierdreiviertel Jahre alt. Ganz habe ich die ersten Jahre meiner Kindheit nicht vergessen. Es sind kleine Augenblicksbilder ohne jeden zeitlichen Zusammenhang, die in meiner Erinnerung haften geblieben sind.

Meine Spielkameraden waren Kai und Iver Toft. Sie wohnten in dem Haus, das mit unserem direkt zusammengebaut war. Am äußersten Ende wohnte eine ältere Frau, Lena Taysen, die eine kleine Hökerei betrieb. Ich sehe mich noch mit der Petroleumkanne unterwegs, um einen Liter Petroleum zu holen. Als sie nach einigen Augenblicken noch nicht erschienen war, ging ich hinaus, um im Rinnstein mein Wasser zu lassen. Da sie aber immer noch nicht kam, nahm ich meine Kanne und ging nach Hause. »Der æ ingen i æ botik«. Meine Mutter holte dann selber ihr Petroleum. Ich erwähnte bereits meine beiden Spielkameraden Kai und Iver. Wir drei zogen oft unter Gesang zum Bahnübergang am Wald. Das einzige Lied, das wir kannten, bestand nur aus einem Satz: »Ich hatt' einen Kameraden«. Diese Wörter sangen wir immer wieder, bis wir bei unserer alten Freundin angelangt waren. Es war eine alte Schrankenwärterin, genannt »Tilla ved æ lej«. Sie las uns aus einem alten Märchenbuch vor. Ob es deutsche oder dänische Märchen waren, kann ich heute nicht mehr sagen. Wir sangen auch ein altes Kinderlied. Es sind nur Bruchstücke in meiner Erinnerung haften geblieben: »Den lille Ole med paraplyen«. Einmal wäre Kai fast unter den »heranbrausenden« Zug gekommen. Im letzten Augenblick gelang es »Gamle Tilla«, ihn zurückzureißen. In Sicherheit gebracht wurde er übers Knie gelegt.

Er ist nie wieder durch die geschlossene Schranke gekrochen. An den Abhängen, an welchen die kleine Bimmelbahn nach Rothenkrug vorbeifuhr, suchten wir zusammen mit unserer Mutter nach Walderdbeeren, die wir auf lange Grashalme zogen. Ob ich zu viele Beeren gegessen hatte, weiß ich nicht mehr, aber meine Mutter mußte mich mit Grasbüscheln reinigen. Ich hatte in die Hosen gemacht – und dabei hatte ich einen neuen blauen Samtkittel an! Und ich sehe mich noch auf dem Weg hinüber zur Bleiche. Es muß im Herbst gewesen sein, denn ich pflückte Brombeeren. Dann und wann kam eine alte Handelsfrau vorbei. In einem mit schwarzem Wachstuch zugedeckten Korb hatte sie billiges und »teures« Zuckerwerk. Die billigen Stücke kosteten 1 und 2 Pfennig, die »teuren« waren für 5 und 10 Pfennig zu haben. Manchmal konnte unsere Mutter ein Stück für 2 Pfennig kaufen. Als die alte Handelsfrau wieder einmal mit ihrem Korb kam, hatte meine Mutter sie rechtzeitig gesehen. Da sie keine 2 Pfennig erübrigen konnte, wurde die Tür schnell abgeschlossen, und wir krochen unter den am Fenster stehenden Tisch. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, sich bemerkbar zu machen, zog die Handelsfrau weiter. Es war kein Geschäft zu machen. Ja, wir waren wirklich nicht verwöhnt. Einmal schenkte ein Bruder meiner Mutter meiner Schwester und mir 10 Pfennig. Die brannten natürlich in der Hand und mußten schnell ausgegeben werden. Es ist eigenartig, daß ich mich nicht an die Weihnachtsfeste im Elternhaus in Aabenraa erinnere. Wohl aber sehe ich mich auf dem Arm meines Vaters bei einer Weihnachtsfeier im Logenhaus in der Forstallee. Meine Eltern waren überzeugte Guttempler, wie es meine Großeltern auch schon waren. Mein Großvater Sören Nielsen, den ich nicht mehr gekannt habe, war einer der Stifter der ersten Loge in Aabenraa. An einen Tannenbaum im Logenhaus kann ich mich allerdings nicht erinnern. Ich sehe mich aber auf dem Arm meines Vaters mit einem kleinen Baukasten und einer mit einer blauen Schleife verzierten kleinen Marzipanwurst. Für meine Schwester und mich hatte unser Vater einen Schlitten gebaut, in dem wir beide auf einer kleinen Bank sitzen konnten. Die Seiten waren kunstvoll als Schwäne gestaltet. Der Schlitten wurde von unserem Vater geschoben. Leider mußten wir den Schlitten beim Umzug nach Flensburg zurücklassen. Wir konnten es lange Zeit nicht fassen, daß es in der großen Stadt Flensburg keinen Platz für einen kleinen Schlitten gab. Nun, im späteren Leben haben wir gelernt, auf mehr als auf einen Schlitten zu verzichten.

Von unserer Abreise aus Aabenraa ist nichts in meiner Erinnerung geblieben. Ich sehe uns nur noch in Begleitung eines alten Onkels Ludwig und der Tante Marie die Schloßstraße hinaufgehen. Im Vorderhaus Nr. 38 lag unsere Wohnung in der zweiten Etage. Sowohl die Nr. 38 als auch die Nummern 34 und 36 hatten ein Mittel- und ein Hinterhaus. In dieser Wohnung konnten meine Eltern

keine Ruhe finden. Harmonikaspiel, Gesang und laute Unerhaltung verschönten die Abende. Tagsüber sorgte eine große Anzahl Kinder auch nicht gerade für Ruhe. Nach nur drei Monaten gaben unsere Eltern die Wohnung auf. Wir zogen in die Nummer 26 neben der Schule. Zwar gab es auch hier ein Mittel- und ein Hinterhaus. Aber es war doch sehr viel ruhiger. Natürlich wohnten wir im Hinterhaus. Das war gar nicht so schlecht. Vom Küchenfenster hatten wir eine großartige Aussicht über die Förde bis hinüber nach Kollund und nach Mürwik. Jeden Mittag wurde in Mürwik ein Schuß abgegeben, und der Zeitball fiel herunter. Nach diesem Schuß stellte man in Flensburg die Uhren. Auch die Stapelläufe, die immer Punkt zwölf stattfanden, konnten wir vom Fenster aus verfolgen. Regelmäßige Gäste im Hafen waren Holm & Molzens Kohlenschiffe »Glückauf« und »Mercur«, die im Turnus Kohlen aus England holten.

Mit dem Umzug nach Flensburg begann ein neuer Abschnitt meiner Kinderjahre.

In unserem Elternhaus wurde sønderjysk gesprochen. Bei dieser Sprache sind meine Eltern immer geblieben. Solange wir in Aabenraa wohnten, antworteten wir in der gleichen Sprache. Das änderte sich, als wir in Flensburg auf die Straße kamen. Außer den wenigen aufgeschnappten Wörtern »ich hatt' einen Kameraden« kannte ich damals kein deutsches Wort. Daß meine Eltern zu der Zeit bewußt dänischer Gesinnung waren, kann ich nicht sagen. Sie sahen daher den Übergang ihrer Kinder zur deutschen Sprache nicht ungern, denn ein Jahr nach unserem Umzug nach Flensburg begann meine Schulzeit.

# Schul- und Kriegsjahre in Flensburg

Ich kann nicht sagen, daß ich gerne in die Schule gegangen bin. Aber es mußte ja sein. Der Übergang von den freien und ungebundenen ersten Kinderjahren war nicht leicht. Die 1886 erbaute Schule war preußisch nüchtern und kahl. Ebenso nüchtern war der Schulbetrieb. Es war die Vorstufe zum Kasernenhof. Diesen Vergleich konnten wir damals allerdings nicht anstellen. Aber der Drill war der gleiche: Ruhig sein, gerade sitzen, Hände falten. Wenn wir eine Frage beantworten konnten, hatten wir die rechte Hand hochzuheben. Ein Lichtblick war das wöchentliche Baden. Unter der Turnhalle war ein großer Baderaum mit Duschen. Hier tummelten wir uns mit großem Vergnügen, denn ein Badezimmer in der Wohnung war für uns unvorstellbar. Das galt nicht nur für die Bewohner der Schloßstraße sondern für den weitaus größten Teil der Bevölkerung überhaupt. Zentralheizung gab es in der Schule nicht. In jeder Klasse stand ein großer eiserner »Kopenhagener« Ofen, der mit Kohle geheizt wurde. Elektrisches Licht war damals in den Schulen, besonders in den alten, so gut wie unbekannt. Von der Decke hingen mehrere große Gaslampen herab. Ihr leises Zischen machte uns müde und schläfrig. Aber dagegen gab es bewährte Mittel. Daß es nicht das leise Zischen der Gaslampen war, das uns schläfrig machte, sondern der Mangel an Sauerstoff, konnten wir nicht wissen. Die Schülerzahl in den einzelnen Klassen war, besonders in den Arbeitervierteln, kein Problem. Es mußte Platz für alle da sein, und so waren Klassen mit über 40 Schülern keine Seltenheit. Unser Lehrer in den ersten drei Schuljahren war Broder Petersen. Über ihn ist nichts Bemerkenswertes zu berichten. In den ersten drei Jahren schrieben wir ausschließlich auf der Schiefertafel. Unsere Mutter legte Wert auf eine saubere Tafel. Der Holzrahmen wurde geölt und der Schwamm täglich gut angefeuchtet. Am Rande des Schulhofes lag ein schmaler Backsteinbau, in dem sich die Toiletten befanden. An den Außenmauern hatten Generationen von Schülern tiefe Rillen in die Steine geschliffen. Hier wurden in der Pause die Griffel gespitzt. Unser einziges Buch in den ersten drei Jahren war die Fibel. Im vierten Schuljahr begannen wir mit Schreibübungen im Heft. Das war eine aufregende Sache. Wir schrieben die sogenannten gotischen Buchstaben. Für das Schönschreiben gab es besondere Hefte mit vorgedruckten Buchstaben. In diesen Heften gab es nur lateinische Buchstaben. Auf diese Weise lernten wir sowohl die gotischen als auch die lateinischen Schriftzeichen. Und wenn ich heute etwas mit der Hand schreibe, benutze ich die alte gotische Schrift.

In den ersten drei Jahren hatten wir Unterricht von acht bis zwölf Uhr. Das änderte sich mit Beginn des vierten Schuljahres, außer am Mittwoch und

Sonnabend kamen je zwei Stunden von zwei bis vier Uhr hinzu. Diese neue Regelung empfanden wir alle als sehr unangenehm, weil uns der Nachmittag genommen wurde. Viel Abwechslung brachte der monotone Schulbetrieb, abgesehen von den Ferien, nicht. Eine Ausnahme bildete der jährliche Schulausflug. Mit den heute üblichen Veranstaltungen läßt er sich nicht vergleichen. In den ersten drei Jahren ging es unter Vorantritt eines Tambourkorps in die Marienhölzung, wo einige Spiele stattfanden. Zum Abschluß gab es im »Weißen Haus«, in der Gaststätte, ein Glas Milch und ein Stück Streuselkuchen. Als »Wegzehrung« erhielt jeder eine Zuckerstange, die nicht mehr als fünf Pfennig gekostet hatte. In geschlossener Kolonne ging es dann zurück zur Schule, wo sich der Zug auflöste. Wir hatten einen großen Tag erlebt. Im vierten Schuljahr wurden wir schon zu den »Großen« gezählt. Der Schulausflug ging nun nicht mehr in die Marienhölzung sondern mit einem der Fördedampfer nach Langballigau. Mein Brot und eine Flasche Saftwasser trug ich in einem kleinen Rucksack. Als »Extraverpflegung« hatte ich eine Tüte Himbeerbonbons zu zehn Pfennig mit. In Langballigau wurde uns in der Gastwirtschaft Rote Grütze mit Milch serviert. Am Nachmittag marschierten wir unter Gesang nach Rüde, um von dort die Rückfahrt mit der Kleinbahn anzutreten. Die Finanzierung einer solchen Reise war nicht ganz einfach. Schon viele Wochen vor dem Ausflug brachten wir wöchentlich zehn Pfennig mit in die Schule. Der Betrag wurde in eine Liste eingetragen. Es kam allerdings oft vor, daß der eine oder der andere keinen Groschen mit hatte. Es war eben nicht so leicht, diesen Groschen zu erübrigen. Da wir mit dem Sparen aber rechtzeitig anfangen, konnten dennoch immer alle mitkommen. Es gab einige »Wohlhabende« unter uns, die zwei oder drei Groschen mehr als die anderen eingezahlt hatten und auf dem Ausflug über ein extra Taschengeld verfügten. Die große Masse der Schüler war froh, den benötigten Mindestbetrag überhaupt aufgebracht zu haben. So einfach und bescheiden war unser Leben.

In den Sommerferien und an den schulfreien Nachmittagen zogen wir zum Baden nach Ostseebad oder Kielseng. Hatten wir das Glück, mit der Hand einige Krabben zu fangen, wurden diese in einer alten Konservendose gekocht. Zwischen Kielseng und Mürwik stand auf halber Höhe eines grünen Abhangs ein wilder Rosenstrauch. Hier schlugen wir unser Lager auf. Das alte Kielseng mit seinem weißen Strand war für uns Kinder ein richtiges Paradies. Aus Zigarrenkistenholz hatte ich ein Wasserrad gebastelt und in einem Wasserlauf aufgestellt. Dort stand es einige Tage, bis es einen Liebhaber gefunden hatte. So vergingen Sommer und Herbst. Ostern 1914 rückte ich in die fünfte Klasse auf. Unser Klassenlehrer Thomsen trug ständig einen grauen Lodenumhang und auf dem Kopf einen Bowlerhut. Aus unerfindlichen Gründen wurde er von den Schülern »Schladden« genannt. Diesen Lehrer hatten wir nicht lange. Eines

Tages erschien er nicht zum Unterricht. Wir warteten fast eine Stunde, lärmten und tobten, bis ein anderer Lehrer erschien. Der Rektor wurde benachrichtigt. Wir konnten nach Hause gehen. Am nächsten Tag hörten wir von einem Neffen des Lehrers, daß Herr Thomsen krank sei. Keiner war glücklicher als wir, und wir wünschten ihm, den wir alle nicht leiden konnten, eine lange Zeit der Krankheit. Langsam kam die Wahrheit ans Licht. Von dem Neffen erfuhren wir, daß der Lehrer dem Trunk verfallen war. Er kam nie wieder in die Schule. Bis wir einen neuen Lehrer bekamen, wurden wir stundenweise von anderen Lehrern unterrichtet.

Wir schrieben das Jahr 1914. Unser Schulausflug sollte -wie konnte es in diesem Jahr anders sein?- nach Sonderburg und zu den Düppeler Schanzen gehen. In den Geschichtsstunden hatten wir schon in den vielen Wochen vorher vom siegreichen Krieg Preußens und Österreichs gegen Dänemark und von der Befreiung Schleswig-Holsteins von der dänischen Herrschaft gehört. Nun sollten wir den Kriegsschauplatz selber sehen. In den Gesangsstunden wurden immer wieder die Lieder »Heil dir im Siegerkranz«, »Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben ?«, wie auch »Schleswig-Holstein meerumschlungen«, »Deutschland, Deutschland über alles« u. s. w. gesungen. Endlich kam der große Tag heran, für den wir lange Zeit unsere Groschen gespart hatten. Mit einem der Fördedampfer fuhren wir nach Egersund, wo wir das Schiff verließen. An diesem Tag sind sicherlich viele Klassen mit demselben Ziel unterwegs gewesen, denn der Dampfer war voll besetzt. Mit dem Trommlerkorps voran marschierten wir alle zu den Düppeler Schanzen, wo wir uns in Reih und Glied aufstellen mußten. Es wurden große Reden über Preußens Gloria und Preußen/Deutschlands Macht gehalten. Wir sangen, daß unsere Kehlen heiser wurden. Nach den großen Reden bekamen wir Zeit, unser mitgebrachtes Brot zu verzehren. Dann ging es hinunter nach Sønderborg, über die alte Pontonbrücke zu den Anlegeplätzen der Fördedampfer, um mit dem Schiff die Rückfahrt nach Flensburg anzutreten. Das Thema des nächsten Aufsatzes konnte natürlich nur lauten: »Unsere Fahrt nach Düppel« – oder ähnlich. Als besondere Wegzehrung hatte ich eine kleine Tüte mit Himbeerbonbons mit. Da ich immer einkaufen ging, durfte ich mir einen Tag vor dem Ausflug diese Bonbons von Thomas C. Jessen mitnehmen. Einige wenige Schüler verfügten über Taschengeld, das war für mich ein unvorstellbarer Luxus. Ich hatte für zehn Pfennig Himbeerbonbons und eine Flasche Saftwasser. Was wollte ich mehr?

Die Fahrt nach Düppel war mein letzter Schulausflug, denn wenige Monate später brach der Erste Weltkrieg aus. Noch heute entsinne ich mich der geradezu hysterischen Begeisterung, mit der die rasch aufeinanderfolgenden Kriegserklärungen begrüßt wurden. Es sollte ja nur ein Spaziergang nach Paris werden! Allgemein wurde die Ansicht vertreten, daß der Krieg spätestens zu



Weihnachten beendet sein würde. Optimisten rechneten sogar mit einer Kriegsdauer von acht bis zehn Wochen.

Mein Vater wurde nicht Soldat. Zum einen war er bei Kriegsausbruch 41 Jahre alt, zum anderen war er von der Eisenbahn als unabkömmlich reklamiert worden. Aber auch als junger Mensch im wehrpflichtigen Alter war er nicht Soldat gewesen. Das hatte natürlich seine besonderen Gründe. Nach Beendigung seiner Lehrzeit als Tischler konnte er in Aabenraa keine Arbeit finden. Er zog nach Hamburg, wo sein Bruder Rasmus bereits arbeitete. In Hamburg mußte er sich zur Musterung stellen, wurde für tauglich befunden, aber nicht eingezogen, und zwar dank der besonderen Bestimmungen für die Hansestädte. Diese hatten ein bestimmtes Kontingent Soldaten zu stellen – und mehr junge Männer, als man für dieses Kontingent benötigte, wurden nicht eingezogen. Auf diese Weise kamen nicht alle Wehrpflichtige in den »Genuß«, Soldat zu werden. Mein Vater war einer von ihnen. Nach dem Tode meines Großvaters Sören Nielsen war meine Großmutter Sophie Abelone ohne Existenzmittel. Mein Vater, das jüngste von sechs Kindern, ging nach Aabenraa zurück, um seine alte Mutter zu unterstützen. Da er gemustert war, und da seitdem einige Jahre vergangen waren, wurde er nicht zu den »Preußen« gezogen. So kam er mit dem Leben davon.

Wenige Wochen nach Kriegsausbruch wurde unsere Schule in der Schloßstraße geräumt und als Lazarett eingerichtet. Unsere Schule wurde mit der St. Jürgenschule am Bremerplatz zusammengelegt. Der Unterricht erfolgte nun in Wochenschichten von acht bis dreizehn und von dreizehn bis achtzehn Uhr. Doch ehe ich auf die zweite Hälfte meiner Schulzeit eingehe, möchte ich noch über die Schloßstraße und ihre nähere Umgebung berichten.

Wir Jungen verbrachten fast jede freie Stunde vor der Duburg-Kaserne. Hier gab es immer etwas zu sehen. Die neu Einberufenen kamen mit ihren Koffern und Kästen in Begleitung eines Unteroffiziers vom Bahnhof, um eingekleidet zu werden. Ging ein Offizier in die Kaserne hinein, mußte die Wache präsentieren. Vor einem Feldwebel hatte sie nur »Haltung« anzunehmen. Es war immer frühzeitig zu erkennen, wenn wieder Truppen ins Feld abrücken sollten. Dann versammelten sich viele Angehörige vor dem Kasernentor, um ihren Soldaten noch einmal zuzuwinken. Für viele war es der letzte Abschied. Aber soweit dachten wir Kinder damals nicht. War die Stunde des Abschieds gekommen, öffnete sich das Kasernentor, und mit der Regimentsmusik voran marschierte die Truppe zum Bahnhof, der an der Stelle lag, wo heute der ZOB ist. Wir begleiteten die Musik zurück zur Kaserne. Außer dem langen Schulweg merkten wir Kinder vorerst nichts vom Ernst des Krieges. Wir hörten nur von den großen Siegen in Ostpreußen und Rußland. Krieg bedeutete für uns nicht viel mehr als große Siege, Soldaten, Regimentsmusik und Hurrarufe. In der ersten

Zeit gab es nach großen Siegen im Osten einen Tag schulfrei. 100 000 gefangene Russen bedeuteten einen Tag schulfrei. Aber die Zeit der großen Siege ging bald vorüber. Der Alltag nahm uns wieder gefangen.

In der Schloß-, König- und Burgstraße wohnten einige Menschen, die aufgrund einiger kleiner Besonderheiten unsere Aufmerksamkeit erregten. Da wohnte im Mittelhaus der Schloßstraße 26 ein Maler Hermannsen. Der hatte einen Sohn, mit dem ich oft spielte. Die Mutter meines Spielkameraden hatte einen außerordentlich langen und dünnen Hals. Es kam vor, daß sie den Hals verrenkte, so daß sie ihn nicht bewegen konnte. Wenn dieser Fall eintrat, wurde meine Mutter zur Hilfeleistung gerufen. Die Familie Hermannsen sprach Reichsdänisch. Für uns Kinder war Maler Hermannsen aus einem besonderen Grund interessant. Es handelte sich um irgendeine Paßgeschichte, die mit Gefängnis geahndet wurde. Er mußte einige Wochen »brummen«. Wir Kinder hatten irgendetwas gehört, aber nichts verstanden. Eines Tages fiel Maler Hermannsen bei Arbeiten an der Schule in der Bau'er Landstraße von der Leiter und brach sich ein Bein. Nachdem er aus dem Krankenhaus entlassen worden war und zu Hause am Fenster saß, sangen wir Kinder mit Begeisterung: »Ein Gauner fiel vom Dache und brach sich das Genick / Ein Schutzmann von der Wache, der nahm den Gauner mit / Der Gauner mußte brummen acht Tage unterm Tisch, / acht Fliegen fangen, und das gefiel ihm nicht!«. Es dauerte nicht lange, bis uns Kindern von unseren Eltern verboten wurde, dieses Spottlied zu singen. Hermannsens waren ruhige und ordentliche Menschen, die es nicht verdienten, so verspottet zu werden. Aber Kinder denken nicht viel nach – und können daher oft recht grausam sein. Mit Frau Hermannsen und meinem Freunde Hans bin ich im Sommer oft in der Marienhöhlung gewesen. Ich machte diese Spaziergänge gerne, denn mein Freund hatte in einer grünen Botanisiertrommel leckere, selbstgebackene Kuchen mit. Eines Tages verkaufte Hans den Rohrstock seines Vaters an den Lehrer Meyer für fünf Pfennig, die wir dann verleckerten. Es hat ihm nicht viel genützt, denn bald bekam er den neuen zu spüren.

Es gab für uns Kinder in Nr. 26 viel Abwechslung. Kam ein Polizist mit langem Degen und Pickelhelm die Schloßstraße herauf, rief alles: »Muschuf de Putz!«, und wir nahmen Reißaus und versteckten uns hinter der hohen eisernen Pforte. Ob wir etwas ausgefressen hatten – oder auch nicht, kam ein »Putz«, dann ertönte der Warnruf. Auch die Heilsarmee konnten wir nicht in Ruhe die Straße passieren lassen. Hatten wir einen oder mehrere Armisten in ihrer Uniform erblickt, sangen wir im Chor: »Tinalott vun de Heilsarmee / Tinalott vun de Heilsarmee!« Mehr Wörter hatte das »Lied« nicht. Sie würdigten uns keines Blickes, sondern gingen ruhig ihrer Wege. Ihr Versammlungslokal lag in einem Hof in der Norderstraße. Nicht besser erging es zwei älteren Schwestern,

die in der Burgstraße wohnten. Sie hatten einen kleinen religiösen Tick. Kamen sie in unsere Nähe, riefen wir ihnen zu: »Anna, Helene, der Teufel kommt!«. Mit großem Geschrei rafften sie ihre langen Röcke zusammen und stürzten davon.

In der Königstraße wohnte ein alter Invalide aus dem Krieg 1870-71. Er muß in jüngeren Jahren eine stattliche Erscheinung gewesen sein. Er hatte lange, weiße Haare und einen Vollbart und ging stets barhäuptig. Den einen Arm trug er in einer Binde, und an seinem zerschlissenen Rock hing eine Medaille. Er schob einen Leierkasten vor sich her. Das war der Dank des Vaterlandes. Er spielte vor allem Choräle. Am besten entsinne ich mich des Chorals: »Ich bete an die Macht der Liebe«. Ich glaube nicht, daß dieser Mann den Anfang des Weltkriegs noch erlebt hat. Es gab noch einen anderen Leierkastenmann im Norden der Stadt. Er schien kein Invalide zu sein, war seinem Aussehen nach aber sehr arm. Schon von weither konnten wir ihn an seiner Musik erkennen. Er pflegte, besonders gefühlvolle Passagen mit Gesang zu begleiten. Mit Vorliebe spielte er ein Lied, in dem es hieß: »Verlassen, verlassen bin ich, wie der Stein auf der Straße so verlassen bin ich«. Kam er in die Höfe, halfen die Kinder ihm, die in einem Stück Papier aus den Küchenfenstern heruntergeworfenen Ein- oder Zweipfennigstücke einzusammeln.

Es kam auch vor, daß eine feierliche Musik ertönte. Hinter einer Blaskapelle folgte die blau-weiß-rote Fahne, die von einem kräftigen Mann getragen wurde. Vier bis fünf alte, in feierliches Schwarz gekleidete Männer mit Zylinder auf dem Kopf schlepten sich hinter einem Leichenwagen mühselig die Schloßstraße hinauf. Das kleine Gefolge waren die letzten »Kampfgenossen« von 1848.

Besonders abgesehen hatten wir es auf die Schüler der Oberschulen, die wir an ihren bunten Schülermützen erkannten. Es kamen nicht viele durch die Schloßstraße. Kam aber einer, oder kamen gar mehrere, dann sammelte sich schnell eine Schar von Schloßstraßenjungen und sang den Buntmützen ihr Spottlied nach. Hier ist der Text:

»Stut, stut Aggehön, mok mi nich to'n Tibbehön  
Tibbehön leggt Eier – op det Tante Meier.«

Waren es große Buntmützen, blieben wir in sicherer Entfernung hinter der Pforte stehen. Manchmal kamen sie auch näher, aber dann liefen wir in die Höfe, wohin sie uns nie folgten.

Auch Willem Radies und »Philipp mit de Nack« sorgten für Abwechslung.

Gegenüber von Nr. 26 wohnte eine Familie Lippert. Alle Söhne dieser Familie ergriffen den Beruf ihres Vaters, sie wurden Klempner und Dachdecker. Woher ich sie hatte, weiß ich heute nicht mehr. Aber ich war in den Besitz einer Trillerpfeife gelangt. Ich sah wohl, wie die Lippertjungen die

Köpfe zusammensteckten. Dann kamen sie herüber und sprachen ein ernstes Wort mit mir. Ob ich denn gar nicht wüßte, daß der Besitz einer solchen Pfeife verboten sei? Wenn mich ein Polizist mit dieser Pfeife erwischen würde, könnte es mir teuer zu stehen kommen. Aber sie seien ja gar nicht so, sie würden mir schon helfen, die Pfeife vor der Polizei zu verstecken. Das Ende vom Liede war, ich gab ihnen die Pfeife und erhielt dafür einen Hampelmann. Die Lippertjungen piffen munter auf »ihrer« Pfeife. Ich war sie los – aber um die Erfahrung reicher, daß die Menschen nicht immer das meinen, was sie sagen.

Vor dem Haus Nr. 26 und teils auch vor der Schule lag, etwas oberhalb des Straßenniveaus, ein eingezäunter Platz. Ein schmaler Weg teilte ihn in zwei Teile. Das kleinere Stück lag ungepflegt da, während in dem unteren, dem größeren Stück ein Garten angelegt war. Hier wuchsen Flieder und Goldregen, Blumen und blühende Sträucher. Auf dem höchsten Punkt stand eine kleine Sommerlaube. Hier saß im Sommer, und wenn es warm war, eine sehr vornehm wirkende alte Dame in schwarzem Kleid und mit einem Kapothütchen. Im Sommer, sicherlich in den Ferien, hatte sie Besuch von einer Enkelin aus Berlin. Mit einigen Mädchen aus Nr. 26 hatte sie sich angefreundet. Sonst verhielt sie sich, genau wie ihre Großmutter, sehr reserviert. Wir riefen ihr höchstens einmal »Berliner Pflanze« zu, als Antwort bekamen wir »Flensburger Zippelmütz«. In jenen Jahren war der kleine Garten, neben dem ein Weg in den Rummelgang führte, ein Idyll, das manchen Kunstmaler angezogen hat. Ein kleines Haus mit rundem Dach war ganz von wildem Wein umspinnen. Von diesem alten Idyll ist heute nichts mehr übriggeblieben.

Kurz vor Kriegsausbruch verließ die Familie Hermannsen Flensburg. Sie zog zurück nach Dänemark. Eine Familie Petersen übernahm ihre Wohnung. Die beiden Söhne dieser Familie, Mathias und Kalli, beide etwa in meinem Alter, wurden meine Freunde. Oft zogen wir in die Kieler Anlagen, die auf der östlichen Seite an der inneren Hafenspitze zwischen dem Kieler Bahnhof und dem Hauptbahnhof lagen. Die von den Norderhofenden nach der Ostseite der Stadt führende Straße war oft durch die herabgelassenen Schranken gesperrt. Nach Süden zu lagen an einer Rampe große offene Schuppen, in denen die mit der Kleinbahn aus Angeln herangebrachten Schweine bis zur Verladung in die Güterwagen der Staatsbahn untergebracht wurden. Die Güterzüge rangierten, die Schranken wurden geöffnet und geschlossen, kurz: hier herrschte immer ein reges Leben, hier wurde es nie langweilig, denn es gab immer viel zu sehen. Vom Hauptbahnhof zum Kieler Bahnhof mußte man durch einen Tunnel, der immer feucht und schmutzig war. Wenn die Flensburger vom Tunnel sprachen, betonten sie die letzte Silbe. Die Kieler Anlagen waren damals, wie so viele andere Anlagen auch, ein Schmuckstück. Öde Parkplätze haben die schönen Rasenflächen verdrängt.

In der Norderstraße hatte Max Horn ein Papiergeschäft. Dort gab es gemustertes Papier zum Einlegen in die Schubladen, blau und weiß gemusterte Borten für die Regale mit den Steingutbehältern für Salz, Mehl, Grieß, Zucker, Soda u.s.w. Er handelte auch mit Krepppapier. Eines Tages wurde sein Lager mit diesem Artikel total ausverkauft. Und das kam so:

Ein Mädchen aus Nr. 26 war in den Besitz einer Rolle dieses Papiers gelangt. Die Papierbahn wurde zusammengelegt, ein rundes Loch ausgeschnitten, und die Bahn über den Kopf gezogen. Ein Gürtel kam dazu und eine aus einer Zeitung gefertigte Mütze. Fertig war das Kostüm. Dieses Kreppkostüm löste geradezu eine Epidemie aus. Alle Mütter mußten fünf Pfennig für eine Rolle Papier herausrücken. Dann setzte bei Max Horn eine wahre Invasion ein. In kurzer Zeit hatte er sein Papier ausverkauft. Aus Zeitungen wurden spitze Mützen gefaltet. Und in kurzer Zeit tanzten und sangen zahlreiche Kinder auf dem Mittel- und dem Hinterhof herum. Dieser Spaß dauerte einige Tage – und dann wanderte die bunte Pracht in die Mülltonne.

Radio und Fernsehen waren damals unbekannte Begriffe. Aber im Mittelhaus besaß eine Familie eine »Sprechmaschine« mit großem Blechtrichter. War das Wetter gut, wurde der Apparat am Sonntagmorgen ins Küchenfenster gestellt. Alle genossen das Sonntagskonzert.

Eines Tages erhielt mein Vater von einer mir unbekannt Person ein Geschenk, das er aufgrund seiner Stellung nicht ablehnen konnte. Er war Schaffner bei der Reichsbahn. Es handelte sich bei dem Geschenk um eine Gipsbüste der Kaiserin Auguste Viktoria, die auf einem marmorierten Tonrohr stand. Guter Rat war teuer. Wohin mit dem Ding? Es wurde zuerst in die »gute Stube« gestellt. Da die gute Stube fast nur zu Weihnachten und an besonderen Festtagen benutzt wurde, störte Auguste nicht sonderlich. Aber im Wege war sie doch. Da kam meinem Vater ein rettender Gedanke: Hatte er sie geschenkt bekommen, konnte er sie auch wieder verschenken. Aber wer wollte sie haben? Es wurde ein Ausweg gefunden. Auguste wurde schön gewaschen. Dann kauften wir für 10 Pfennig Schlemmkreide, mit der Auguste angestrichen wurde. Nachdem sie getrocknet und das Tonrohr gesäubert war, machte mein Vater der Schule ein Geschenk. Der Rektor konnte diese hochherzige Gabe natürlich nicht ablehnen. Er nahm sie mit Dank entgegen.

Auf der anderen Seite der Schloßstraße, dort wo die Biegung ist, befand sich damals eine Hökerei. Der Inhaber war ein kleiner, stets schwarzgekleideter Mann, den wir Kinder den »Bümschenmann« nannten. Er war sehr fromm und schenkte besonders den kleinen Mädchen gerne bunte Heiligenbilder. Hatte er gerade keine Bilder, steckte er ihnen ein Bonbon in den Mund. »Willst ein Bümschen haben liebes Herzchen?«. Daher sein Spitzname. Er wird sich wohl ein wenig zu intensiv mit den kleinen Mädchen beschäftigt haben, denn eines

Tages war er verschwunden und ist in der Schloßstraße nicht mehr gesehen worden.

Meine beiden Schwestern durften seinen Laden nicht betreten. Wir hatten auch keine Veranlassung, beim Bümschenmann zu kaufen, da Thomas C. Jessen in der Norderstraße unser Kaufmann war. Das Einkaufen war meine Aufgabe. Was ich holen sollte, stand auf einem Zettel, der ins »Buch« gelegt wurde, das mit einer Zeitung zugedeckt werden mußte. Fremde Leute sollten nicht sehen, daß wir auf »Anschreiben« kauften. Daß Anschreiben etwas anderes als Barkauf war, das merkte ich schnell. Kamen Kinder oder die Hausfrau persönlich mit ihrem Korb und bezahlten ihre Ware gleich, legte der Kommiss eine spitze Tüte mit Bonbons in den Korb. Da ich nie eine solche Tüte erhielt, weil ich nicht gleich bezahlte, fühlte ich mich irgendwie benachteiligt.

In der Schloßstraße war immer etwas los. In der unteren Schloßstraße, der Nummer 3/5, hatte August der Schuhmacher seine Werkstatt. Mindestens einmal in der Woche war er sinnlos betrunken und wälzte sich im Rinnstein. Es kam auch vor, daß er sich mit seinem ebenfalls betrunkenen Kumpan im Rinnstein prügelte. Auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung erschien der von den Nachbarn herbeigerufene »Grüne August« und brachte die beiden Saufbolde in den »Bullenstall«, dem Polizeigefängnis im Hof des alten Rathauses. Teils betrachteten wir Kinder das beschämende Beispiel eines verkommenen Lebens mit Abscheu, teils mit Neugierde. Die tiefe Tragik eines solchen Lebens ist uns als Kinder natürlich nicht bewußt geworden. Rollte der »Grüne August« davon, begleiteten ihn Rufen und Geschrei. Das Spottlied sangen fast alle Kinder hinter dem Wagen her:

»Alle duhne Kerle trullala hoppsasa  
hett sin Geld versapen trullala hoppsasa«

Das verfallene Haus, in dem August seine Werkstatt hatte, wurde im Februar 1980 abgebrochen.

Die Zeit verging. Vom Kriege merkten wir vorerst noch nicht viel. Aber einiges änderte sich doch sehr schnell. Die Zeit der schulfreien Tage aus Anlaß großer Siege war vorbei. Dann und wann fehlte ein Schüler einen Tag. Kam er am folgenden Tag verweint wieder, hörten wir, daß sein Vater gefallen sei. Was »gefallen« bedeutete, konnten wir uns nicht richtig vorstellen. Der Tod war für uns ein Wort, daß uns nichts bedeutete. Wir hatten kein Verhältnis zu ihm.

Langsam änderten sich die Lebensbedingungen. Diese oder jene Ware wurde knapp. Zuletzt gab es sie nicht mehr. Lebensmittelkarten wurden eingeführt. Wir mußten uns noch mehr einschränken. Normale Waren gab es so gut wie überhaupt nicht mehr. Es gab nichts, für das es nicht Ersatz gab. Arbeitsanzüge wurden aus Papier hergestellt. Man konnte sie nicht waschen. Schuhsohlen wurden ein Luxusartikel. Für sie gab es aus kleinen Stücken Abfalleder aus-

gestanzte »Sohlenschner«. Es gab weder Kaffee noch Tee – aber es gab Ersatz. Wir Schulkinder wurden für die Beschaffung der für den Ersatz benötigten Rohstoffe eingesetzt. Wir sammelten bald alles, was in Feld und Wald gefunden werden konnte. Als Ersatz für den fehlenden Tee sammelten wir Himbeer- und Brombeerblätter. Die Marmelade, deren Hauptbestandteil bald nur noch Rüben waren, wurde mit den Beeren der Eberesche, die wir Vogelbeere nannten, gestreckt. Aus Eicheln und Mehlbeeren wurde Kaffee gemacht. Im Herbst sammelten wir in der Marienhölzung Bucheckern. Ein Kilogramm war das Tagespensum. Es war eine mühselige Arbeit, 1 Kg Bucheckern zu sammeln. Es wurde mit einigen Pfennigen bezahlt – und außerdem gab es eine Karte für einige Gramm Speiseöl. Hatten wir unser Kilogramm abgeliefert, erhielten wir einen Tag schulfrei. Auch Brennesseln wurden gesammelt. Sie mußten mindestens 70 cm lang sein und durften nicht geknickt werden, weil sie dann unbrauchbar waren. In den langen Stengeln befanden sich einige Fasern, die zu Textilien verarbeitet wurden. In der Marienhölzung plünderten wir unter Anleitung des Försters die Schonungen. Die jungen Blätter wurden von den Bäumen gestreift. Sie sollten getrocknet zu Laubheu werden und als Pferdefutter dienen. Das Laubheu, das wir gesammelt hatten, hat seinen Zweck allerdings nicht erfüllt, denn es verbrannte mitsamt der Ringeschen Wassermühle am Mühlenstrom. Die auf Karten zugeteilte Margarine ähnelte oft mehr der Seife als Brotaufstrich. Nicht nur im Krieg sondern auch in friedlichen Zeiten war Margarine unser täglicher Brotaufstrich. Butter war für uns, wie für so viele Menschen der Arbeiterklasse, etwa Unerreichbares. Aber der Knappheit konnte ja abgeholfen werden. Es gab doch »Heureka«. Das war ein Pulver, das man mit Magermilch -so man hatte, denn auch die war knapp- zusammenrühren konnte. Das Ergebnis tat man dann in die Margarine, die gut umgerührt werden mußte. Und schon hatte man die doppelte Menge Brotaufstrich. Die so gestreckte Margarine war aber so bröckelig und wenig ergiebig, daß unsere Mutter bald wieder auf Heureka verzichtete. Alles in allem waren die Kriegsjahre, mit Ausnahme der ersten Monate, bittere Hungerjahre. Im Winter hungerten wir nicht nur, wir froren auch. Kohlen waren knapp – und sie wurden dringend in der Rüstungsindustrie gebraucht. In den letzten Kriegswintern fiel der Unterricht fast vollständig aus. Jeden anderen Tag saßen wir in der kalten Schulstube bis unsere Hausaufgaben kontrolliert waren. Dann wurden wir mit neuen Aufgaben nach Hause geschickt. Waren die Wintermonate hart, waren die Sommermonate nicht viel besser, weil die Lebensmittel immer knapper wurden. Als eine große Erleichterung empfanden meine Eltern das Angebot einer Schwester meiner Mutter, meine älteste Schwester und mich auf die Dauer der Sommerferien zu sich zu nehmen. Wir sollten es schon gut haben. Jeden Tag würden wir unser Ei bekommen und konnten Milch -wenn auch nur

Magermilch- trinken. Milch sahen wir zu Hause nicht oft. Wenn Milchmann Hansen an die Wohnungstür klopfte, hieß es in der Regel, und das nicht nur bei uns,  $\frac{1}{2}$  und  $\frac{1}{2}$ . Das bedeutete je einen halben Liter Mager- und Vollmilch. Wenn es zu Mittag Grütze gab, konnte er auch mal einen ganzen Liter Magermilch und einen halben Liter Vollmilch absetzen. Aber nun sollten ja für meine Schwester und mich die goldenen Zeiten kommen. Schon die Bahnfahrt über Tinglev nach Terkelsbøl war ein Erlebnis. Von dort ging es zu Fuß nach Kraulundfeld, wo der Schwager meiner Mutter eine Landstelle mit zwei Pferden hatte.

Der Onkel Jens Clemmensen war zum Kriegsdienst einberufen. Er befand sich an der Front in Rußland. Im Hause auf der Abnahme lebte der alte Lorenz Clemmensen. Dann war da noch ein junger Knecht von etwas über sechzehn Jahren im Hause. Später erhielt Jens einen Schuß in den Oberschenkel. Er behielt zeit seines Lebens ein steifes Bein – aber war und blieb kaisertreu. Obwohl deutsch bis in die Knochen sprach er zuhause sønderjysk. Sein Vater, Gamle Lorenz, gab sich überhaupt nicht mit der deutschen Sprache ab. Er war alter dänischer Dragoner. Im hohen Alter hat er noch die Wiedervereinigung mit Dänemark erlebt.

Am ersten Tag, als unsere Mutter noch anwesend war, erhielten wir tatsächlich unser Ei. Es sollte das erste und zugleich das letzte sein. Wenn eine Eigenschaft unsere Tante Minna besonders auszeichnete, dann war es ihr Geiz. Sich selbst gönnte sie alles, anderen nichts. Sie war eine schlechte Wirtschaftlerin. Was vom Essen übrigblieb, wurde aufgehoben, bis es verdorben war, und dann wurde es weggeworfen. Und von wegen Milch trinken! Die Vollmilch kam in die Meierei, und die Magermilch war nicht für uns – sondern für die Kälber und Schweine. Waren wir durstig, bitte sehr, es gab ja Wasser genug. Die paar Tage der goldenen Freiheit waren schnell vorüber. Es hieß arbeiten. Die Futterwurzeln mußten gejätet werden. Tante Minna nahm zwei Reihen, und wir links und rechts auch je zwei Reihen. Nun hieß es mithalten! Aber wir sollten ja nicht umsonst arbeiten. Für jede gejätete Reihe sollten wir einen Groschen bekommen. Der Lohn wurde jedoch bald halbiert. Da wir auch jetzt noch zu viel verdienten, wurden uns für jede Reihe zwei Pfennig versprochen. Das Ende vom Lied war, daß wir für viele Tage Arbeit jeder einen Groschen erhielten. Wir sehnten das Ende der Ferien herbei. Aber oweh. Die Ferien wurden in diesem Jahr um einige Wochen verlängert. Die Hungerkur auf dem Lande ging weiter. Wenn meine Schwester im Hause arbeitete, mußte ich Soden in die Küche holen und Holz spalten. Die Soden nannten wir »Floue«. Sie bestanden aus Heidekraut, die mit den Wurzeln ausgestochen wurden. In der Heuernte mußten wir natürlich auch helfen. Jens hatte an einer kleinen Au zwischen Kraulundfeld und Terkelsbøl etwas Wiesenland. Beim Wenden und



Häufeln galt es fleißig mitzuarbeiten. Auch beim Aufladen mußten wir ran. Wir freuten uns schon auf die Heimfahrt. Aber es sollte bei dieser Vorfreude bleiben. Wir mußten den Heimweg zu Fuß antreten, denn die Pferde hatten auf der sandigen Straße genug zu schleppen, und wir waren ja nur zwei müde Kinder. Die Ferien dauerten so lange, daß wir auch noch die Kornerte mit einbrachten. Diese Arbeit war für uns unterernährte Kinder sehr schwer. Wir mußten die Garben, die mit der Forke auf den Dachboden geworfen wurden, wegschleppen und am Ende des Bodens sauber aufstapeln. Natürlich konnten wir nicht so schnell wegschleppen, wie die Garben auf den Boden geworfen wurden. Aber Minna verstand es, uns anzutreiben. Hatten wir die letzte Garbe des Fuders verstaut, gab es bis zum nächsten Fuder eine Ruhepause. Lange dauerte sie jedoch nicht, denn das Roggenfeld lag unmittelbar hinter dem Haus. Abends fielen wir totmüde ins Bett. Aber auch diese Zeit ging vorüber.

Kurz vor unserer Heimreise durften wir mit dem jungen Knecht Karl nach Tinglev fahren. Es war beileibe keine reine Vergnügungsfahrt. Der Knecht sollte beim Bäcker für eine ganze Brotkarte kleine Zwiebacke einkaufen und auch andere Besorgungen erledigen. Wir waren am Vormittag weggefahren, und nun war es schon lange nach Mittag geworden. Uns plagte der Hunger. Nach langem Zögern gab der Knecht jedem einen kleinen Zwieback. Zurückgekommen gab es erst eine lange Auseinandersetzung mit dem Knecht, denn beim Nachzählen der Zwiebacke hatte Minna festgestellt, daß zwei fehlten. Karl mußte gestehen, daß er sie uns gegeben hatte. »Das war nicht nötig«, meinte Tante Minna. Ob aus diesem Grund oder ob wir auch ohne den Zwieback kein Mittagessen bekommen hätten, weiß ich nicht. Wir mußten bis zum Abendessen warten. Die Zwiebacke wurden in einem großen Kasten aufgehoben, der von Tante Minna unter Verschuß gehalten wurde. Wir haben keinen mehr gesehen. Tante Minna pflegte nach dem Mittagschlaf gegen zwei Uhr eine Tasse Kaffee mit einem Stück Würfelzucker zu trinken und einen Zwieback zu essen. Auch wenn aus der Nachbarschaft Besuch kam, gab es eine Tasse Kaffee mit Würfelzucker und Zwieback. Meine Schwester und ich wurden bei diesen Gelegenheiten in den Stall geschickt. Wenn wir abends in den hinter dem Hause liegenden Garten gingen, um zu sehen, ob nicht vielleicht ein wurmstichiger Apfel heruntergefallen war, stand Tante Minna hinter der Gardine und beobachtete uns. Wenn wir einen Apfel fanden, öffneten wir das Fenster – und wir mußten den Apfel abliefern. Unsere zweite Wagenfahrt ging nach Gaaskjær zum Schmied Hans Trulsen. Er war ein Schwager meiner Mutter. Diese Fahrt machten wir mit »Gamle Lorenz«, Tante Minnas Schwiegervater. Wir fuhren über Terkelsbøl, wo wir beim Höker unsere sauer verdienten Groschen vernaschten. Nachdem wir in der Schmiede verschiedene Eisenteile abgeliefert hatten, gab es erstmals etwas zu essen. Wir langten

tüchtig zu. Trulsens, die sechs Kinder hatten, gönnten auch anderen etwas.

Im nächsten Jahr, es muß 1917 gewesen sein, waren wir wieder zur »Erholung« bei Tante Minna in Kraulundfeld. Ein kleines Erlebnis aus den Ferien 1917 ist aus meiner Erinnerung nicht auszulöschen. Unsere Mutter besuchte einige Tage unsere Großmutter, die seit acht Jahren Witwe war und in Terkelsbøl wohnte. Meine Schwester und ich sollten sie dort besuchen. Nun regnete es an diesem Tag zeitweilig sehr stark. Wir wurden aber dennoch losgeschickt. Zu Fuß dauerte der Weg etwa eine Stunde. Da es wieder regnete, als wir loszogen, wurde mir eine alte Joppe von Gamle Lorenz umgehängt. Sie reichte fast bis auf den Boden. Meine Schwester erhielt einige alte Klamotten von Tante Minna. So zogen wir los. Unterwegs regnete es so stark, daß wir bald völlig durchnäßt waren. Meine beiden Beine waren mit alten Lappen umwickelt. Ich hatte an beiden Beinen schmerzhaftes Geschwüre. Behandelt wurden sie nicht, es sei denn, man würde die alten Lappen als Verband bezeichnen. Damals habe ich nicht gewußt, was diese Geschwüre bedeuteten. Es waren Hungerödeme. Schon von weitem hatten unsere Mutter und Großmutter uns gesehen – aber nicht erkannt. Sie hielten uns für Kinder von Landstreichern. Beim Näherkommen mußte meine Mutter erkennen, daß ihre eigenen Kinder zu Landstreichern geworden waren. So erreichten wir endlich das Haus unserer Großmutter, ohne Strümpfe und Schuhe, durchnäßt und in Lumpen gehüllt. Meine Mutter weinte bittere Tränen, und meine Großmutter war erbost über das Verhalten ihrer Tochter Minna. Es gab zwar eine große Empörung, aber es änderte sich nichts. Unsere Hoffnung, mit unserer Mutter nach Hause zu kommen, erfüllte sich nicht. Meine Großmutter hat sicherlich ein ernstes Wort mit Minna gesprochen – doch vergebens. Meine Eltern schwiegen. Sie wollten keinen Streit in der Familie.

Im letzten Schuljahr blieben wir von der Erholungsreise verschont.

Onkel Jens war in der Zwischenzeit wegen seines steifen Beins vom Kriegsdienst entlassen worden. Er und Tante Minna wollten in Flensburg Besorgungen machen. Sie besuchten bei dieser Gelegenheit auch meine Eltern. Sie blieben bis zum Essen. Meine Schwester protestierte dagegen, daß sie vom Lande hier hereinkamen und uns das letzte Stück Brot wegaßen. Natürlich seien sie willkommen, aber sie könnten ruhig etwas mitnehmen. Nach ein paar Ohrfeigen wegen ihres »schlechten Betragens« wurde sie von unserem Vater aus dem Zimmer gewiesen. Es dauerte einige Augenblicke, bis die peinliche Situation sich wieder entspannt hatte. Viele Jahre später habe ich mit meinem Vater über diesen Vorfall gesprochen. Ich verteidigte meine Schwester. Mein Vater sah ein, daß er im Unrecht war, meinte aber, es gäbe eben Dinge, über die man nicht spricht.

Nach den Sommerferien 1917 hatte ich bis kurz vor meiner Konfirmation

eine Stelle als Laufjunge in der Putzmacherei Lawrenz in der Großen Straße. Das Geschäft lag links von der Löwenapotheke. Sowohl die Meisterin Frau Lawrenz als auch ihr Mann waren schon sehr alt, und ihr Geschäft war sehr altmodisch. Sie haben es später dann auch wegen ihres hohen Alters aufgeben müssen. Die Söhne richteten in den Räumen ein Geschäft für Herrenbekleidung ein, das sich aber gegen die großen Firmen nicht halten konnte. Meine Schwester lernte bei Frau Lawrenz das Putzmacherhandwerk. Der Gewerbejunge, den sie bisher gehabt hatten, gab seine Stelle auf. Ersatz war schwer zu bekommen. Meine Schwester erzählte bei dieser Gelegenheit, daß sie einen Bruder habe, der die Stelle wohl übernehmen könne. Meine Eltern waren einverstanden. Ich holte mir im Rathaus eine sogenannte »Arbeitskarte«. Meine Arbeit bestand darin, die Werkstatt auszufegen, in der kalten Jahreszeit den Ofen zu versorgen und die Hüte der Damen abzuholen sowie nach der Reparatur oder Änderung wieder bei den Kundinnen abzuliefern. So zog ich denn mit der großen runden Hutschachtel los. Mein Lohn betrug 1,50 RM die Woche. Es konnte glücken, daß ich 10 Pfennig als wöchentliches Trinkgeld heimbrachte. Ja, die vornehmen Damen hielten ihre Groschen zusammen! Dann und wann galt es auch, den großen Bodenraum zu fegen. Dort lagerten auf Regalen und in Kästen die alten unverkäuflichen Hüte. Es gab wahre Ungetüme aus längst vergangener Zeit zu bestaunen. Kam der alte Lawrenz einmal mit nach oben, um mir Anweisungen zu geben, konnte er wohl einige Schachteln öffnen und mit dem Kopf schüttelnd brummen: »Al de guden Höt, de de Lüt nich koben wülln«.

Wenige Wochen nach der Konfirmation gab ich die Stelle auf.

Ob es gegen Ende 1917 oder Anfang 1918 gewesen war, kann ich heute nicht mehr sagen. Aber eines Tages erhielten wir Besuch von Rektor Voigt. Der Sinn seines Besuches war, meinen Vater zur Zeichnung von Kriegsanleihen zu veranlassen. Von seinem Gehalt konnte er kein Geld abzweigen. Aber so war es auch gar nicht gemeint. Wir Kinder hatten ja ein Sparbuch. Die Schulkinder wurden damals angehalten, rechtzeitig für ihre Konfirmation zu sparen. Wir brachten jede Woche zehn oder zwanzig Pfennig mit, die in eine Liste eingetragen wurden. Am Ende des Jahres wurde der gesammelte Betrag in das Sparbuch übertragen. Über dieses Schulsparen war Rektor Voigt natürlich unterrichtet. Er hielt meinen Eltern einen langen Vortrag über die Notwendigkeit, Kriegsanleihen zu zeichnen und über das Durchhalten bis zum Sieg. Das Ende war, daß er unsere Sparbücher, selbstverständlich gegen ordnungsgemäße Quittung, ausgehändigt erhielt. Natürlich würden wir unser Geld mit Zinsen nach dem Krieg zurückerhalten. Daraus wurde ja nichts, denn bekanntlich wurde der Krieg nicht gewonnen. So haben auch wir, mit so vielen anderen Kindern, unfreiwillig einen Beitrag zur Finanzierung des ersten Weltkriegs geleistet. Nach Abschluß des Krieges wanderten die Quittungen in den Ofen.

Es fiel uns Kindern schwer zu verstehen, daß das für unsere Konfirmation bestimmte Geld nun »verloren« sein sollte. Dieser Betrug an den Kindern wurde übertroffen von dem Betrug, der an Millionen Sparern verübt wurde. Nur nannte man das nicht Betrug sondern Inflation. Es war die größte Umschichtung des Volksvermögens in die Taschen der Schwerindustrie und der Großgrundbesitzer. Millionen fleißige Menschen, die ihr Leben lang für ihre alten Tage gespart hatten, wurden mit einigen Bettelpfennigen abgespeist. Auch hierfür hatte man ein passendes Wort: Aufwertung. Das deutsche Reich war im November 1918 zusammengebrochen. Der Krieg war beendet. Aber da die Blockade nicht aufgehoben wurde, hungerten die Menschen weiter. Die »Ersatzzeit« war noch lange nicht beendet. Ich bin nicht in der Lage, über die sogenannte Revolutionszeit zu schreiben, da sich die Ereignisse außerhalb unseres Gesichtskreises zutragen. Wohl hörten wir während des Unterrichts Marschkolonnen und Gesang. Es waren nicht die uns bekannten Lieder. Es waren die Mürwiker Marinesoldaten, die in die Stadt zogen, um sich der Revolution anzuschließen. Der Versuch einiger Schüler, einen Blick aus dem Fenster zu werfen, wurde vereitelt. Uns sollte die Schande erspart werden zu sehen, was verdorbene Elemente angezettelt hatten.

Das Ende der Schulzeit kam mit dem Jahresschluß 1919 in greifbare Nähe. Über den Beruf, den ich erlernen wollte, war ich mir schon lange klar. Ich wollte Maschinenschlosser werden und war bereits bei der Firma Anthon & Söhne als Lehrling vorgemerkt. Aber diese schöne Seifenblase zerplatzte jedoch sehr schnell. Ostern 1919 hätte ich meine Lehrzeit beginnen sollen. Am letzten Tage des Monats Dezember 1918 erhielten alle zukünftigen Lehrlinge den Bescheid, daß zuerst für die aus dem Felde heimkehrenden Soldaten ein Arbeitsplatz freigestellt werden müsse. Das war eine bittere Enttäuschung. Einen anderen Beruf wollte ich unter keinen Umständen erlernen. Es war äußerst schwierig, einen anderen Lehrherren zu finden. Aber zuletzt glückte es doch. Der alte Meister Bernhard Seeburg in der Angelburgerstraße war bereit, noch einen Lehrling einzustellen. Meine Eltern und ich waren damit eine große Sorge los. Ich brauchte nach der Schulentlassung nicht auf der Straße zu liegen.

Die letzten paar Wochen der Schulzeit kamen mir endlos vor. Und doch war es ein eigenartiges Gefühl: der letzte Schultag rückte immer näher heran. Die letzten zwei Jahre verbrachte ich in der achten Klasse der St. Jürgenschule. Unser Klassenlehrer war Rektor Schröder. Er unterrichtete in Religion, Deutsch und Geschichte. Die Weltgeschichte wurde uns dargestellt als das Werk der großen Männer, der Kaiser, Könige und Fürsten. Von den übrigen Menschen sprach er gerne als »die niederen Schichten des Volkes«. Bis auf den Lehrer Franz Vaagt, der uns in den letzten zwei Jahren in Naturgeschichte, Physik und Rechnen unterrichtete, hat kein Lehrer auf mich einen bleibenden

Eindruck gemacht. In der Naturgeschichte stellte er oft Vergleiche mit der biblischen Geschichte an. Als er uns die Schöpfungsgeschichte erklärte, waren wir zuerst wie erstarrt. Bisher waren die Schöpfungstage für uns Tage wie alle die anderen gewesen. Nun mußten wir lernen, in Jahrmillionen zu denken. Er erschloß uns in leicht faßbarer Weise die Wunder der Sternenwelt. Wir wurden zwar keine Astronomen, aber wir ahnten schwach die Größe und die Wunder der Welt, in die er uns einführte. Auch öffnete er unsere Sinne für die Schönheit der Literatur, der Novellen Storms und der Romane Fritz Reuters. Und er las uns aus den Werken einer Dichterin vor, die heute in der Rastlosigkeit der Zeit nahezu vergessen ist: Marie von Ebner-Eschenbach. Besonders faszinierten mich Storms Novellen Immensee, Der Schimmelreiter, Pole Poppenspeler und andere. Nicht zuletzt diesem Lehrer verdanke ich mein Interesse für Literatur. Besonders dankbar waren wir ihm dafür, daß wir die von ihm vorgelesenen Novellen und Gedichte nicht zu einem deutschen Aufsatz verarbeiten mußten. Es dürfte für die Jahre damals wohl einmalig gewesen sein, daß er uns einige Bilder bekannter Künstler erläuterte. Zu diesen Stunden zog er gerne einige Lehrer und Lehrerinnen hinzu. So warfen die letzten beiden Schuljahre, in denen wir zu selbständigem Denken angeregt wurden, einen versöhnenden Schimmer auf die sonst stumpfsinnige preußische Drillschule.

Obwohl ich neun Schuljahre nachweisen konnte, mußte ich, um konfirmiert werden zu können, ein Gesuch einreichen, das bewilligt wurde.

Da wir nun auf Jürgensby wohnten, ging ich zum Konfirmationsunterricht bei dem damals bekannten Pastor Johannes Lensch, einem kaisertreuen, deutschnationalen Mann und Dänenhasser. Er hat leicht von »Durchhalten« reden können. Den Hunger hat er nicht gekannt. Bei einem Einbruch in seinem Keller fielen den Dieben erhebliche Mengen Lebensmittel in die Hände. In Leserzuschriften an die Zeitungen wurden ihm schwere Vorwürfe gemacht und die Frage nach der Herkunft seiner Lebensmittel gestellt. Die Antwort ist er schuldig geblieben. Im Konfirmandenunterricht ging es nach gut deutscher Art streng nach Rang und Stand vor sich. Obenan saßen die Schüler der höheren Schulen, und dann kam das Volk. Vor Gott sollten zwar alle Menschen gleich sein, aber wir lernten, daß einige eben gleicher waren. Auch bei dem Hauptexamen und der Konfirmation selbst wurden die Rangunterschiede aufrechterhalten. Da wir eine stattliche Anzahl Konfirmanden waren, wurde der »Einmarsch« in die Kirche vorher geübt; es wurde exerziert, bis alles klappte. Beim Hauptexamen zeigten sich die Hauptschüler als die klügeren. Nur im späteren Leben haben die auswendig gelernten Sprüche und Choräle nichts genützt. Wenn ich mir die heutigen Konfirmanden in ihrer saloppen und zwanglosen Kleidung ansehe, denke ich mit einer gewissen Verwunderung an meine Konfirmation zurück. Wir mußten »anständig« angezogen sein. Ich hatte einen

maßgeschneiderten Cheviotanzug an, dazu von einem alten Onkel meines Vaters, einem Schuhmachermeister, handgefertigte Stiefel, ein weißes Hemd mit steifem Kragen und einem schwarzen Schlips. Nicht zu vergessen die steifen Manschetten, die ein Stück aus dem Jackenärmel herauszuschauen hatten. Auf dem Kopf trug ich einen schwarzen Filzhut, wie es damals Mode war. Nach dem Kirchgang wurden Schlips und Manschetten in die Ecke geworfen. Das Festessen bestand aus »frischer Suppe« auf Rindfleisch gekocht. Dazu gab es Reis mit Rosinen. Das Suppenfleisch wurde in Stücke geschnitten und in süß-saurer Soße zu Salzkartoffeln serviert. Das war zu jener Zeit das Festessen der »kleinen Leute«.

# Die Lehrzeit

Nach der Konfirmation blieb mir bis zum Beginn der Lehrzeit noch eine Woche der ungebundenen Freizeit. Etwas befangen betrat ich am ersten Morgen die Werkstatt, in der ich nun drei Jahre verbringen sollte. Mit mir fing ein weiterer Lehrling an. Seine erste Arbeit war, das Feuer in der Esse anzuzünden und zur vollen Glut zu bringen. Mir wurde eine Stahlbürste in die Hand gedrückt, mit der ich eine alte Bettstelle vom Rost befreien sollte. Die Seeburgsche Werkstatt war, und das nicht nur nach heutigen Begriffen, recht primitiv. Sie wurde allgemein als Bruchbude bezeichnet. Zähle ich die beiden ältesten Lehrlinge nicht mit, die die letzte Hand an ihr Gesellenstück legten, waren wir sechs Lehrlinge in der Werkstatt, für jeden Jahrgang zwei. Dann war da noch ein Sohn des Meisters, der Geselle Otto Seeburg, und ein weiterer Geselle, der in der Werkstatt Seeburg gelernt hatte und geblieben war. Der Meister selbst zeigte sich nur selten in der Werkstatt. Es dauerte eine ganze Weile, bevor wir Lehrlinge selbständige kleinere Arbeiten ausführen durften. Später wurden ein Schmiedegeselle und ein weiterer Schlosser, Walter Norgall, eingestellt. Bei diesem habe ich oft gearbeitet – und für mich hat er mehr bedeutet, als er wohl geahnt hat, denn von ihm konnte man wirklich etwas lernen. In der Frühstückspause diskutierte er mit dem anderen Gesellen, der nicht gewerkschaftlich organisiert war, Gewerkschaftsfragen. Wir Lehrlinge hatten hier nichts zu sagen sondern nur den Mund zu halten. Ein Geselle war eine Respektsperson für uns Lehrlinge. Trafen wir einen auf der Straße, hatten wir fein die Mütze abzunehmen. Glaubte ein Lehrling, ungesehen an einem Gesellen vorbeikommen zu können, konnte er damit rechnen, daß ihm am nächsten Tag die Mütze vom Kopf geschlagen wurde.

In den ersten Jahren nach dem Weltkrieg war alles noch sehr knapp. Ein Eisenlager hatte der Meister nicht. Sollte ein besonderes Stück gebraucht werden, wurde zuerst im Abfall nachgesehen. Zwei oder drei Stücke Eisen, die zurechtgeschmiedet werden konnten, wurden dann, ohne Schweißapparat, auf dem Aboß geschweißt. Wir lernten, unter primitiven Bedingungen selbständig zu denken und zu arbeiten. Später wurde die Werkstatt besser ausgestattet. Ein besonderer Schlager war die Fabrikation von »Brennhexen«. Es gab sie in zwei Größen, eine mit einem und eine andere mit zwei gußeisernen Feuertöpfen. In der Nikolaistraße, im Haus der Handwerkskammer, konnten sie besichtigt werden. Der alte Seeburg war ein richtiger Bastler. Er hatte verschiedene Dinge patentieren lassen. Aber es dürften wohl nur brotlose Künste gewesen sein, die ihm nicht viel einbrachten. Nun hatte er sich eine doppelte Brennhexe besorgt und stand grübelnd vor ihr. Dann rief er plötzlich seinen Sohn herbei und

erklärte ihm, daß er nun eine Brennhexe mit zwei Kochgelegenheiten und nur einer Feuerstelle konstruieren wolle. Anstelle des zweiten Feuertopfes sollte die von ihm konstruierte Brennhexe einen kleinen Backofen erhalten. Der Sohn war skeptisch, der Meister war dagegen Feuer und Flamme. Sofort wurde eine Blechplatte herbeigeht, und ich habe dann dem Meister beim Aufreißen der neuen Brennhexe geholfen. Einen neuen Namen hatte er auch schon bereit, das neue Stück sollte »Kleinsparherd« heißen. Am nächsten Tag stand der neue Kleinsparherd schon fertig. Der Probebrand erfüllte alle Erwartungen. Dieser Kleinsparherd wurde ein Schlager ersten Ranges und oft nachgebaut.

Eines Tages hatten die Gesellen in der Frühstückspause wieder lebhaft über Gewerkschaftsfragen diskutiert. Da ich dem Gesellen Norgall zugeteilt war, fand ich nach der Pause den Mut, ihn zu fragen, ob auch ich Mitglied der Gewerkschaft werden konnte. Das ließe sich leicht machen, meinte er und brachte mir nach einigen Tagen einen Aufnahmeschein mit. Den gab ich im Gewerkschaftshaus ab. Am 8. Februar 1921 wurde ich Mitglied des Deutschen Metallarbeiterverbandes. Es bestand eine Lehrlingsgruppe, die ihre Versammlungen im Gewerkschaftshaus abhielt. Ich besuchte die Veranstaltungen und wurde einige Monate später in den Vorstand der Gruppe gewählt. Das war die erste kleine Funktion, die mir übertragen wurde. Von der Gewerkschaft erhielt ich eines Tages eine Einlaßkarte zu einer Matinee im Colosseum. Die Filmvorführung fand an einem Sonntagvormittag statt. Veranstalter waren die SKF (Schwedische Kugellager Fabriken). Auch die Werkstatt Seeburg hatte einige Karten erhalten, die aber keine Abnehmer fanden. Keiner der Lehrlinge, und erst recht keiner der Gesellen zeigte Interesse. Zuletzt wurde auch mir eine Karte angeboten. Ich lehnte dankend mit dem Bemerkten ab, daß ich schon eine Karte hätte. Das kam Otto Seeburg merkwürdig vor, da es ja keine Karten zu kaufen gab. Woher ich denn meine Karte hätte? »Von der Gewerkschaft.« »Was heißt hier von der Gewerkschaft? Bist du denn etwa Mitglied?« »Ja, ich bin.« Von dem Tage an war ich so etwas wie ein schwarzes Schaf unter den Lehrlingen. Es hat auch nicht an kleinlichen Schikanen gefehlt. Es wurde auch versucht, mir bei der Anfertigung meines Gesellenstückes Schwierigkeiten zu machen. Wir hatten drei Prüfungen abzulegen: Erstens eine praktische Arbeit in der Werkstatt, bei der die beiden Prüfungsmeister Günther und Röhle anwesend waren, zweitens eine theoretische Prüfung in der Berufsschule und drittens das Gesellenstück. Schlossermeister Günther beauftragte mich, eine Blechplatte und ein Stück Kreide zu holen. Ich fragte nach der Stärke der Platte. Das sei egal. Dann schrieb er eine Rechenaufgabe auf, die ich zu lösen hatte. Ich hatte wohl bemerkt, daß die beiden Prüfungsmeister auf die Uhr schauten, als ich anfang. Nun, ich hatte in der Schule Rechnen gelernt – und war bald fertig. Dann mußte ich ihnen erklären, wie ich gerechnet hatte. Das sei richtig,



aber man könne die Aufgabe auch auf andere Weise lösen. Das habe ich dann gemacht. Damit war die praktische Prüfung beendet. Mein Lehrkollege kam nicht so gut davon. Er mußte sich mit genügend behelfen. Die gleiche Note erhielt er in der theoretischen Prüfung in der Berufsschule und für das Gesellenstück. In der praktischen Prüfung und für das Gesellenstück erhielt ich die Note gut und für die theoretische Prüfung sehr gut. Damit konnte ich zufrieden sein. Für dieses Ergebnis bekam ich von der Innung ein Buch als Prämie. Einige Tage später erhielten alle Lehrlinge im »Schwarzen Walfisch« in der Angelburgerstraße ihren Gesellenbrief.

Schon lange vor Beendigung der Lehrzeit war mir klar geworden, daß ich nicht in der Lehrwerkstatt bleiben wollte. Ein Lehrling, der ein Jahr vor mir ausgelernt hatte, war als Geselle in der Werkstatt geblieben. Er wurde immer noch als halber Lehrling angesehen; er wurde nicht, wie die anderen Gesellen, mit seinem Nachnamen angedeutet. Er war und blieb »Hannes«. Als ich meinen Gesellenbrief in der Tasche hatte, ging ich gleich in die Werkstatt zurück und forderte meine Papiere. Der jüngste Sohn des Meisters hatte die kaufmännische Leitung des Betriebs übernommen. »Ja, was heißt hier Papiere?« Ich erklärte ihm kurz, daß ich nicht die Absicht hätte zu bleiben sondern mir sofort am nächsten Tag Arbeit suchen wolle. Die Antwort war, ich könne um neun Uhr kommen. Ich war pünktlich zur Stelle. Mein Kollege Lorenz war ebenfalls erschienen, da auch er aufhören wollte. Nach einigen Bemerkungen über die nun beendete Lehrzeit meinte der junge Seeburg, daß man in der ersten Zeit sehr zufrieden mit mir gewesen sei, aber dann sei ich ja Mitglied der Gewerkschaft geworden, und davon hielten sie nichts. Auf die Frage, ob ich denn nun mit dem, was ich gelernt hätte, auch mein Brot verdienen könne, antwortete ich: »Da muß ich wohl noch viel hinzulernen.« Die Antwort schien ihm nicht zu passen. Dann übergab er mir das Lehrzeugnis mit der Bemerkung, daß es eigentlich viel zu gut ausgefallen sei, denn das mit der Gewerkschaft sei ihnen gar nicht recht gewesen. Ich nahm das Zeugnis entgegen und sagte, daß ich es zerrissen hätte, wenn es nicht zu meiner Zufriedenheit ausgefallen wäre. »Hinaus mit dir, du frecher Lümmel, sonst werfe ich dich hinaus !« Das sei nicht nötig, ich könne alleine gehen. Das war mein Abschied.

Ich habe die Werkstatt von Seeburg nie wieder betreten.

Wenn ich heute an meine Lehrzeit zurückdenke, dann stelle ich fest, daß es keineswegs so schlechte Jahre gewesen sind. Ich erinnere mich auch an heitere Momente: Seeburgs Werkstatt befand sich im Hofe des Hauses Angelburgerstraße 7. Das Haus Südermarkt 6 ging auf denselben Hof hinaus. Im Haus Angelburgerstr. 7 hatte der Goldschmied Heegaard einen kleinen Laden und hinten im Hof eine Werkstatt. Im Hause Südermarkt 6 befand sich links die Drogerie Traulsen, während auf der rechten Seite des Hauses die Putzmacherei

Goos lag. Im oberen Stockwerk hatte die Musikschule von Direktor Stauber ihre Räume. Im rechten Winkel zu Seeburgs Werkstatt hatte der alte Tischlermeister Nikolaisen eine recht große Werkstatt. Er beschäftigte mehrere Lehrlinge und Gesellen. Zwischen der Tischlerei Nikolaisen und Seeburgs Werkstatt führte ein schmaler Gang zu einem weiteren Hof, in dem Seeburg später ein Lager und einen Werkstattraum baute. Am Ende dieses Ganges lag noch ein kleines Gebäude, in dem unten der Drogist Traulsen ein Lager und oben der alte Tischlermeister Locher eine Werkstatt hatten. In dieser Werkstatt konnte eben eine Hobelbank stehen. Hinter seiner Werkstatt hatte der alte Locher noch ein kleines Zimmer, in dem er wohnte. Er muß ein kümmerliches Leben geführt haben, denn er konnte nur kleine Flick- und Reparaturarbeiten ausführen. Hatte er nichts zu tun, und das kam oft vor, beobachtete er die Schlosserjungen. Sah er die Lehrlinge mit einer Zigarette, versäumte er es nicht, den Meister darauf aufmerksam zu machen. Die älteren Lehrlinge sann deshalb auf Rache. Und eines Tages schritten sie zur Tat. Aus seinem Fenster beobachtete Meister Locher wieder die Lehrlinge. Er sah, daß sie lachten und immer wieder zu seinem Fenster hinaufguckten. Unter ständigem Lachen packten sie ihr Werkzeug zusammen und gingen davon. Kaum waren sie weg, plagte Meister Locher die Neugierde. Er kam herunter, um zu sehen, worüber die Lümmel gelacht hatten. Er entdeckte einen Wandspruch: »Herr Lochermann, Herr Lochermann, was gehn denn Sie die Schlosser an! Herr Lochermann, Herr Lochermann, was gehen die Sie denn an?«. Das gab natürlich einen Riesenkrach und brachte den beiden Sündern eine kräftige Ohrfeige ein. Die nahmen sie hin, denn ihren Spaß hatten sie ja gehabt.

Jeder, Geselle und Lehrling, hatte in der Werkstatt ein Buch, in das die täglichen Arbeiten eingetragen wurden. Ein ständiger Kunde war der in der unteren Angelburgerstraße arbeitende Kunstsichler Hans I. Möller. Seine Spezialität war das Restaurieren antiker Möbel. Er fertigte auch neue nach alten Zeichnungen und Vorlagen an. Er kam oft mit alten Messing- und Eisenbeschlägen, die repariert oder von denen neue angefertigt werden sollten. Im Sprachgebrauch der ältesten Lehrlinge hieß er einfach »Hansi Möller«. Als einer von ihnen wieder für Möller gearbeitet hatte, provozierten ihn die anderen Lehrlinge: Er riskiere nicht, einfach Hansi Möller zu schreiben. »Du wagst es nicht!« »Ich wag es doch«. So ging es eine Weile hin und her, bis er tatsächlich »Hansi Möller« in sein Buch schrieb. Als am nächsten Morgen die Arbeitsbücher in das Büro kamen, dauerte es nicht lange, bis es ein fürchterliches Donnerwetter und ein paar saftige Ohrfeigen gab.

Der Lehrling Jens wohnte auf dem Lande. Er kam jeden Morgen auf seinem Fahrrad in die Stadt. Eines Tages hatte er für seine Verwandten einen Henkeltopf mit Sirup mit. Den Topf versteckte er hinten im Lager. Aber leider nicht

ungesehen. Im Laufe des Tages hatten die anderen Lehrlinge oft hinten im Lager zu tun. Als Feierabend war, wollte Jens seinen Siruptopf holen. Die Lehrlinge hatten auch dem Schmiedegesellen Bögebjerg einen Hinweis gegeben. Er hatte ebenfalls vom Sirup genascht. Jens fand den Topf, aber der war leer. Laut beklagte er sich beim Meister, der die älteren Lehrlinge in sein Büro rief. Nach anfänglichem Leugnen gaben sie die Missetat zu und konnten gehen. Erregt ging der Meister noch einmal in die Werkstatt, wo Bögebjerg noch arbeitete. »Denken Sie bloß, Bögebjerg, da haben die großen Lümmel dem Jens doch tatsächlich den ganzen Sirup ausgeschleckt, den er seinen Verwandten bringen sollte.« Bögebjerg war schlagfertig: »Wo gift dat Sirup, Meister?« »Nein, nein Bögebjerg, Sie haben mich falsch verstanden. Die großen Lümmel haben dem Jens den ganzen Sirup ausgeschleckt.« Bekümmert nickte Bögebjerg mit dem Kopf, strich seinen langen, von Sirup glänzenden Schnurrbart und meinte: »Ja, ja Meister, diese Lümmel, diese Lümmel.«

# Schlossergeselle in Großbetrieben

## Schwierige Zeiten

Zurück zu dem Abend, an dem ich meinen Gesellenbrief erhalten hatte. Auch mein Kollege Lorenz wollte seine Papiere haben – und so trafen wir uns am nächsten Morgen vor der Werkstatt. Bei einem kleinen Krauter zu arbeiten, hatten wir keine Lust und beschlossen daher, unser Glück bei der Werft zu suchen. Wir wurden auch angenommen und konnten am nächsten Tag anfangen. Kaum hatten wir die Werkstattür passiert, kam auch schon der Vertrauensmann und fragte nach dem Mitgliedsbuch. Ja, Mitglied sei ich, hätte aber das Buch nicht bei mir. »Morgen früh mitbringen!« Meinem Kollegen Lorenz erging es ebenso. Am nächsten Morgen zeigte ich unaufgefordert mein Buch vor, das in Ordnung befunden wurde. Ich hatte bisher nur Lehrlingsmarken geklebt. Ab nun betrug der Beitrag 1,50 die Woche. Lorenz und ich bildeten eine Kolonne, die an Bord des großen Neubaus »Crefeld«, einem Fracht- und Passagierschiff von etwa 10 000 T, arbeitete. Daß die Arbeit nicht von Dauer sei, das wurde uns gleich gesagt. Aber darüber machten wir uns keine Sorgen. Wir hatten wenigstens Arbeit. Bald mußten wir Überstunden machen, um das Schiff termingerecht abliefern zu können. Auch an den Sonnabenden mußte ganztägig gearbeitet werden. In den letzten zwei Wochen vor der Fertigstellung wurde auch an den beiden Sonntagen bis Mittag gearbeitet. Der Betriebsrat hatte für die neu eingestellten Kollegen, die nach Fertigstellung des Schiffes wieder entlassen werden sollten, das uns eigentlich nicht zustehende Urlaubsgeld ausgehandelt. An sich hätten wir darauf erst nach sechs Monaten einen Anspruch gehabt. Der letzte Arbeitstag war lang. Er dauerte von Sonnabend früh sieben Uhr bis zum Sonntagmorgen sieben Uhr. In den letzten Stunden wurde allerdings nichts getan, weil das Schiff vom Kai abgelegt hatte und draußen im Hafen zur Regulierung des Kompasses um die große Boje kreiste. Wir wurden mit dem Schlepper an Land gesetzt, packten unser Zeug zusammen und verließen die Werft. Montagmorgen konnten wir unser Geld holen. Klar, daß wir alle pünktlich zur Stelle waren. Als die ersten ihr Geld in Empfang nahmen, gab es Unruhe und Diskussion. Das Urlaubsgeld wurde nicht ausgezahlt. Der Personalchef wurde geholt. Er erklärte kategorisch: »Urlaubsgeld gibt es nicht!« Einige murten, wollten aber gehen. Ein älterer Kollege holte den Betriebsrat und forderte uns zum Bleiben auf. Es dauerte auch nur einige Minuten, bis der Betriebsrat erschien und kurz mit dem Personalrat verhandelte. Der Kollege Betriebsrat bat uns um etwas Geduld, da das Urlaubsgeld erst ausgerechnet werden mußte. Und schließlich gab es eine

ganz schöne Lohntüte: Außer dem normalen Lohn wurden die Überstundenzuschläge ausgezahlt, dazu der Akkord und das Urlaubsgeld. Bei dieser Gelegenheit erlebte ich zum ersten Mal die Bedeutung des gewerkschaftlichen Zusammenschlusses. Jetzt hatte ich ein gutes Stück Geld in der Tasche, und unbekümmert um die nächste Zukunft reiste ich eine Woche zu Verwandten nach Hamburg.



Nach meiner Rückkehr ging ich auf Arbeitssuche. Von der kleinen Werkstatt hatte ich genug. Auf der Werft, in einem großen Betrieb, wehte eine freiere Luft. Ich ging zur nordischen Ofenfabrik und wurde als Schlosser eingestellt. Ich arbeitete bei dem alten Meister Behrends in der Emailleschlosserei. Jedem Gesellen war ein Lehrling oder jugendlicher Arbeiter zugeteilt. Um unser Geld verdienen zu können, mußten wir täglich zehn emaillierte Öfen beschlagen, montieren und ausmauern. Da alle Steine fertig geformt waren, durfte das Ausmauern von zehn Öfen nicht mehr als eine Stunde dauern. In den ersten Tagen war es nicht leicht, dieses Tempo zu halten, aber dann klappte es. Arbeit hatte ich – aber bald machte uns die voll einsetzende Inflation Sorgen. Hatten wir eine Woche gearbeitet und erhielten unseren Lohn, war dessen Wert zusammengeschmolzen. Dazu kam in vielen Betrieben Kurzarbeit oder gar

gänzliche Stilllegung. Eine Zeit arbeiteten wir nur an fünf, dann an vier und schließlich nur noch an drei Tagen der Woche. Drei Tage Arbeit, aber fünfmal Geld! An jedem Arbeitstag wurde ein Abschlag ausgezahlt. Am vierten Tag gab es die Kurzarbeiterunterstützung und am fünften Tag die Abrechnung für die drei gearbeiteten Tage. Es erforderte viel Selbstdisziplin, in dieser Zeit überhaupt zu arbeiten. Der Verschleiß an Stiefelsohlen war größer als der Geldwert für drei Tage Arbeit. Einmal erhielt jeder Beschäftigte einen Zentner Kartoffeln, ein andermal zwei Pfund Margarine. Wie diese Sachwerte auf den Lohn verrechnet worden sind, wird ein ewiges Geheimnis bleiben. Der Höhepunkt der Inflation war erreicht, und fast ohne Übergang von den Billionen kam die Rentenmark.

Alle Beschäftigten der Ofenfabrik erhielten an einem der ersten Rentenmarktage eine Lohntüte mit 1 (einer) Rentenmark. Zusammen mit einem Arbeitskollegen war ich an diesem Tage bis zum Haus von »Flensburg Avis« gekommen, als wir einen Polizeioffizier den Nordermarkt heraufkommen sahen. In einigem Abstand folgte ihm ein verdeckter Lastwagen der Polizei. Wir waren neugierig. Was sollte da wohl vor sich gehen? Beim Neptunbrunnen angekommen, piff der Polizeioffizier durchdringend auf seiner Trillerpfeife. Aus allen Haustüren und Durchfahrten stürzten Polizisten hervor, die im Nu den Nordermarkt hermethisch abgeriegelt hatten. Wir wollten natürlich weitergehen, wurden aber zurückgedrängt. Die Polizistenkette wurde immer enger gezogen. Und zuletzt wurden wir aufgefordert, auf dem Lastwagen Platz zu nehmen. Ein Invalide mit einem Holzbein, der wie wir von der Arbeit kam, mußte auch mit. Das Gedränge im Wagen wurde immer stärker. Der Invalide kam mit seinem Holzbein in Bedrängnis. Er schimpfte wie ein Rohrspatz, daß bei diesem Gedränge sein Holzbein in Gefahr geriet zu zerbrechen. Endlich war der Wagen vollgestopft, und ab ging es den Nordermarkt und die Schiffbrückstraße hinunter und hin zur Polizeiwache im Rathaus. Ein kleiner Trupp mußte in Begleitung der Polizei den Weg zu Fuß zurücklegen. Auf der Wache wurden alle in einen kleinen Raum gedrängt. Dann hieß es, jeder solle seine Papiere bereithalten. »Wat het her Papiere? Wi komen direkt vun de Arbeit, un dor bruken wi keen Papier.« Es war auch jedem anzusehen, woher er kam. Doch es half nichts, jeder mußte, wenn er an die Reihe kam, seine Taschen umdrehen. Auch die leeren Henkeltöpfe wurden geöffnet, aber es war nichts mehr drin. In meiner Tasche fanden sie die Lohntüte mit einer Rentenmark. Woher ich die hätte. Sehr geistreich war diese Frage nicht gerade, denn auf der Lohntüte stand der Name der Firma. Ich zeigte nur auf den Firmennamen, ohne etwas zu sagen. Wer durchsucht war, konnte den Raum verlassen und war wieder ein freier Mann. Mit über einer Stunde Verspätung kam ich zu Hause an. Hinterher kam ich daran zu denken, daß der Nordermarkt fast menschenleer

gewesen war. Der Einsatz der Polizei muß ein Schlag ins Wasser gewesen sein. Wie an anderen bestimmten Plätzen der Stadt so hatten die Devisenschieber auch auf dem Nordermarkt ihre Börse. Hier wurde mit fremder Valuta, vor allem mit dänischen Kronen, gehandelt. Dem lichtscheuen Gesindel war natürlich längst aufgefallen, daß überall Polizisten in die Hauseingänge gingen, und die »Börsianer« hatten sich rechtzeitig verdrückt.

Mit der Rentenmark kam langsam wieder Ordnung in die Wirtschaft. Die Konjunktur begann sich zu beleben. Die Kurzarbeit ging zurück. Wir hatten wieder normale Arbeitszeiten. Allerdings lagen die Arbeitseinkommen auf einem erschreckend niedrigen Niveau. Für die Gewerkschaften begann eine Zeit langwieriger und erbitterter Verhandlungen. Wohl stiegen die Preise – und auch die Löhne, die den Preissteigerungen aber nur langsam folgten. Bis zum Jahre 1928 war es gelungen, einen einigermaßen erträglichen Lebensstandard zu erreichen.

In den ersten Jahren nach Kriegsschluß war das Land von blutigen Auseinandersetzungen und politischen Morden zerrissen. Ein besonders trübes Kapitel waren die Fememorde der »Schwarzen Reichswehr«. Die Morde an Erzberger und Rathenau lösten auch in Flensburg große Demonstrationen der Arbeiterschaft aus. Flensburg blieb von Unruhen nicht verschont. Anlaß war die Erschießung des Kommunisten Hoffmann durch die Reichswehr in der Duburgkaserne. Die Hintergründe dieser Erschießung sind nie restlos aufgeklärt worden. Eine große Menschenmenge bewegte sich am Tage seiner Beisetzung auf dem Friedenshügel durch die Stadt. Am Abend demonstrierten Tausende vor der Duburgkaserne, bis die Demonstranten anfangen, über die eisernen Gitter zu klettern, um die Kaserne zu stürmen. In diesem Augenblick setzte ein Maschinengewehr ein. Tote und Verletzte lagen auf dem Straßenpflaster. Als ich nach Arbeitsschluß nach Hause gehen wollte, sah ich eine riesige Menschenmenge vor dem Postamt in der Rathausstraße. Neugierig ging ich näher und hörte, wie ein Redner, der auf den Treppenstufen stand, die Menge aufforderte, das Telegraphenamt und andere öffentliche Gebäude zu besetzen. Es scheint aber kein ernsthafter Versuch gemacht worden zu sein. Ich ging meiner Wege. Am späten Abend kam es dann zu den bereits geschilderten Unruhen.

# Deutsch oder dänisch?

Obwohl meine Großeltern väterlicher- wie mütterlicherseits noch dänische Staatsbürger gewesen waren, und meine Eltern nur Sønderjysk miteinander und mit uns Kindern sprachen, hatten wir kein ausgeprägtes Nationalbewußtsein. Die Abstimmungszeit erlebte ich nicht aktiv mit. Ich war ja noch keine 16 Jahre alt und nicht stimmberechtigt. Wäre ich stimmberechtigt gewesen – ich weiß nicht, wie ich damals gestimmt hätte. Ich entsinne mich langer Gespräche meiner Eltern über die Frage »deutsch oder dänisch?«. Sie kamen zuletzt zu der Auffassung, daß es besser sei, deutsch zu stimmen. So wie meine Eltern sich entschieden, taten es viele »kleine Leute«. Von deutscher Seite wurden viele Arbeiter, Angestellte und kleine Beamte systematisch verunsichert. Wenn Flensburg zu Dänemark käme, würden nicht nur die Werft sondern auch die Kupfermühle und andere Betriebe geschlossen. Das gleiche Schicksal würde auch das Personal der Reichsbahn und der Post treffen: sie würden entlassen und durch reichsdänisches Personal ersetzt werden. Es wurden aber nicht nur wirtschaftlich abhängige Menschen Opfer der deutschen Propaganda. Der leitende Direktor der Nordischen Ofenfabrik Bordy rechnete damit, daß Flensburg dänisch werden würde, und daß damit das Schicksal des Betriebes und auch sein eigenes besiegelt sein würden. Er gab seine Stellung auf und ging nach Bayern zurück. Wahrscheinlich war er schon zu alt, um neu Fuß fassen zu können. Er soll in Bayern in größte Armut geraten sein und die Werkleitung um finanzielle Unterstützung gebeten haben.

Obwohl ich nicht stimmberechtigt war, spürte ich im Laufe der Zeit instinktiv eine wachsende Abneigung gegen die deutsche Propaganda. Ihre Aggressivität und Unsachlichkeit stießen mich ab. Ich entsinne mich eines Flugblattes, oder war es eine Zeitung? mit dem Aufruf, für Dänemark zu stimmen. Unterzeichnet war es mit »En Jürgensbyer Jung«.

Der fanatische deutsche Pastor Johannes Lensch rief für den folgenden Sonntag zu einer deutschen Kundgebung auf dem »Bremer Platz« auf, und er forderte den »Jürgensbyer Jung« auf, sich dort zu stellen. Da wir zu der Zeit auf Jürgensby wohnten, begab ich mich zum Bremer Platz, um zu sehen, was dort vor sich ging. Die Kundgebung hatte schon begonnen. Ich hörte bereits aus großem Abstand das Schreien und Gröhlen der fanatisierten Menschen. Zum Schluß forderte Pastor Lensch den Unterzeichner des Flugblattes auf, sich zu melden und sich zu seiner Aufforderung zu bekennen. Was wohl niemand erwartet hatte traf ein: Der »Jürgensbyer Jung« meldete sich! Das Geschrei war unbeschreiblich, und es war zu erkennen, daß der Mann bedroht wurde. Schließlich blieb ihm nichts anderes übrig, als vor der fanatisierten Menge in



Richtung Brixstraße zu flüchten. Ich sehe ihn noch vor mir, mit dem Rücken zur Mauer, umringt von der tobenden Menge. Ob er geschlagen wurde, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, denn ich entfernte mich von dem unwürdigen Schauspiel. Das Bild des einsamen Mannes mit dem Rücken zur Mauer, der den Mut hatte, sich zu seiner Gesinnung zu bekennen, hat mich lange verfolgt. Das Ergebnis der Abstimmung traf mich, rein gefühlsmäßig, tief. Irgendwie fühlte ich, daß hier nicht alles in Ordnung gewesen war. Meine Sympathie gehörte von dem Tage an den Dänischgesinnten, ohne daß ich mir über meine Gefühle richtig klar geworden war. Später habe ich mir überlegt, ob ich nicht schon damals den ersten Schritt zurück ins Dänentum getan habe. Erst im Herbst 1979 habe ich in einem Gespräch mit Lars H. Schubert und Dr. Runge erfahren, daß es sich bei dem einsamen Mann an der Mauer um den Flensborg-Avis-Redakteur Ernst Christiansen gehandelt hat, der auf Jürgensby aufgewachsen war.

# He mutt op det Kor!

Über die Arbeit bei der Flensburger Schiffsbaugesellschaft und in der Nordischen Ofenfabrik habe ich bereits berichtet. An diesen Bericht will ich wieder anknüpfen.

Alles ging seinen gewohnten Gang, bis es zu einem bösen Zwischenfall kam, an dem zwei Schlosser beteiligt waren. Einer der beiden beschuldigte den anderen beim Meister, einen emaillierten Ofen in Einzelteilen hinten aus der Pforte hinausgebracht zu haben. Die Empörung über den Denunzianten war groß und verbreitete sich mit Windeseile in der gesamten Fabrik. Natürlich wehrte sich der Beschuldigte gegen den Vorwurf. Behauptung stand gegen Behauptung. Der Beschuldigte ersuchte die Polizei um eine Hausdurchsuchung. Es wurde kein emaillierter Ofen gefunden. In der Gießerei wurde schon die Forderung laut: »He mutt op de Kor!!« Das war der größte Schimpf, der einem Arbeiter zugefügt werden konnte. Es war eine grausame Art der Selbstjustiz, die in großen, gut organisierten Betrieben besonders gegen Streikbrecher angewandt wurde. Die Metallarbeiter waren immer gut, in großen Betrieben wie der FSG und anderen sogar restlos organisiert. Außenseiter wurden nicht geduldet. Besonders hart und unerbittlich wurde gegen Denunzianten und Streikbrecher vorgegangen. Sie wurden »auf die Karre gesetzt«. In der Mittagspause oder wenn Feierabend war, wurde der Schuldige gepackt, auf die bereitstehende Schubkarre gesetzt und unter Schmährufen der Arbeiter aus dem Werk gefahren. Auf der Straße wurde er aus der Karre gekippt – und durfte sich im Werk nicht mehr sehen lassen. Der Denunziant in der Ofenfabrik muß geahnt haben, was ihm bevorstand. Er sah aus dem Fenster, wie ein Arbeiter eine Karre bereitstellte, nachdem er sie gut geölt hatte. Dabei sah er vielsagend zu unserer Werkstatt herüber. Gegen elf Uhr verschwand der Denunziant aus der Werkstatt und hat sich nicht mehr blicken lassen.

Dieser Fall von Selbstjustiz ist der letzte mir bekannte Fall. Später sind diese gewaltsamen Methoden nicht mehr angewandt worden. Der eben geschilderte Fall liegt ungefähr sechzig Jahre zurück. Ein Denunziant war und blieb geächtet. In einem Fall hat ein Werftarbeiter, der in jüngeren Jahren einmal Streikbruch verübt hatte, viele Jahre warten müssen, bis er wieder in Gnaden aufgenommen wurde. Doch noch Jahre später konnte es vorkommen, daß er in den Gesprächen der Werftarbeiter »de Streikbreker« genannt wurde.

# Arbeit, kleine und große Politik

Mitte 1924 bot sich mir die Gelegenheit, in die Modellwerkstatt der Ofenfabrik übernommen zu werden, da ein Schlosser, der dort erst wenige Wochen gearbeitet hatte, eine Stellung in Hamburg fand. Ich übernahm seinen Platz und kam damit an eine Arbeit, die mir viel Freude machte.

Mit der Belebung der Wirtschaft nach der Inflation steigerten sich auch die Ansprüche der Menschen. Es mußten neue Modelle gebaut werden. Diese Arbeit war eine hochqualifizierte, reine Handwerksarbeit. Der alte Modellschlosser, der schon viele Jahre im Betrieb gearbeitet hatte, war einer der ersten Lehrlinge Seeburgs gewesen. Er war ein außerordentlich tüchtiger Handwerker, von dem ich viel gelernt habe. Zwei Jahre später kam noch ein gelernter Modellschlosser von der Carlshütte in Rendsburg zu uns. Wir waren ein Team, das viele Jahre zusammen gearbeitet hat. Wenn die Nordische Ofenfabrik sich so lange der großen Konkurrenz behaupten konnte, dann verdankte sie das nicht zuletzt dem Meister und späteren Betriebsleiter Otto Meyer. Er zeichnete nicht nur künstlerische Entwürfe sondern erstellte auch die heiztechnischen Berechnungen. Der Betrieb war zu klein, um ein eigenes technisches Büro zu unterhalten. Wir mußten daher selbständig denken und konstruieren. Einige Serien waren durch D.R.G.M. (Deutsches Reichsgebrauchsmuster) oder D.R.P. (Deutsches Reichspatent) geschützt. Schon vor Ausbruch des zweiten Weltkriegs wurde in der Eisen- und Stahlindustrie vieles geändert. Bei allen Erzeugnissen mußte an Eisen und Stahl gespart werden.

Bei einer Betriebsratswahl wurde ich als Vertreter der beiden Schlossereien in den Betriebsrat gewählt. Gleichzeitig war ich gewerkschaftlicher Vertrauensmann. Mit der Belebung der Konjunktur konnte wieder investiert werden. Das war auch dringend notwendig, denn der Maschinenpark war hoffnungslos veraltet. Der Betrieb mußte gründlich durchrationalisiert werden. Mit dieser Aufgabe wurde ein junger holländischer Ingenieur betraut. Schon am ersten Morgen zeigte er, wes Geistes Kind er war. Dem jüngsten Bürolehrling warf er seinen Pelzmantel mit der Aufforderung zu: »Häng meinen Mantel auf«. Der Junge ließ sich nicht verblüffen. Er fing zwar den Mantel auf, erwiderte aber dem Herren Ingenieur: »Sie können mich ruhig mit Sie anreden, das sind wir hier gewohnt.«

Das Arbeitsprogramm des Ingenieurs enthielt drei Punkte: 1. Den Betrieb rationalisieren, 2. Disziplin in die Belegschaft bringen und 3. Den roten Betriebsrat auf die Straße werfen! Da er sich durch seine Arroganz beim gesamten Büropersonal unbeliebt gemacht hatte, konnte es nicht ausbleiben, daß es zu einer gemeinsamen Haltung der Arbeiter und Angestellten gegen ihn kam.

Seine drei Programmpunkte wurden schnell bekannt. Der Betriebsrat reagierte sofort. Wir ersuchten um eine Sitzung im Büro des Betriebsleiters, zu der der Ingenieur hinzugezogen werden sollte. Vorsitzender des Betriebsrats war Karl Grabein aus Harrislee. Er war ehrenamtlicher Vorsitzender des Fabrikarbeiterverbandes. Am nächsten Tag kam es zu der von uns beantragten Sitzung. Grabein ergriff sofort das Wort. Er redete den Ingenieur mit »Junger Mann« an, was dieser sich verbat – doch schnell zur Ruhe gebracht wurde. Gegen den ersten Punkt seines Programms hatten wir keine Einwendungen vorzubringen. Auch der Betriebsrat hielt eine durchgreifende Rationalisierung des Betriebs für notwendig. In diesem Punkt herrschte also Einigkeit. Zum zweiten Punkt fragten wir den Herren Ing., ob er etwa die Belegschaft für eine disziplinslose Horde halte. Würde etwa im Betrieb gebummelt? So etwas ließen die Akkorde nicht zu. Hier müsse jeder sich gut rühren, wenn er zu seinem Geld kommen wolle. Überhaupt möge er uns genauer definieren, was er unter Disziplin verstehe. Probleme würden auf jedem Arbeitsplatz auftreten. Mit Geduld und Verständnis von beiden Seiten sei bisher immer eine Lösung gefunden worden. Dabei müsse man Kompromisse in Kauf nehmen. Das gelte aber für beide Seiten. Mehrfach versuchte der Ingenieur, Grabein zu unterbrechen. Doch ihm wurde schlicht und einfach erklärt, daß er den Mund zu halten habe. Er könne nachher sprechen. Zu Punkt drei sei nur zu sagen, daß er sich ja eindeutig gegen den Betriebsrat und die Belegschaft gestellt habe. Eine Zusammenarbeit mit ihm könne es deshalb nicht geben. Er möge den Betriebsrat als seinen schärfsten Gegner ansehen. Der Betriebsleiter war klug genug, sich, wenn auch mit vorsichtigen Worten, in dieser Situation auf die Seite der Belegschaft zu stellen. Für den Ingenieur gab es nur einen kläglichen Rückzug.

Kurze Zeit später gab es einen offenen Konflikt, in den ich hineingezogen wurde. Es sollte allem Anschein nach ein Exempel statuiert werden. Von meiner Begutachtung hing es ab, ob ein erheblicher Ausschuß in der Gießerei bezahlt werden sollte oder nicht. Wer hatte den Ausschuß zu verantworten? Ich hatte schon über eine Woche vorher auf einen Fehler aufmerksam gemacht, mein Hinweis war aber nicht beachtet worden. Nun war der Konflikt da. Mein Arbeitsplatz hing an einem seidenen Faden: Hatte der Ingenieur recht oder ich? Nach gründlicher Prüfung der Sachlage war ich rehabilitiert. Der Ingenieur erhielt seine Kündigung. Der Betriebsrat hatte sich durchgesetzt und verblieb unangetastet.

Aufschwung und Flaute wechselten einander ab. Doch bis zur Jahresmitte 1929 hatten wir einen für damalige Zeiten erträglichen Lebensstandard erreicht. Am 25. Oktober 1929 kam es an der New Yorker Börse zu dem schicksalsschweren »Schwarzen Freitag«. Es dauerte nicht lange, bis wir die Auswirkung dieses Börsenkrachs bis in den kleinsten Betrieb zu spüren bekamen. Die

Produktion stockte, zahlreiche Betriebe gingen konkurs, die Arbeitslosenzahlen stiegen sprunghaft an. Auch die Nordische Ofenfabrik mußte den Konkurs anmelden. Nach etwa einem Jahr konnte sie jedoch ihre Produktion wieder aufnehmen. Dieses Jahr war ich arbeitslos.

Zur Wirtschaftskrise gesellte sich die politische Krise – die letztendlich zum zweiten Weltkrieg führen sollte. Als junger Mensch war ich nicht nur Mitglied meiner Gewerkschaft und des Betriebsrats geworden, sondern ich wurde, wie es damals für einen Gewerkschaftsfunktionär üblich war, auch Mitglied der SPD. Im »Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold« wurde ich in der Jugendabteilung aktiv. Das kam eigentlich ganz automatisch. Ein organisierter Arbeiter gehörte einfach in die Partei. Er kaufte seine Waren im Konsum, und wenn er Sport trieb, war er Mitglied der Freien Turnerschaft. Die ersten Jahre nach dem ersten Weltkrieg waren nicht nur durch die materielle Not sondern auch durch eine Verwilderung der politischen Sitten gekennzeichnet. Politische Morde und Fememorde durch die »Schwarze Reichswehr« waren an der Tagesordnung. Ein Großteil der Unruhen, die auf die wirtschaftliche Not und den politischen Radikalismus zurückzuführen waren, nahmen bürgerkriegsähnliche Formen an. In diesen unruhigen Jahren wurde das Reichsbanner zu einem gewissen Ordnungsfaktor im Staat. Die Organisation umfaßte Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei, der Demokratischen Partei und des Zentrums (der politischen Partei des Katholizismus). Aber wie so oft in der deutschen Geschichte erlahmte der Elan bald. Stagnation der Mitgliederzahl führte zu einem erheblichen Rückgang der Aktivitäten. Diese Entwicklung vollzog sich fast zwangsläufig, denn die in den Jahren vor der Machtübernahme durch die Nazis geführte Politik des kleineren Übels, für die die SPD hauptverantwortlich war, lähmte jede politische Aktivität. Die Gründung der »Eisernen Front« im Jahre 1932, damals schlossen sich Reichsbanner und Freie Gewerkschaften und andere demokratische Verbände zusammen, änderte nichts mehr an diesem Dilemma. Im Reichsbanner waren ja schon die Mitglieder der demokratischen Parteien vereinigt. Die Gewerkschaftler und die Freien Turner u.s.w. waren ebenfalls im Reichsbanner. Die »Eiserne Front« war nur ein neuer Name, sonst nichts. Es war der letzte vergebliche Versuch, die Naziflut einzudämmen. Ich habe mich nicht an der Eisernen Front beteiligt, da sie nicht zu einer Aktivierung der demokratischen Kräfte führen konnte. Innerhalb der SPD hatte ich mich den Jungsozialisten angeschlossen. Wir versuchten verzweifelt, Dämme gegen die braune Flut zu errichten, und vor allem die SPD aus ihrer Passivität und ihrer Politik des kleineren Übels herauszureißen. Es war ein vergebliches Bemühen.

Auch die Gewerkschaften waren gelähmt. Hier darf aber nicht vergessen werden, daß die Zahl der Arbeitslosen sieben Millionen betrug und damit jeden

größeren Arbeitskampf unmöglich machte. Die Kassen waren leer. Anfang Oktober 1931 verließen die Jungsozialisten die SPD und gründeten mit anderen Genossen die SAP [Sozialistische Arbeiterpartei]. Im ganzen Land schlossen kleine Gruppen linksgerichteter Genossen sich der SAP an. Wir hatten schon vor ihrer Gründung Verbindung zu gleichgesinnten Gruppen aufgenommen. Aus Berlin bezogen wir die von Theodor Liebknecht herausgegebene Zeitung »Freiheit«. Hier und in anderen Großstädten gab es noch kleinere Gruppen der USPD [Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands], die im September 1922 nicht in die SPD zurückgekehrt waren. Zu den Mitbegründern der SAP gehörten Kurt Rosenfeld und der Reichstagsabgeordnete Max Seydewitz aus Plauen. Andere bekannte Politiker schlossen sich der SAP an, unter ihnen Ernst Eckstein, der spätere Vorsitzende der IG Metall Otto Brenner sowie die Professoren Anna und August Siemens. Zu den jüngeren Mitgliedern gehörte der spätere Bundeskanzler Willy Brandt. Die »Freiheit«, die bis dahin eine Wochenzeitung gewesen war, wurde unter dem Namen »Sozialistische Arbeiterzeitung« eine auch in Flensburg gelesene Tageszeitung.

Wir hatten gehofft, durch die Bildung einer dritten sozialistischen Partei sowohl auf die SPD als auch auf die KPD einwirken zu können und sie zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen die faschistischen Kräfte in Bewegung setzen zu können. Unsere Hoffnungen erfüllten sich nicht. Wir mußten erkennen, daß es zu spät war, die SPD aus ihrer Lethargie herauszureißen. In unendlichen Diskussionen stellten wir eine große Unzufriedenheit mit der SPD fest, aber die Partei zu verlassen, um einen neuen Anfang zu machen, dazu waren die Mitglieder nicht zu bewegen. Die Einheit der Partei mußte unter allen Umständen gewahrt werden, hieß es. Die SPD war nun nicht mehr ein Mittel zum Zweck, sie war Selbstzweck geworden. Es gelang auch nicht, die KPD von ihrer Losung »Einheitsfront ja, aber nur unter der Führung der KPD« abzubringen. Daß es auch zu einer Auseinandersetzung mit der KPD kommen mußte, war uns klar. Aber erst mußte der Faschismus niedergedrückt werden! Wir gingen sehenden Auges dem Untergang entgegen, denn alle unsere Bemühungen scheiterten. Die braune Flut stieg höher und höher. Die Löhne waren seit langer Zeit nicht mehr durch Tarifverträge ausgehandelt sondern durch Notverordnungen festgesetzt worden. Der Jahresurlaub von ursprünglich sechs Tagen wurde bis auf drei Tage reduziert. Mancher Arbeiter hat nicht einmal von diesem Recht Gebrauch gemacht. Politische Versammlungen, Zeitungen und Flugblätter mußten genehmigt werden. Vor der letzten Wahl zum Reichstag Anfang November 1932 baute ich in unserem Parteibüro eine Litfaßsäule, die mit Plakaten und Flugblättern beklebt wurde. Auf einigen Plakaten hatte ich unter der Überschrift »Nationalsozialismus bedeutet Krieg« mit Tusche Bilder von brennenden Häusern, Bombenabwürfen und toten Menschen gemalt.

Diese Litfaßsäule hat nie das Licht der Öffentlichkeit gesehen, denn vor der Wahl wurde das Parteibüro in der Schloßstraße von der Polizei demoliert. Die vorgefundene Literatur, alle Flugblätter und Zeitungen wurden beschlagnahmt. Später bin ich oft gefragt worden, wieso wir schon so früh von einer drohenden Kriegsgefahr sprechen konnten, wenn der Nationalsozialismus die Macht erobern würde. Die Antwort war leicht: Wir Jungsozialisten studierten die Literatur der Nazis, besuchten ihre Versammlungen und nutzten jede Gelegenheit, uns mit dem NS-»Gedankengut« vertraut zu machen. Wir waren uns darüber klar, daß die Forderung nach mehr Lebensraum nur mit Gewalt durchzusetzen sei. Der Weg nach Osten zu den neuen Lebensräumen für das deutsche Volk konnte nur über Polen und Rußland gehen. Hans Grimms Roman »Volk ohne Raum« bereitete neben anderer Literatur den Boden für diese Lebensraumideologie vor.

# Die ersten Monate der verfluchten Zeit

Hitler war Ende Januar 1933 Reichskanzler geworden. Der Terror nahm zu, und wir sahen mit Spannung dem 1. Mai entgegen. Wir Jungsozialisten hatten erfahren, daß in den letzten Tagen des Aprils eine Sitzung des ADGB-Gewerkschaftskartells stattfinden sollte. Wir waren keine Delegierte, beschlossen aber dennoch, auf dieser Sitzung zu erscheinen. Eindringlich forderten wir die Delegierten auf, nun endlich die lähmende Passivität aufzugeben. Am Anfang müsse eine große Demonstration aller Arbeiter stehen, und zwar aller ohne Rücksicht auf Parteizugehörigkeit. Diese Demonstration müsse eine Herausforderung sein. Würden wir angegriffen, müsse Gewalt mit Gewalt beantwortet werden. Schlagen wir los, werden Kiel, Neumünster und Lübeck folgen – die Welle wird nicht mehr aufzuhalten sein. Die Arbeiter warten nur darauf, daß etwas geschieht. Wir fanden jedoch kein Gehör. Die Sitzungsteilnehmer machten einen niedergeschlagenen und unentschlossenen Eindruck. Von Gewalt, auch als Mittel der Verteidigung, wollten sie nichts wissen. Die Gefahr eines Bürgerkrieges bestände nicht nur, wir hätten ihn bereits, war unsere Meinung. Der einzige Trost, den die leitenden Männer der Gewerkschaft uns geben konnten, war: Wir warten auf Weisungen aus Berlin. Wir hielten dagegen: Auf die können wir nicht warten. Aus Berlin werden keine Weisungen kommen. Wir mußten erkennen, daß die endgültige Niederlage der Arbeiter unmittelbar bevorstand.

Schon am folgenden Tag wurde bekannt, daß der Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes Theodor Leipart in einem Aufruf alle Arbeiter und Angestellten aufforderte, sich an der Feier am 1. Mai zu beteiligen. Dieser »Tag der Arbeit«, wie die Nazis ihn benannten, sollte nach Theodor Leiparts Meinung der Festtag aller deutschen Arbeiter werden. In unseren Augen war sein Aufruf ein glatter Verrat an der gesamten Arbeiterbewegung. Vielleicht haben Leipart und sein Anhang geglaubt, durch »loyale« Haltung gegenüber den Nazis die Gewerkschaften über die Zeit des Nationalsozialismus hinwegretten zu können. Seine Haltung war mehr als naiv. Nach all dem, was wir bisher von den Nazis erfahren hatten, konnten wir uns nicht als »Volksgenossen« fühlen. Viele Arbeiter blieben der sogenannten Maifeier fern. Die Quittung für ihr loyales Verhalten erhielten Leipart und sein Anhang bereits am 2. Mai. An diesem Tag besetzte die SA im ganzen Reich die Partei- und Gewerkschaftshäuser, beschlagnahmte die Restvermögen und setzte überall anstelle der gewählten Sekretäre und Angestellten Nazis als Führer ein. Wenige Tage blieben die einzelnen Organisationen noch bestehen, bis Robert Ley alle Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände am 10. Mai 1933



zur »Deutschen Arbeitsfront« zusammenschloß. Die gesamte Arbeiterschaft wurde unter die Führung von Robert Ley, einem notorischen Trunkenbold, gestellt. Wie alle anderen Organisationen und Vereinigungen waren nun auch die Gewerkschaften »gleichgeschaltet«. Eine von der neuen Führung einberufene Versammlung fand einen unerwarteten Abschluß: Nach Beendigung der Versammlung erhoben sich die Metallarbeiter spontan und sangen die Internationale. Eine leere Demonstration? Vielleicht. Aber sie machte doch deutlich, daß nicht alle Metallarbeiter »Leypartianer« waren. Das war in diesen Tagen schon sehr viel.

Ich war damals wieder einmal arbeitslos und habe weder an der Maifeier noch an der Metallarbeiterversammlung teilgenommen.

Am Morgen des 2. Mai hörte ich auf der Straße, daß die Nazis das Gewerkschaftshaus besetzt haben sollten. Zuerst glaubte ich, es sei ein leeres Gerücht. Um mich persönlich zu überzeugen, ging ich durch die Burgstraße – und da hörte ich auch schon von weitem »Gesang« und Heil-Rufe. Also war es doch kein Gerücht. Dann stand ich an der Ecke Burg- und Schloßstraße beim Logenhaus und sah mir das Schauspiel an. Die Fenster des Gewerkschaftshauses standen weit offen. Überall hingen die SA-Leute aus den Fenstern und gröhlten »Heil Hitler« und sangen das Horst-Wessel-Lied. Nach kurzer Zeit kam der zweite Vorsitzende der SPD, Peter B., die Schloßstraße herauf. Er war von Beruf Maurer und wie ich damals arbeitslos. Er sah sich das Schauspiel schweigend an. Dann kamen wir ins Gespräch. In ohnmächtigem Zorn sagte ich zu ihm: »Peter, wenn wir doch nur unsere Freunde zusammenrufen könnten.« Seine Antwort erschütterte mich: »Laß sie doch. Sie werden bald abgewirtschaftet haben.« Diese Meinung wurde von vielen Menschen vertreten. Vor der »Machtübernahme« hatten viele Regierungen abgewirtschaftet. Aber würde es auch Hitler so gehen? Ich versuchte Peter davon zu überzeugen, daß wir einer langen und bitteren Zeit der Unterdrückung entgegengingen. Der Nationalsozialismus würde nicht mir nichts dir nichts abwirtschaften. Natürlich würde er auf Schwierigkeiten stoßen, aber die würden mit brutaler Gewalt überwunden werden. Vor allem aber: Welche Kraft sollte denn die Nazis ablösen? Wir hatten die braune Flut nicht aufhalten können – und werden sie nun umso weniger zurückdrängen können. Eine weitere Diskussion erschien mir sinnlos. Ich ging tief niedergeschlagen nach Hause.

Kurze Zeit später ging mein Freund Peter B. nach Dänemark in die Emigration. Er baute sich dort eine neue Existenz auf und kehrte nicht mehr zurück. Als er einmal besuchsweise nach Flensburg kam, es muß um 1950 gewesen sein, traf ich ihn. Wir kamen ins Gespräch, und es stellte sich heraus, daß er nicht an eine Rückkehr dachte. Er wollte mir aber gute Lehren über den Aufbau einer neuen Demokratie geben. Gute Lehren solle man nicht verachten, meinte

ich, aber man solle dann auch selber am Aufbau der Demokratie mitarbeiten. Aus der Ferne gute Lehren zu erteilen sei zu billig. Ich erinnerte ihn an unser letztes Gespräch im Jahre 1933 vor dem Gewerkschaftshaus und ging bald meiner Wege. Seitdem sind wir uns nicht mehr begegnet.

Mich traf die Gleichschaltung der Gewerkschaften und ihre kampflose Kapitulation schwer, ja schwerer noch als die Auflösung und das Verbot der Parteien. Das der SPD erfolgte am 22. Juni 1933. Wohin ich auch sah – nichts als Trümmer. Die Fundamente, auf die ich mein Leben aufgebaut hatte, erwiesen sich als nicht mehr tragfähig.

# Heirat in einer trostlosen Situation

In meinen jungen Jahren verkehrte ich viel im Gewerkschaftshaus. Dann aber hörte ich von einem Café Waldheim in Flensburgs Vorort Harrislee. Dort verkehrten auch die Schüler der Arbeiter-Volkshochschule. Heute, und schon seit Jahrzehnten, sind die Gebäude der Volkshochschule der Sitz der Landesfeuerwehr-Schule. Hausmeister der Volkshochschule war Amandus Lützens, der mit seiner Frau aus Kiel gekommen war. Nach Differenzen mit der Schulleitung gab er seine Stellung auf und machte sich in der Hainstraße selbständig. Außer dem Café Waldheim betrieben sie eine Gemischtwarenhandlung. Das Café wurde mein Stammlokal. Es wurde dort oft bis in die Nachtstunden hinein diskutiert. Lützens waren prachtvolle Menschen. Nach der Machtübernahme durch die Nazis nahmen sie an der illegalen Arbeit der SPD teil, sind verhaftet und verurteilt worden.

Außer den Volkshochschülern und der Flensburger Arbeiterjugend verkehrte im Waldheim auch eine Schar netter, junger Mädchen aus einem christlichen Jugendbund. Es ging oft lebhaft her, wenn die Diskussion die Köpfe erhitzt hatte. Eines der Mädchen war still und zurückhaltend. Sie war Helferin in

## Abgangs-Attest.

Der Hilfsarbeiter Hans Nielsen  
aus Flensburg, ist  
vom 1. Oktober 1932 bis heute in unserer Fabrik beschäftigt gewesen.  
*Die Entlassung erfolgt wegen Stilllegung des Betriebes.*  
FLENSBURG, den 31. März 1932

Derselbe war Mitglied der  
hiesigen Ortskrankenkasse

Nordische Ofenfabrik und  
Gießerei  
Aktiengesellschaft.



*Die Hochzeit am 6. Oktober 1932*

einem Kindergarten. Wir fanden bald gefallen aneinander, da ihr ruhiges und ausgeglichenes Wesen mir sehr zusagte. So konnte es nicht ausbleiben, daß wir bald »miteinander gingen«. Einige der jungen Frauen waren auf meine Emma eifersüchtig. Wir hielten zusammen, und Ostern 1931 verlobten wir uns. Das Geld für die Ringe wurde mühsam zusammengespart. Ich hatte zu der Zeit zwar Arbeit, aber wir wollten ja auch hin und wieder ausgehen. Ende Mai 1932 wurde ich wieder arbeitslos. Das Personal des Kindergartens wurde zu der Zeit reduziert – und Emma erhielt ihre Kündigung. Ich wohnte bei meinen Eltern in der Marienstraße 23/25, wo ich ein Zimmer mit separatem Eingang hatte. Ich wohnte da nicht schlecht und hatte mir im Laufe der Zeit einige Möbel angeschafft. Die Verhältnisse in Emmas Elternhaus waren nicht so, wie es wünschenswert gewesen wäre. Wir nahmen Emma zu uns. Das ging natürlich nicht ohne Reibungen ab, aber ihre Eltern mußten sich damit abfinden. Zu meinem Zimmer gehörte auch ein großer Flur, wo bequem ein Bett stehen konnte. Die Aussichten für uns beide waren nicht rosig. Mit einer Änderung der politischen Verhältnisse war nicht zu rechnen. Die Möglichkeit, wieder in Arbeit zu kommen, war ungewiß. In dieser trostlosen Situation faßten wir den Beschluß zu heiraten. Das taten wir am 6. Oktober 1932, an Emmas Geburtstag. Das Glück schien mit uns zu sein, denn eine Woche vor der Hochzeit kam ich wieder in Arbeit. Wir haben nur standesamtlich geheiratet und feierten den Tag im engsten Familienkreis. Bald darauf konnten wir eine kleine und bescheidene Wohnung im Hause Marienstraße 23 beziehen. Es war eine Zweizimmerwohnung im Erdgeschoß. Nr. 23 war das neben Nr. 25 liegende Haus, das später abgebrochen wurde – und wo sich heute der Jens-Jessen-Kindergarten befindet. Die Küche war so klein, daß gerade ein schmaler Küchenschrank und ein kleiner Tisch Platz fanden. Einen Herd hatten wir nicht in der Küche, wir mußten uns mit einer Brennhexe behelfen. Meine Großmutter schenkte uns einen alten Kleiderschrank. Ich kündigte meine Lebensversicherung bei der Volksfürsorge. Für den zurückgezahlten Betrag wurden zwei weiße Betten angeschafft. Die eine Stubenwand war von außen nicht verputzt. Daneben lag ein unbebautes Grundstück. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Außenwand feucht wurde. Wir suchten eine andere Wohnung. Aber wo wir auch anfragten, einen endgültigen Bescheid erhielten wir nie: Ja, man wolle sehen. Es hätten sich schon viele Bewerber um diese Wohnung bemüht. Fragten wir nach, hieß es: »Die Wohnung ist leider schon vergeben.« Einige Male wurden wir direkt gefragt, ob wir Mitglied der Partei seien. Da wir die Frage wahrheitsgemäß mit »Nein« beantworteten, war das Ergebnis unserer Bemühungen stets negativ. Zuletzt glückte es uns, weiter oben in der Marienstraße, in der Nummer 34, eine Wohnung zu bekommen. Sie lag zwar im Hinterhaus, aber wir hatten dort mehr Platz. In dieser Wohnung wurde am 25. August 1933 unsere älteste Tochter Lisa

geboren. Für das Entbindungsgeld kauften wir einen Kinderwagen. Und Emma fuhr stolz ihre Tochter spazieren.

## »Freiwillige Spenden« und Grenzübergänger

Hinten im Hof sahen wir nicht viel von der SA und der Partei. Aber wenn gesammelt wurde, dann konnten sie uns finden. Und es wurde fast in jeder Woche gesammelt. Einmal war es das Winterhilfswerk, dann die sogenannten Pfundsamlungen, ein anderes Mal waren es Plaketten u.s.w. Natürlich war alles »freiwillig«. Aber wehe dem, der den Sammlern nichts gab oder keine Plakette kaufte. Zu den Haussammlungen kam der Plakettenverkauf in den Betrieben. Ein Former der Ofenfabrik lehnte es ab, eine Plakette zu kaufen, da seine Frau schon eine im Hause beim Blockwart gekauft hatte. Er könne es sich nicht leisten, zwei zu kaufen. Er wurde zum Direktor gerufen, der ihn unter so starken Druck setzte, daß er dennoch für zwanzig Pfennig eine weitere Plakette kaufte. Seinem Zorn konnte der Former keinen freien Lauf lassen, denn auch im Betrieb gab es mehrere hundertprozentige Nazis. Nicht alle Arbeiter waren Nazigegner. Es gab genug Renegaten, und das waren die gefährlichsten. Um ihr Gewissen zu beschwichtigen, verfielen sie in das Gegenteil dessen, was sie früher gewesen waren. Das habe ich in der eigenen Familie erleben müssen. Doch darüber später.

Mit der Machtübernahme kam etwas Neues nach Deutschland: Die Errichtung von Konzentrationslagern und die Mißhandlungen von Andersdenkenden. Es gab aber immer noch Menschen, die sich dem Terror nicht beugten. Sie gingen in die Illegalität und führten den Kampf weiter. Es wurden illegale Zeitungen und Flugblätter verteilt. Nicht wegen des damit verbundenen Risikos sondern wegen der Sinnlosigkeit lehnte ich die Verteilung derartiger Druckschriften ab. Das war nicht mehr meine Welt. Mit dem Anwachsen des Terrors und der Verhaftungen stieg die Zahl der politischen Flüchtlinge. Frühere Hamburger Genossen hatten mit meinem Nachbarn G. Gr. Verbindung aufgenommen. Er hatte dann den Kontakt zu anderen früheren SAP-Mitgliedern vermittelt. Auch an mich trat er mit der Bitte heran, wenn notwendig, einen Flüchtling über die Grenze zu bringen. Diese Bitte konnte und wollte ich nicht ausschlagen. Wer, und wieviele an dieser Fluchthilfe beteiligt gewesen sind, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Ich nehme an, daß es mein Nachbar G. Gr. war, der die Flüchtlinge an die jeweiligen Helfer vermittelte. An sich war es eine verblüffend einfache Methode, mit deren Hilfe die Flüchtlinge über die Grenze gebracht wurden. Es galt nur, einen Freund zu finden, der ungefähr so alt wie der Flüchtling und zuverlässig sein mußte. Wer die Groschenpässe besorgte, danach habe ich nie gefragt. Es war zu jener Zeit nicht gut,

alles zu wissen. Mir war auch kein Kontaktmann jenseits der Grenze bekannt. Der erste zu mir gesandte Emigrant wurde von einem Kontaktmann bis an die zum Hof führende Tür gebracht, dann erhielt er den Bescheid »Hinterhaus, eine Treppe hoch, Tür rechts«. Dort angekommen, machte er sich bemerkbar. Wenn wir die Tür öffneten, nannte er das Kennwort »Solidarität« und wurde hereingelassen. Mußte er bei uns übernachten, räumten wir das Schlafzimmer, das in der Mansarde lag, und richteten uns im Wohnzimmer ein. Am nächsten oder übernächsten Tag besorgte ich mir einen Groschenpass. Dann spazierten wir hinunter zum Hafen und bestiegen einen Fördedampfer, der uns nach Kollund brachte. Selbstverständlich ging der Emigrant immer etwas hinter mir. Wir kannten uns ja nicht. Ebenso ging es bei der Ankunft in Kollund. Wir machten einen kleinen Spaziergang, und dabei zeigte ich ihm die nach Sønderborg führende Straße. Von nun an mußte er selber sehen, wie er weiterkam. Die Anschrift der Kontaktperson in Sønderborg hatte er aus Hamburg mitgebracht. Einige wollten mir den Namen und die Anschrift ihrer Kontaktpersonen nennen, was ich aber stets abgelehnt habe. Er war ja in Sicherheit, und was sollte ich mit Namen und Anschriften? Mit einer Ausnahme habe ich nur Hamburger über die Grenze gebracht. Ob es sechs oder acht gewesen sind, das weiß ich heute nicht mehr. Auf jeden Fall waren alle froh, wenn wir Kollund erreicht hatten. Die eine Ausnahme war ein Berliner. Er war zudem eine unangenehme Ausnahme. Er hat bei uns gegessen und geschlafen. Am nächsten Morgen kam er herunter und beklagte sich darüber, daß er gefroren hatte. Und er bemängelte die primitiven Verhältnisse. Er habe ja nicht einmal ein Bad nehmen können. Ja, solchen Komfort konnten wir ihm in der Marienstraße nicht bieten. Während des Frühstücks machte er in der Berliner Zeitschrift »Die Woche« auf verschiedenen Seiten und Wörtern kleine Punkte. Ich forderte ihn auf, solchen Unsinn zu unterlassen. Es sei der Name und die Anschrift des Freundes, an den er sich in Sønderborg wenden sollte. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er sich hier unauffällig zu bewegen habe und nicht mit Namen und Adressen, auch wenn sie getarnt seien, herumlaufen könne. Er konnte aber diese Gedächtnisstütze nicht entbehren. Ich kann nicht sagen, daß wir in Kollund als Freunde schieden, nachdem er in Sicherheit war.



## Eintritt in »Den Slesvigske Forening«

Die letzten Jahre vor der Machtübernahme waren voller Niederlagen und Enttäuschungen gewesen. Die Arbeiterbewegung war gelähmt. Einen organisierten Widerstand gegen die SA und SS gab es nicht. Alles, was mir im Leben etwas bedeutet hatte, lag in Trümmern. In dieser Situation mußte ich Bilanz über mein bisheriges Leben ziehen.

Ich war wurzellos geworden. So fühlte ich mich. Aber kann ein Mensch wirklich ganz wurzellos werden? Zu einem Gutteil verdanke ich es den Nazis, daß ich meinen Weg in die Zukunft fand. Alle, die in Staat und Partei sich um eine Funktion bemühten – oder die bisherige nicht verlieren wollten, mußten den sogenannten Ariernachweis erbringen. Da ich mich weder um eine Stellung im Staat oder in der Gemeinde bewerben wollte, kam ich nicht in die Lage, meine nordische Abstammung nachweisen zu müssen. Es wäre jedoch sehr einfach gewesen. Ja, es hätte keinerlei Nachforschungen bedurft, um die Herkunft meiner Ahnen nachzuweisen. Mütterlicherseits stammte mein Großvater aus der Gegend um Tinglev. Er hieß Hans Christian Wollesen und war von Beruf Bäcker. Er war selbständig, bis er von der Konkurrenz verdrängt wurde. Auch eine Krankheit machte ihm zu schaffen. Er hat dann bis zu seinem Lebensende bei der Eisenbahn gearbeitet. Meine Großmutter war eine geborene Rasmussen, sie kam von Fyn nach Nordschleswig. Sie hatten zehn Kinder, davon sieben Töchter. Mein Großvater väterlicherseits war in Aabenraa geboren. Sein Name war Sören Nielsen. Bis zu seiner völligen Verarmung war er selbständiger Tischler. Er soll herzensgut aber etwas leichtblütig gewesen sein. Am Biertisch hatte er seinen Freunden hohe Bürgschaften gewährt, für die er dann später in Anspruch genommen wurde. Von meinem Vater weiß ich, daß er seinen Verpflichtungen bis zum letzten Pfennig nachgekommen ist, bis er am Ende bitterarm war. Auch er hat bei der Eisenbahn, die damals noch in Privatbesitz war, ein bescheidenes Auskommen gefunden. Nachdem der preußische Staat die Bahn übernommen hatte, mußte mein Großvater den Eid auf die preußische Verfassung ablegen. Er weigerte sich und wurde fristlos entlassen. Er war als dänischer Staatsbürger geboren und hat sich immer, besonders in der Preußenzeit, als Däne gefühlt. Bei einer Auseinandersetzung vor einer Wahl warf er einen deutschen Ratsherrn die Rathaustreppe hinunter. Das brachte ihm drei Tage Arrest ein. Mein Großvater besaß den Bürgerbrief der Stadt Aabenraa. Auf zwei Ausstellungen hatte er für seine Arbeiten Prämien erhalten. Diesen Großvater habe ich nicht gekannt. Er starb schon 1896. Meine Großmutter väterlicherseits hieß Sophie Abelone Rasmussen und war ebenfalls von Fyn gekommen. Die beiden hatten zwei Töchter und vier Söhne. Viel weiß

ich nicht von meinen Großeltern. »Kleine Leute« haben nie viel Zeit gehabt, sich mit Familiengeschichte zu befassen. Obwohl in beiden Familien Schmalhans Küchenmeister war, habe ich doch aus Erzählungen entnehmen können, daß Sören Nielsens Kinder in ihren Kinderjahren nicht so hart gearbeitet haben, wie die Kinder des Großvaters Hans Christian Wollesen.

Meine Mutter wurde, wie auch ihre Geschwister, schon im Alter von zehn Jahren zu Bauern in Dienst gegeben. Im Alter von zehn Jahren war für sie in der »guten alten Zeit« die Kindheit vorbei! Sören Nielsens Kinder haben auf Mikkelsens Hof in Kolstrup hin und wieder ausgeholfen, und die beiden Töchter haben nach ihrer Schulentlassung dort einige Zeit gedient, bis sie eine Arbeit in Hamburg bekamen. Diese beiden Schwestern haben während ihres ganzen Lebens Sønderjysk gesprochen. Zur Abstimmung kamen sie 1920 nach Aabenraa – und haben deutsch gestimmt. So eigenartig können sich die Verhältnisse gestalten. Meine Mutter hieß Anna Kjestine und mein Vater Eskild Sören. Sie haben in Aabenraa geheiratet und hatten vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter. Es ist nicht viel, was ich aus der Geschichte meiner Familie erzählen kann. Von meinen Großeltern hat nur meine Großmutter mütterlicherseits die Wiedervereinigung mit Dänemark erlebt und um achtzehn Jahre überlebt. Sie lebte ihre letzten Jahre im ehemaligen Küsterhaus auf dem Friedhof in Tinglev.

War ich nicht eigentlich ein »Zufallsdeutscher«? Wäre mein Vater nicht versetzt worden sondern in Aabenraa geblieben, wäre ich dänischer Staatsbürger geworden. Es hatte eben nicht sein sollen.

Noch immer erfüllte mich die Unduldsamkeit und der Terror gegen Andersdenkende mit tiefem Abscheu. Die Erlebnisse aus meinen jungen Jahren wurden wieder lebendig. Nach 1920 habe ich, ohne Mitglied einer dänischen Vereinigung zu sein, die Jahresversammlungen auf dem Festplatz am »Schwarzen Weg« besucht. Ich bewunderte die Menschen, die trotz Niederlage und Verfolgung standhielten und sich zu ihrem Volk und zum Dannebrog bekannten, die sich nicht scheuten, die Zusammengehörigkeit mit ihrem Volk öffentlich zu bekennen. Bei aller Sympathie für diese Menschen kam mir der Gedanke nicht, daß ich ja eigentlich zu ihnen gehörte. Meine Welt war die Welt der Gewerkschaft und der Partei. Nun stand ich vor dem Nichts. Aber kein Mensch kann ohne eine Gemeinschaft, in der er sich wohl fühlt, leben! Meine Eltern hatten schon früh den Weg in Den Slesvigske Forening gefunden. Oft kam der alte Gissemann zu ihnen, und ich habe mich mit ihm unterhalten. Es ergab sich fast von selbst, daß ich für mich und meine Frau einen Aufnahmeantrag stellte. Ja, wir waren nun verheiratet und würden aller Voraussicht nach Kinder bekommen. Welche Schule sollten sie besuchen? Unsere Antwort fiel ohne lange Überlegungen: Sie sollten selbstverständlich die dänische Schule

besuchen. So wurden wir Mitglied in Den Slesvigske Forening. Damit war unser Weg in die Zukunft vorgezeichnet. Die Distrikte 5, 6 und 9 hielten ihre gemeinsamen Zusammenkünfte im »Hjemmet« in der Marienstraße. Dort lernten wir die führenden Männer der Minderheit wie Ernst Christiansen, Tage Jessen, L.P. Christensen, Journalist J.N. Jensen und andere kennen. Uns öffnete sich eine neue Welt, aus der uns niemand vertreiben sollte. Am Morgen des Jahresfestes am 18. Juni 1933 war ich mit zur Flaggenhissung auf dem Festplatz. Diese feierliche Handlung machte auf mich einen tiefen Eindruck.

## »Sie sind verhaftet«

Die Arbeit in der Ofenfabrik Ende 1932 war nur von kurzer Dauer. Und dann dauerte es einige Monate, bis die Fabrik wieder Arbeit hatte. In dieser Zeit besserten wir die karge Arbeitslosenunterstützung durch eigene Gartenerzeugnisse auf. Es war ein weiter Weg von der Marienstraße zum Ballastberg, dort, wo heute der Wasserturm steht. Im gleichen Jahr bearbeitete ich ein Stück Land unten in Friedrichstal. Der Besitzer hatte es meinem Schwager, bis er bauen konnte, zur Benutzung überlassen. Das war eine zusätzliche Arbeit, aber auch eine weitere Hilfe, um unseren Lebensstandard etwas zu verbessern. An einigen Tagen mußte ich ja stempeln gehen, an anderen mit Emigranten eine kleine Dampferfahrt machen. Wir konnten uns mit Hilfe unserer Gärten ganz gut durchschlagen.

Die Hilfe für verfolgte Menschen habe ich nie als eine politische Tätigkeit angesehen. Es war eine humanitäre Hilfe. Ich habe bei diesen Fahrten auch nie ein Blatt Papier mit über die Grenze genommen. Ich habe auch bereits erwähnt, daß ich mich nicht mit der Verteilung illegaler Flugblätter oder Zeitungen befaßt habe. Daß aber tatsächlich Flugblätter und Zeitungen verteilt worden sind, habe ich dann unter besonderen Umständen erfahren.

Es wurde langsam Herbst. Ich bekam wieder Arbeit. Am 7. Dezember 1933 holte Emma mich von der Arbeit ab. Ich spürte sofort, daß irgendetwas geschehen war. Als wir keinem Menschen begegneten, flüsterte Emma mir zu: »Gr. ist verhaftet worden.«

Auf der Straße haben wir dann nicht mehr darüber gesprochen. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Zuhause angekommen erstattete Emma mir Bericht. Kurz nach Mittag seien zwei Männer an Gr.s Wohnungstür erschienen, hätten das Kennwort »Solidarität« geflüstert und um Einlaß gebeten. Sie überbrachten Grüße von bekannten Hamburger Genossen, die auch Gr. bekannt waren. Selber seien sie in letzter Minute ihrer Verhaftung entgangen und seien nun auf der Flucht vor der Gestapo. Alles klang glaubwürdig, und dennoch hätte Gr. stutzig werden müssen, denn das Kennwort »Solidarität« war inzwischen durch das Kennwort »Freundschaft« abgelöst worden. Daran hatte er jedoch nicht gedacht. Nach längerer Unterhaltung mit seinen Besuchern war Gr. von ihrer Echtheit überzeugt. Er nannte auch den Namen und die Adresse eines Helfers in Ramsharde. Gr. erklärte ihnen den Weg und wollte sogar seinen Sohn als Wegweiser mitgeben, was aber dankend abgelehnt wurde. Wenig später erschienen wieder zwei Männer an der Wohnungstür und gingen ohne Umschweife in die Wohnung hinein. Sie trafen Gr. an und erklärten ihn, ohne ein weiteres Wort zu sagen, für verhaftet. Sie wiesen sich als Flensburger

Kriminalbeamte aus. Frau Gr. unterrichtete sofort meine Frau über die Verhaftung. Emmas Entschluß war schnell gefaßt: sie müsse sofort nach Ramsharde, um Chr. H. zu warnen. Eilig machte sie sich auf den Weg. Auf ihr Klopfen öffnete Chr. H. die Tür. Emma flüsterte ihm zu: »Verschwinde schnell! Hamburger Gestapo ist in der Stadt. Sie wollen hierher. Gr. ist verhaftet.« »Das ist keine Gestapo, das sind zwei Emigranten, die ich über die Grenze bringen will. Mein Schwager P. Chr. ist schon hier. Er wird mir helfen. Sie sitzen alle drinnen in der Stube. Wir haben uns schon eine ganze Weile unterhalten. Sie sind echt.« Vergebens versuchte Emma ihn im Flüsterton zu überzeugen. Es war nicht möglich. »Es tut mir leid, daß ihr mir keinen Glauben schenkt.« Damit ging sie. Später habe ich dann gehört, was sich weiter zugetragen hat. Chr. H. ging wieder in die Stube zurück. Und im gleichen Augenblick sprang der eine Gestapomann mit gezückter Pistole auf und rief: »Hände hoch!« Ja, nun gab es für die beiden keine Unklarheiten mehr. Sie wurden für verhaftet erklärt und sofort abgeführt.

Zuhause war die Stimmung natürlich auf den Nullpunkt gesunken. Emma und ich haben uns am Abend lange unterhalten. Was sollte nun geschehen? Ich mußte mit meiner Verhaftung rechnen, denn Gr. würde die Nerven verlieren. Wie würden die beiden anderen sich verhalten? Wenn ich über die Grenze gehen wollte, könnte ich es noch schaffen? Aber wann würde ich wieder zurückkommen können? Ich hatte ja nie den Optimismus meiner Freunde geteilt, daß auch die Nazis bald abgewirtschaftet haben würden. Ich sah eine lange und bittere Zeit auf uns zukommen. Sollte ich meine Frau und mein Kind verlassen und mich persönlich in Sicherheit bringen? Mein Entschluß war schnell gefaßt: Ich wollte hier bleiben und mein Schicksal auf mich nehmen. Emma verstand meinen Standpunkt und gab mir freie Hand. Ich machte ihr eindringlich klar, daß wir am folgenden Tag mit meiner Verhaftung rechnen mußten. Viel Schlaf gab es in dieser Nacht nicht.

Am nächsten Morgen ging ich zur gewohnten Zeit auf Arbeit und kam in der Mittagspause nach Hause, um zu essen. Ich weiß es heute noch so deutlich, als sei es gestern geschehen. Ich hatte einen Teller Milchreis vor mir stehen, als jemand die Treppe heraufkam. Das konnte nur die Gestapo sein. Wir hatten beide den gleichen Gedanken: Nun ist es soweit. »Nun mußt du tapfer sein, Emma«, konnte ich gerade noch sagen, als es an die Tür klopfte. Auf mein »Herein!« betraten zwei Männer die Küche und fragten, ob ich Hans Nielsen sei. »Ja, der bin ich.« Sie zeigten mir ihren Ausweis und erklärten mich für verhaftet. Das müsse doch wohl ein Irrtum sein, meinte ich. Sie waren allerdings anderer Meinung. Ich wüßte doch, daß Gr. gestern verhaftet worden sei. Ja, davon hätte ich gehört, das sei ja nicht meine Sache. Das werden wir schon herausfinden, meinte der eine Beamte. Ich sei auf alle Fälle verhaftet. Nun galt

es, das Gesicht nicht zu verlieren. Ich fragte die Beamten, ob sie es sehr eilig hätten oder noch einen kleinen Augenblick warten könnten. »Wieso das?« meinte der eine Beamte. Wenn sie noch etwas Zeit hätten, würde ich gerne meinen Milchreis essen. Sie traten etwas zur Seite und flüsterten miteinander. »Essen Sie ruhig fertig«. Der eine Beamte verließ die Wohnung, und ich forderte den anderen auf, Platz zu nehmen. Er blieb aber stehen. Einige Male nickte ich Emma, die still vor sich hinweinte, aufmunternd zu. Als ich meinen Teller leergegessen hatte, sagte ich: »Ich bin denn soweit«. Ich nahm Abschied von meiner kleinen Tochter Lisa, die friedlich in ihrem Kinderwagen schlief, und nahm dann Abschied von Emma. Wir schrieben den 8. Dezember 1933. Am 14. Dezember 1935 war ich wieder zu Hause.

# In den Klauen der Gestapo

Ich ging mit dem Bamten zu Fuß die Marienstraße hinunter und konnte meinem alten Vater, der am Fenster stand, unauffällig zunicken. Meine Eltern hatten volles Verständnis für die Hilfe, die wir den Emigranten gewährten. Wir gingen zum alten Polizeigefängnis im Hof des Rathauses. Die Registrierung meiner Personalien dauerte nur wenige Minuten. Dann schloß sich die Tür hinter mir. Ich war in eine Zelle für drei Mann gebracht worden, die nun voll belegt war. Der eine der Insassen war wegen asozialen Verhaltens in Haft, der andere war als arbeits- und obdachlos in Gewahrsam genommen worden. Der Asoziale schimpfte und meditierte den ganzen Nachmittag. Er könne wohl begreifen, daß ein Mensch unsozial sein könne, ihn aber asozial zu nennen, das sei schlichtweg unsinnig. Bis zum Abendessen sahen und hörten wir nichts. Das Abendessen bestand aus einigen dünn mit Margarine und einer Ahnung von Leberwurst bestrichenen Scheiben Brot und einem Becher Tee. Von Schlaf konnte in dieser Nacht keine Rede sein. Eine Lampe auf dem Hof des Rathauses erhellte schwach das Zellenfenster. Wie lange sollte ich durch vergitterte Fenster sehen? War ich einige Minuten eingeschlafen, schreckte ich wieder auf. Die Nacht wurde unendlich lang.

Aber auch die längste Nacht geht einmal zu Ende, und ein grauer und trüber Morgen dämmerte herauf. Nachdem jeder sein Bett gemacht hatte, und die Zelle ausgefegt war, wurde der Morgenkaffee serviert. Und dann? Nichts.

Erst am Nachmittag wurde ich zur Vernehmung in die Duburgkaserne gebracht, wo die Gestapo ihren Sitz hatte. In dem Zimmer, in das ich gebracht wurde, befanden sich zwei Beamte, die ich kannte. Der eine war Hans Hermannsen, bei dem ich die letzten Monate vor der Machtübernahme Versammlungen angemeldet und Drucksachen genehmigt oder nicht genehmigt bekommen hatte. Das letzte Mal hatte ich mit Hermannsen am Tage nach der Demolierung unseres Parteilokals in der Schloßstraße zu tun gehabt. Da die Polizei damals auch mehrere Bücher, die mein Eigentum waren, beschlagnahmt hatte, war ich zu Hermannsen gegangen, um sie wieder zurückzuerlangen. Nach der Machtübernahme hätte ich diese Dummdreistigkeit wohl nicht aufgebracht. Auch der andere Beamte, Woinke, war mir bekannt. Er hatte viel im Gewerkschaftshaus verkehrt und war u.a. Mitglied im Gesangchor der Freidenker gewesen. Da auch ich viel im Gewerkschaftshaus verkehrte, konnte es nicht ausbleiben, daß er sich im Restaurant gelegentlich, wenn kein anderer Tisch frei war, an den Tisch setzte, an dem wir saßen und diskutierten. Er hatte sich viel mit der materialistischen Geschichtsauffassung beschäftigt und war überhaupt sehr beschlagen. Nach seiner Aussage war er beim Zollfahndungs-

dienst. Nach der Machtübernahme stellte sich allerdings heraus, daß er viele Jahre der politischen Polizei, der späteren Gestapo, angehört hatte.

Hermannsen verließ das Zimmer, und ich blieb mit Woinke allein. Ohne ein Wort zu sagen, spannte er einen Bogen in die Schreibmaschine und begann mit der Aufnahme meiner Personalien. Worum es ging, wüßte ich ja. Ich schüttelte den Kopf, ich hätte keine Ahnung. Aber daß Gr. verhaftet sei, das wüßte ich wohl. Ja, das könnte ich bestätigen, obwohl mir der Grund seiner Verhaftung unbekannt sei. Und der Grund meiner eigenen Verhaftung? Der sei mir ebenfalls unbekannt. So ging es eine ganze Weile hin und her, bis Woinke sagte: »Herr Nielsen, wir kennen uns ja lange genug. Daß Sie in die Sache Gr. verwickelt sind, ist klar. Ich kann ja verstehen, daß Sie alles ableugnen. Aber das wird Ihnen nicht viel helfen. Ich habe auch einfach nicht die Zeit und die Lust, in dieser Weise noch lange beizubleiben. Lesen sie das erst einmal in aller Ruhe durch.« Damit übergab er mir das Vernehmungsprotokoll mit der Aussage Gr.s. Es umfaßte über vier Seiten. Nachdem ich die ersten Sätze gelesen hatte, drehte ich die Blätter um und suchte die letzte Seite. Da fand ich, was ich suchte: Gr.s eigenhändige Unterschrift. »Herr Nielsen, Sie glauben doch wohl nicht, daß ich Ihnen ein fingiertes Protokoll vorlege,« meinte Woinke, »aber lesen Sie ruhig weiter«. Ich gab ihm keine Antwort sondern las die Aussagen aufmerksam durch. »Nun, was sagen Sie dazu?« »Ja, Herr Woinke, hier gibt es die bekannten zwei Möglichkeiten: Entweder erkläre ich alles für freie Fantasie – oder es entspricht den Tatsachen. Nachdem ich alles aufmerksam gelesen habe, erkläre ich: Die Aussagen von Gr. stimmen mit den mir bekannten Tatsachen überein. Ich kann mich nicht präziser ausdrücken.« Ich habe dann in meinen Aussagen Gr.s Ausführungen bestätigt und meine Unterschrift unter das Vernehmungsprotokoll gesetzt. Bevor ich wieder ins Polizeigefängnis gebracht wurde, sagte Woinke noch zu mir: »Herr Nielsen, Sie hätten sich bessere Freunde aussuchen sollen.«

Der Tag war vorüber, und vor mir lag wieder eine endlose Nacht. Was ich am anderen Tag erfuhr, war auch nicht gerade dazu angetan, meine Stimmung zu heben. Eine Zellentür wurde aufgeschlossen, und ich hörte: »St. zur Vernehmung.« Also wieder einer. Nun waren schon fünf Verhaftungen erfolgt. Wer ihn angegeben hat, habe ich nie erfahren. Ich habe aber auch nie danach gefragt. Nach einigen Stunden wurde St. zurückgebracht und anschließend Gr. zur Vernehmung geholt. Im Anschluß daran wurde auch ich noch einmal verhört. Es war unverkennbar, daß in der Zwischenzeit etwas geschehen war. Ich sollte es schnell erfahren. Woinke: »Ja, Herr Nielsen, die Sache hat eine sehr ernste Wendung genommen. Daß Sie Emigranten über die Grenze gebracht haben, ist ja nicht gerade das Allerschlimmste. Aber es sind auch Flugblätter von drüben mit zurückgenommen und hier verteilt worden. Das ist natürlich eine ernste



Sache.« Ich wollte das nicht bezweifeln, denn es würden sicherlich entsprechende Aussagen vorliegen. Das wurde mir bestätigt. Ich habe dann zu diesen Vorhaltungen erklärt, daß ich wohl einige Emigranten über die Grenze nach Dänemark gebracht hätte, Flugblätter habe ich jedoch nicht zurückgenommen, geschweige denn verteilt. Mir sei auch keine Kontaktperson in Dänemark bekannt. Daher habe ich auch mit keiner Person über Flugblätter reden können. Hätte ich Flugblätter in Empfang genommen und verteilt, hätte ich es bei dieser Sachlage zugegeben. Die Hilfe für die Emigranten sei für mich keine politische sondern ausschließlich eine humanitäre Hilfe gewesen. Mir wurde vorgehalten, daß ich Emigranten auch geholfen hätte, wenn ich gewußt hätte, daß es strafbar sei. Ich antwortete: »Auch dann.« Interessant für mich war, daß nicht behauptet wurde, ich hätte Flugblätter verteilt. Woinke muß allem Anschein nach überzeugt worden sein, denn er kam nicht mit entsprechenden Aussagen der anderen Verhafteten. Ich wurde wieder ins Polizeigefängnis zurückgebracht, ohne daß ein neues Protokoll aufgenommen wurde.

Später habe ich erfahren, unter welchen Umständen die Verteilung von Flugblättern bekannt wurde. Daß ich bei dieser Schilderung einen Freund belasten muß, ist bedauerlich, aber nicht zu umgehen. Kam man im alten Polizeigefängnis in den ersten Stock hinauf, lagen links die Zellen und zwei Aborte mit Pendeltüren, die weder verriegelt noch verschlossen werden konnten. Gr.s und St.s Zellen lagen nebeneinander. Gr. mußte gehört haben, daß St. an seine Zellentür geklopft und gebeten hatte, den Abort benutzen zu dürfen. Das durfte er selbstverständlich. Gleich darauf wünschte auch Gr. zum Abort gehen zu dürfen. Was sofort bewilligt wurde. Als Gr. glaubte, der Wachtmeister habe sich entfernt, stand er vom Becken auf, ging nach nebenan zu St. und flüsterte ihm zu. »Sag nichts von den Flugblättern.« Im gleichen Augenblick tauchte der Wachtmeister auf. »Na, was ist nun mit den Flugblättern?« Da half kein Leugnen, und beide wurden, da der Beamte den Vorfall sofort an die Waldstraße gemeldet hatte, zur Vernehmung abgeholt. Es mußte dem Beamten einfach auffallen, daß zwei Gefangene in der gleichen Sache zur gleichen Zeit den Abort aufsuchen wollten. Er ging ja nicht in beschlagenen Stiefeln sondern huschte lautlos auf Filzschuhen über den Flur.

Es wurden noch drei weitere Verhaftungen vorgenommen, so daß insgesamt sieben Verhaftungen in dieser Sache stattfanden. Mir ist nicht bekannt, aufgrund welcher Aussagen die letzten zwei Verhaftungen, von denen ich erst später erfuhr, erfolgten.

# In Untersuchungshaft

Am 10. Dezember 1933 wurden die Vernehmungen von der Gestapo abgeschlossen und wir ins Untersuchungsgefängnis überführt. Es ist uns sicherlich allen durch Mark und Bein gegangen, als die schwere eiserne Pforte klirrend hinter uns ins Schloß fiel. Nun waren wir Untersuchungsgefangene. Als solche hatten wir das Recht, unsere Zivilkleidung behalten zu können. Und von diesem Recht machte ich sofort Gebrauch. An einem Tag in der Woche konnten wir für die Dauer von fünfzehn Minuten Besuch bekommen. Im Besuchszimmer hielt sich ständig ein Beamter auf, der verhindern sollte, daß hier etwa Kassiber ein- oder hinausgeschmuggelt wurden. Es war ein schmerzlicher Augenblick, als ich den ersten Besuch empfangen konnte. Meine Frau und meine Eltern erschienen gleichzeitig. Etwas ruhiger wurden sie, als sie mich in Zivilkleidung sahen. Ja, was kann man sich wohl in 15 Minuten sagen. Das Gespräch drehte sich um das gegenseitige Wohlergehen, um die kleine Lisa, und wie es überhaupt zu Hause aussah. Wir saßen uns im Besuchszimmer an der Langseite des Tisches gegenüber. Der Tisch war nicht breiter, als daß ich meiner Frau beim Kommen und Abschiednehmen einen Kuß geben und die Wangen streicheln konnte. Das war nicht viel. Nach diesem Besuch mußten wir wieder eine Woche warten. Ohne mein Wissen erwirkte mein Vater beim Untersuchungsrichter die Genehmigung zum Halten einer Tageszeitung. Das war keine Extravergünstigung, sondern dieses Recht stand jedem Untersuchungsgefangenen zu. Außerdem erhielt ich die Genehmigung, vier Bände Naturgeschichte aus meinem Bücherbestand in die Zelle zu bekommen. Da ich daneben wöchentlich ein Buch aus der Anstaltsbücherei erhalten konnte, wurde die Haftzeit doch etwas erträglicher. Ich habe mich oft darüber gewundert, daß es mir überlassen blieb, welche Tageszeitung ich lesen wollte. So habe ich während der ganzen Untersuchungshaft, die volle neun Monate dauerte, Flensburg Avis lesen können. Wohl stand die Zeitung unter einer scharfen Zensur, aber es war keine Nazizeitung, und ich konnte einigermaßen verfolgen, was draußen vor sich ging. Die Zeitung und die Bücher halfen über manche trübe Stunde, und deren gab es viele, hinweg. Da der Blick nach draußen durch außen angebrachte Sichtblenden unmöglich war, mußte der Blick sich nach innen richten.

Der Tagesablauf wurde nach einem strikt eingehaltenen Zeitplan geregelt. Beim Glockenzeichen wurde aufgestanden und sich in einer kleinen Blechschüssel gewaschen. Dann wurde die Zelle ausgefegt und danach der Morgenkaffee serviert. Margarine zum Brot war unbekannt, was im Gefangenenjargon hieß »Karo einfach aus der Hand, belegt mit Daumen und Zeigefinger«. So gab

es auch in dieser Welt einen grimmigen »Humor«. Ungeachtet meiner Proteste zahlte meine Frau jede Woche einen kleinen Betrag ein, der es mir ermöglichte, ½ Pfund Butter zu kaufen. Am Vormittag läutete die Glocke zur sogenannten Freistunde. Sie dauerte keine volle Stunde sondern nur eine halbe. Während dieser Zeit gingen wir im Kreis im Hof spazieren. Natürlich mußte der richtige Abstand gehalten werden. Von Zeit zu Zeit ertönte der Ruf des Aufsichtsbeamten: »Mund halten. Abstand. Hier wird nicht gesprochen!« Ein Glockenzeichen beendete die Freistunde. Und vor uns lag wieder ein langer Tag. War die Freistunde vorbei, hieß es, in wenigen Sekunden einem Freund oder Bekannten eine Nachricht zuflüstern. Das ging nicht ohne »Mund halten! Abstand halten!« Eine andere Möglichkeit, Neues zu hören, war das Duschen alle zwei Wochen im Keller. Hier wurden schnell Nachrichten ausgetauscht und weitergegeben. Sonst verlief ein Tag wie der andere. Jeder sah mit Sehnsucht dem Besuchstag entgegen. Die Uhr der Nikolaikirche und der Gesang einer Abteilung des Reichsarbeitsdienstes, die täglich am Gefängnis vorbeizog, waren die einzigen Geräusche, die von der Außenwelt in unsere Abgeschlossenheit drangen. Die Tage waren, besonders im Sommer, endlos. Und doch, wenn wieder Besuchszeit war, wußte ich, daß wieder eine Woche vergangen war. Aus Wochen wurden Monate.

Die Untersuchungshaft dauerte volle neun Monate, die ich in Einzelhaft zugebracht habe. Am 10. Dezember, zwei Wochen vor Weihnachten, begann sie. Es wurde das schwerste und einsamste Weihnachtsfest, weil zu der Trennung von Frau und Kind die Ungewißheit über das Schicksal kam. An der im Kirchensaal des Gefängnisses veranstalteten Weihnachtsfeier habe ich teilgenommen. Es war die einzige Gelegenheit, einmal andere Menschen zu sehen. Nur von »Friede auf Erden« war nichts zu spüren. Wenn zwei Gefangene versuchten, einander einige Worte zuzuflüstern, brüllte der Wachtmeister dazwischen: »Halten Sie den Mund! Wer spricht, der wird sofort in seine Zelle zurückgebracht!« Nach der Feier habe ich den Weihnachtsabend, wie so viele andere, einsam verbracht. Meine Gedanken waren aber bei meinen Lieben daheim. Manche Stunde, in der ich nicht gelesen habe, bin ich hin- und hergegangen. Immer fünf Schritte hin, fünf Schritte zurück, oft manche Stunde. Daß ich gegen geltendes Recht verstoßen hatte, darüber war ich mir klar. Aber es war ein Recht, das von Mördern und politischen Gangstern geschaffen war. Gegen das Menschenrecht habe ich mich nicht vergangen. Diese Überzeugung richtete mich in trüben Stunden, und deren gab es viele, immer wieder auf. Bei einem Besuch meinte meine Frau, ich sei sehr blaß. Ob ich krank sei. Ich beruhigte sie, so gut es ging. Nein, krank sei ich nicht. Ich hätte nur schlecht geschlafen. Das würde sich alles wieder geben. Mein unruhiger Schlaf war leicht zu erklären. Aber damit wollte ich meine Familie nicht belasten. In der

Zeitung hatte ich über die Bildung des Volksgerichtshofs (24. April 1934) gelesen, und was von dem Gericht zu erwarten war. Allmählich kehrte die Fassung und innere Ruhe wieder zurück. Ich rechnete damit, daß unsere Akten bereits einem Gericht zugeleitet worden waren und auch bis zur Verhandlung dort bleiben würden.

Es gab im Untersuchungsgefängnis einige Gruppen politischer Gefangener, die bereits über sechs Monate auf ihre Verhandlung warteten. Gegen Ende März waren sie verschwunden. Sie konnten nun mit ihrem Urteil rechnen. Ihre nun leeren Zellen wurden sehr schnell wieder belegt. An Nachschub fehlte es nicht.

Einige Zeit nach meiner Verhaftung kamen einige »Herren« der Partei zu Emma. Sie forderten sie auf, sich von dem Verbrecher Hans Nielsen scheiden zu lassen. Sie erhielten die richtige Antwort: »Ich denke gar nicht daran, mich scheiden zu lassen, denn mein Mann ist kein Verbrecher. Er hat Menschen in Not geholfen. Dafür ist er kein Verbrecher.« Emma war eine tapfere Frau. Das hat sie in allen schweren Jahren immer wieder bewiesen.

Der Frühling kam und verging. Auch der Sommer hatte seinen Höhepunkt überschritten, und immer noch lebten wir in quälender Ungewißheit. Bei ihrem nächsten Besuch sagte Emma zu mir: »Nun habt ihr ja bald Verhandlung in Hamburg.« Davon war mir nichts bekannt. »Aber die anderen Frauen wissen es doch, warum Du nicht?« Darauf konnte ich ihr keine Antwort geben, vertröstete sie aber mit dem Hinweis, daß ich vielleicht heute noch Bescheid erhalten würde. Sie brauche sich auf keinen Fall zu beunruhigen. Ich konnte mir nicht vorstellen, aus welchen Gründen ich noch keine Anklageschrift erhalten hatte – und ich habe bis zum letzten Tag in Flensburg auch keine ausgehändigt bekommen. Auch der Verhandlungstermin war mir nicht bekannt. Emma kannte ihn: es war der 10. September 1934 vor dem Hanseatischen Oberlandesgericht in Hamburg.

# Die Verhandlung vor dem Hanseatischen Oberlandesgericht

Anfang September 1934 gingen wir, wie es in der Fachsprache heißt, auf Transport. Einige Scheiben Brot, dick mit fettigem Speck belegt, erhielten wir als Marschverpflegung. Und ab ging es im vergitterten Wagen zum Bahnhof. Hier stand schon, etwas abseits, der Gefangenenwagen für uns bereit. Die Zellen waren nicht größer, als daß man eben sitzen oder stehen konnte. Die Fahrt nach Hamburg dauerte eine recht lange Zeit, da wir nur Personenzug fuhren. In Hamburg angekommen, wurden wir unter schwerer Bewachung durch den Bahnhof zu einem wartenden Gefangenenwagen gebracht, der uns in das Untersuchungsgefängnis am Sievekingplatz brachte. Dort sah ich, daß unser Transport aus sieben Flensburgern bestand. Von den beiden letzten Verhaftungen hatte ich noch keine Kenntnis.

In der Aufnahme wurden wir angebrüllt wie wilde Tiere. Überhaupt schien hier ein recht rauher Ton zu herrschen. Nach Erledigung der Formalitäten wurden wir ins Bad und anschließend in die Zellen abgeführt. Der ganze Bau kam mir abstoßend häßlich und abschreckend vor. Wir wurden so auf die Zellen verteilt, daß es auch in der sogenannten Freistunde unmöglich war, miteinander in Verbindung zu treten. Nach zwei Tagen wurde meine Zelle geöffnet, und ein Beamter schrie mich an: »Können Sie lesen?« Ich muß im ersten Moment wohl verblüfft gewesen sein, denn er schrie mich wieder an: »Können Sie lesen?« Selbstverständlich könne ich lesen. Dann warf er mir einen dicken amtlichen Umschlag auf den Tisch und verschwand wieder. Es war die lang erwartete Anklageschrift, ausgefertigt von der Staatsanwaltschaft am Hanseatischen Oberlandesgericht. Gleichzeitig enthielt der Umschlag die Mitteilung, daß die Verhandlung auf den 10. September 1934 anberaumt sei.

Nun, da hatte ich ja noch einige Tage Zeit, um die Anklageschrift zu studieren. Die Anklage lautete gegen Bobzien und Genossen wegen Vorbereitung zum Hochverrat. Bobzien war der führende Kopf der Hamburger Gruppe ehemaliger SAP-Leute. Er war bis zur Machtübernahme Lehrer gewesen. Die anderen Hamburger Angeklagten waren Angestellte und Handwerker. Wir waren also insgesamt sechzehn, die desselben Vergehens angeklagt worden waren. Bis das Licht in der Zelle gelöscht wurde, konnte ich die umfangreiche Anklageschrift ein Mal durchlesen. Am nächsten Morgen beantragte ich, mir Bleistift und Papier auszuhändigen. Das Benötigte befände sich bei meinen Effekten. »Haben Sie Schreibgenehmigung?« wurde ich gefragt. »Nein, die habe ich zwar nicht, aber ich habe am 10. Termin und erst gestern die Ankla-

geschrift erhalten. Ich muß mir Notizen machen.« »Sie müssen dazu eine Schreibgenehmigung haben.« »Wie lange kann es dauern, bis ein solcher Antrag bearbeitet ist?« Er meinte, mindestens eine Woche. Das sei zu lange, sagte ich, denn am 10. habe ich Termin. »Nicht meine Sache« war seine Antwort, und er schlug mir die Tür vor der Nase zu. Es mußte also ohne Notizen gehen.

Am 10. September wurden wir gegen acht Uhr endlose Gänge und Treppen hinüber in den Schwurgerichtssaal geführt. Die Sicherheitsmaßnahmen waren nahezu grotesk. Jeder Angeklagte wurde einzeln in den Saal geführt. Als ich ankam, waren die Hamburger bereits alle da und von den Flensburgern zwei. Zuerst mußte ich mir einen Überblick über den Saal verschaffen. Hinter dem Richtertisch tröhnten fünf Sessel. Also werden es fünf Richter sein. Der Tisch war mit dicken Aktenbündeln bedeckt. Von uns aus rechts saß der Staatsanwalt. Auf gleicher Höhe mit dem Saal nahmen einige Leute hinter einem langen Tisch Platz, die, wie wir noch erfahren sollten, Rechtsanwälte waren. Einen von ihnen hatte ich einige Tage vorher flüchtig kennengelernt. Ich war nämlich einige Tage vor dem Termin in eine schmale Verhandlungszelle gebracht worden, in der ein Herr mit einem großen Aktenbündel saß. Meinen Gruß erwiderte er nicht sondern fing gleich an, Fragen zu stellen, die ich beantwortete. Er trug am Revers das große Parteiabzeichen. Da die Fragen mir etwas eigenartig vorkamen, unterbrach ich ihn. »Gestatten Sie bitte eine Frage. Sind Sie der Herr Staatsanwalt?« »Ich bin Ihr Verteidiger.« Nach einigen weiteren Fragen sagte ich ihm dann: »Herr Rechtsanwalt, ich glaube, ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen.« Ohne zu antworten, drückte er auf einen Knopf und sagte dem eintretenden Beamten: »Der Mann kann wieder abgeführt werden.« Das war meine Unterredung mit meinem »Verteidiger«. Links von uns auf der Zuschauertribüne saßen einige Zivilisten. Unter ihnen bemerkte ich meinen Vater. Sonst wurden die Plätze von Polizeibeamten und SA-Männern eingenommen. Aber wo saßen wir, die Hauptpersonen in diesem Schauspiel? Für uns waren in der Mitte des großen Saales vier Reihen mit je vier Stühlen aufgestellt. Hier saßen wir nun völlig isoliert von unseren Verteidigern. Aber so war es wohl auch beabsichtigt. Punkt neun Uhr erschien das Hohe Gericht. Die Verhandlung wurde eröffnet. Bei der Vernehmung zur Person konnten alle sechzehn Angeklagten sagen: »Nicht vorbestraft.« Danach stellte der Oberstaatsanwalt L. den Antrag, für die Dauer der Verhandlung die Öffentlichkeit wegen Gefährdung der Sicherheit des Staates auszuschließen. Dem Antrag wurde sofort stattgegeben. Die Zuhörer mußten, mit Ausnahme der Polizei und der SA, den Saal räumen. Die Verhandlung dauerte, von einer Mittagspause unterbrochen, bis siebzehn Uhr. Am nächsten Tag ging es in der gleichen Weise weiter. Während meiner Vernehmung mußte ich einige Punkte richtigstellen

und gab meinem Verteidiger Zeichen. Der schaute aber konsequent in eine andere Richtung, bis er von einem der anderen Anwälte darauf aufmerksam gemacht wurde, daß ich ihn zu sprechen wünschte. Er mußte, um mit mir sprechen zu können, den ganzen Saal durchqueren. Ich bat ihn darum, einige Dinge richtigzustellen. Er hörte kaum hin und ging an seinen Platz zurück. Dann sprach er einige belanglose Worte. Von einer Klarstellung konnte dabei nicht die Rede sein. Ich habe ihn dann auch nicht mehr bemüht. Als der Gerichtsvorsitzende meine Akte beiseitelegte, hielt ich meine Vernehmung für beendet. Doch dann sagte er: »Ja, hier haben wir noch etwas.« Und er nahm eine nur einige Blatt umfassende Akte auf und begann daraus vorzulesen. Es war ein Vernehmungsprotokoll von Anfang April 1934. An dem Tag waren wir im Untersuchungsgefängnis in Flensburg von zwei Berliner Gestapobeamtinnen vernommen worden. Mit einer Ausnahme hatten wir keine neuen Aussagen gemacht sondern uns nur auf unsere früheren Aussagen berufen. Das war ein recht mageres Ergebnis. Aber nun kam dies neue Protokoll hinzu. Mit steigendem Erstaunen hörten wir, was der Gerichtsvorsitzende daraus vorlas. Nach dem Protokoll sollte ich eine illegale Parteiorganisation nach dem sogenannten Dreiersystem aufgebaut und auch illegale Versammlungen abgehalten haben. Das waren alles nur Hirngespinnste. Davon waren alle, Hamburger und Flensburger, überzeugt. Zum Schluß hieß es wie üblich: gel., gen. und unterschrieben. Flensburg den 4. April. Chr. St. »Nun, was sagen Sie dazu?« wurde ich gefragt. Dazu habe ich kurz und entschieden gesagt, daß kein Wort dieses Protokolls auf Tatsachen beruhe. Es sei von Anfang bis Ende unwahr. Dann wurde St. gefragt, was er zu sagen hätte: »Es stimmt so«, worauf ich entschieden erklärte: »Und es stimmt nicht!« Der Gerichtsvorsitzende ging nicht weiter auf das Protokoll ein und legte es beiseite.

Am dritten Tag begann der Oberstaatsanwalt seine große Rede. Er forderte eine strenge Bestrafung aller Angeklagten und begründete seine Anträge gegen die einzelnen Angeklagten. So forderte er für den Hauptangeklagten Bobzien eine Zuchthausstrafe von fünf Jahren. Gegen andere Hamburger forderte er Strafen von vier, drei und zwei Jahren Zuchthaus. Dann kam er zu den Flensburger Angeklagten. Für Gr. forderte er vier Jahre, für einen anderen Flensburger und für mich drei Jahre Zuchthaus. Die übrigen sollten mit zwei Jahren Gefängnis davonkommen. Er stellte es dem Gericht frei, in allen Fällen die Untersuchungshaft anzurechnen. Er wollte keine zusätzlichen Anträge auf Ehrverlust stellen, da die Angeklagten geständig gewesen waren und nicht aus niedrigen Motiven gehandelt hatten. Danach erhielten die Verteidiger das Wort. Sie kamen schnell davon. Jeder hatte für seinen Mandanten nur einige Worte übrig: »Ich bitte um ein mildes Urteil.« Danach hatten die Angeklagten die Möglichkeit, ein Schlußwort zu sprechen. Fünfzehn der Angeklagten sagten

nur: »Ich schließe mich den Ausführungen meines Verteidigers an.« Als ich an die Reihe kam und gefragt wurde, ob ich noch etwas zu sagen hätte, antwortete ich: »Jawohl.« Ich hielt es für notwendig, doch kurz auf den letzten Teil meiner Vernehmungsprotokolle, auf das vom 4. April, einzugehen. In meinem Schlußwort habe ich auf die Vernehmungsprotokolle hingewiesen und erklärt, daß ich für alles, was ich getan hätte, auch die Verantwortung übernehmen würde, aber nicht für mehr. Bezeichnend war, daß kein anderer Angeklagter, ob Hamburger oder Flensburger, zu den sogenannten Dreiergruppen gehört wurde. Ich glaubte daraus entnehmen zu können, daß das Gericht keinen Wert auf die diesbezüglichen Aussagen legte.

Die Vernehmungen waren nunmehr beendet, die Verteidiger hatten das Wort gehabt, ebenso wie die Angeklagten das Schlußwort gehabt hatten. Es wurde nun in die Mittagspause eingetreten. Um dreizehn Uhr dreißig wurde die Verhandlung wieder aufgenommen.

Es begann der letzte Akt: Die Urteilsverkündung. Der Hauptangeklagte wurde zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt, ein anderer zu drei Jahren, die übrigen Hamburger zu je zwei Jahren Zuchthaus. Dann kamen die Flensburger an die Reihe. Gr. wurde zu drei Jahren, Chr. H. und ich wurden zu je zwei Jahren Zuchthaus, die übrigen Angeklagten zu je zwei Jahren Gefängnis verurteilt. In allen Fällen war das Gericht unter den Anträgen des Staatsanwalts geblieben. Es wurde eine kurze Urteilsbegründung gegeben. Das letzte Urteil wurde um vierzehn Uhr fünf verkündet. Diese Zeit galt für uns alle. Der Staatsanwalt verzichtete auf eine Revision, die Urteile waren rechtskräftig. Der Vorsitzende erklärte die Verhandlung für geschlossen. Sein letztes Wort war: »Die Angeklagten sind in die Strafhaft abzuführen.«

Irgendwie waren wir alle erleichtert und ruhig. Die Nervenanspannung der letzten Monate und Tage war vorbei. Der Tag meiner Entlassung aus der Haft stand nun fest: Es würde der 12. Dezember 1935 vierzehn Uhr fünf sein.

Schon eine Stunde nach unserer Rückkehr in die Zellen wurden wir wieder herausgeholt und in einen schmalen, von hohen Mauern umgebenen Hof geführt. Natürlich waren wir schwer bewacht. Das eiserne Tor öffnete sich für einen vergitterten Gefangenenwagen. Und ab ging die Fahrt nach Fuhlsbüttel.



# Im Zuchthaus Fuhlsbüttel

Klirrend fiel das Tor hinter uns ins Schloß. Nun waren wir im wahrsten Sinne des Wortes Zuchthausgefangene. In der Aufnahme wurden keine großen Umstände gemacht. Hier hieß es, das Zivilzeug abzulegen, und das etwas plötzlich. Die gelb und braun gestreiften Sträflingsanzüge lagen schon bereit. Es war doch ein niederschmetterndes Gefühl, sich nun in dieser Tracht zu sehen. Nach Empfang einer Wollecke, von Bettzeug, Stiefeln, Halsbinde, Mütze und Eßgeschirr ging es ab in die Zelle. Der Stationswachtmeister war ein noch sehr junger Mann, geschmückt mit dem alten Abzeichen der Hitler-Jugend. Es zeigte eine von einem Strahlenkranz umgebende aufgehende Sonne. Anscheinend war er ein »Alter Kämpfer«. Es war nicht gerade eine gehobene Stellung, uns die Türen auf- und zuzuschließen. Nun, sein Mundwerk schien in Ordnung zu sein. »Na, da ist das dreckige Gesindel ja«, war sein Willkommensgruß. »Was habt ihr mitgebracht?« »Zwei Jahre, Herr Wachtmeister.« »Zwei Jahre! Nicht herauslassen sollte man euch Gesindel.« Ehe ich es zurückhalten konnte, flog es aus mir heraus: »Davon sind neun Monate bereits um.« Darauf folgte wieder eine Flut von Beschimpfungen, die sich gewaschen und gekämmt hatte. Nachher habe ich mir selber Vorwürfe gemacht. Ich hätte mich besser beherrschen müssen, denn die Folgen habe ich während meines Aufenthalts in Fuhlsbüttel zu spüren bekommen. Während der Essensausgabe stand ich wartend an der Zellentür, als ich den Wachtmeister zum Kalfaktor sagen hörte: »Der Kerl kriegt keine volle Portion.« Das hatte ich nun von meiner vorlauten Bemerkung. War Essen übrig, konnte ein Nachschlag verteilt werden. Wer noch Essen wollte, konnte eine kleine Stange ziehen, worauf sich auf dem Flur eine kleine Fahne zeigte. Ich zog jeden Tag, wurde aber immer übergangen. Arbeit gab es anscheinend keine. So war die tägliche Freistunde die einzige Abwechslung. Es gab zwar wöchentlich ein Buch aus der Anstaltsbücherei. Aber was war das für einen fleißigen Leser?

Der Hunger quälte mich so stark, daß ich des Nachts kaum schlafen konnte. In meinen wirren Träumen habe ich immer gegessen. Ich faßte den festen Vorsatz, am Tage meiner Freilassung mindestens sechs Stücke Wienerbrot zu kaufen. Daraus ist natürlich nichts geworden.

Doch dann trat eine Änderung ein. Ich wurde auf eine andere Station, ein Stockwerk höher, verlegt. Mittags gab es eine volle Portion Essen – und auch einen Nachschlag. Ich war meinen Quälgeist losgeworden. Am folgenden Tag wurde mir etwas altes Schiffstauwerk in die Zelle geworfen, und dann kam ein alter Gefangener, der mich kurz anleiten sollte. Mißtrauisch betrachtete ich die etwa fünf Zentimeter dicken und dreißig Zentimeter langen Tauenden. Aus

diesem alten Tauwerk sollte Werg gezupft werden. Ob ich eine solche Arbeit bereits früher gemacht hätte? Das hatte ich nicht. »Macht nichts«, meinte der Alte, »man kann alles lernen.« Dem stimmte ich zu. Täglich mußte ein Kilo Werg gezupft werden. Das hört sich nicht nach viel an. Aber man mußte sich schon ganz schön ranhalten, wenn man das Pensum schaffen wollte. Der Alte gab mir einige gute Ratschläge, wie man das Gewicht immer erreichen konnte: Hatte man eine Partie gezupft, dann konnte es nicht schaden, einige Tropfen Wasser darüber zu sprengen. Auch der Staub durfte nicht weggeworfen werden. Den mußte man dazwischen schütten. Dann würde das Gewicht immer stimmen. Wergzupfen war eine typische Sträflingsarbeit. Sie war schmutzig und staubig. Hatte ich diese Arbeit etwa dem »Wohllollen« des bisherigen Stationswachtmeisters zu verdanken? Doch auf alle Fälle: die Zeit verging schneller. Nach einigen Wochen war diese Arbeit beendet. Darauf folgte eine Woche Nichtstun. Aber dann gab es wieder Arbeit. Aus großen Bastbündeln wurden die einzelnen Stränge herausgelöst und mit Hilfe des sogenannten Weberknotens zusammengeknotet. Das Ganze wurde zu einem Weberknäuel aufgewickelt. Diese Arbeit war wenigstens sauber.

Auch hier in Fuhlsbüttel hatte ich eine Einzelzelle. Das Angebot eines älteren und ruhigen Aufsichtsbeamten, in eine Gemeinschaftszelle verlegt zu werden, lehnte ich dankend ab. Ich hatte mich an die Einsamkeit gewöhnt, und außerdem brauchte ich das bißchen Luft, das hier reinkam, dringend selber. Er hatte Verständnis für meinen Wunsch, allein bleiben zu wollen. Alle zwei Wochen konnten wir duschen. Der Raum war sehr groß, so daß viele Gefangene zur gleichen Zeit baden konnten. Hier ergab sich die Möglichkeit, obwohl es verboten war, mit anderen einige Worte im Flüsterton zu wechseln. Einmal hörte ich ein Gespräch über die Verhältnisse in Rendsburg. Dort sollte es sehr viel besser sein, besonders was die Behandlung der Gefangenen betraf. Dieses mitgehörte Gespräch sollte für mich sehr viel bedeuten.

Ende November 1934 betrat ein älterer Beamter mit Papier und Bleistift meine Zelle. »Haben Sie Anträge zu stellen?« Zuerst war ich verblüfft. Was konnten denn hier für Anträge gestellt werden? Dann aber schoß mir ein Gedanke durch den Kopf. »Jawohl,« sagte ich, »ich bin preußischer Staatsbürger und beantrage daher, in eine preußische Anstalt verlegt zu werden.« Das eigentlich Unerwartete geschah, mein Antrag wurde protokolliert. Ich würde Bescheid erhalten. Nun konnten die Gedanken sich mit der Möglichkeit einer Verlegung nach Rendsburg beschäftigen. An eine Realisierung glaubte ich allerdings nicht. Nach einigen Tagen kam derselbe Beamte mit dem Bescheid, daß eine Überführung zur Zeit nicht möglich sei. Ich würde Bescheid erhalten. Also gab es doch eine Möglichkeit.

Es mag eine Woche später gewesen sein, als mir beim Aufschluß gesagt wurde, daß ich während der Freistunde meine Sachen zum Abgeben packen sollte. Nachdem alle Gefangenen nach Beendigung der Freistunde wieder eingeschlossen waren, wurde ich mit meinem Bündel abgeholt. Über endlose Gänge und Treppen ging es zur Kammer, wo ich meine wenigen Sachen abgab. Ein Stückchen weiter lagen mein Zivilanzug, Wäsche und Schuhe schon bereit. Ich habe mich wahrscheinlich nie schneller umgezogen als an diesem Tag. Dann ging es wieder über lange Gänge bis eine Tür aufgeschlossen wurde. Hallo! Hier saßen bereits zwei Flensburger, gleichfalls in Zivil. Es waren die beiden Freunde aus unserem Prozeß. Beide schienen mir etwas verunsichert. Was hatte man mit uns vor? Werden wir in ein Konzentrationslager abgeschoben? Das glaubte ich nun nicht und sagte ihnen, daß wir mit hoher Wahrscheinlichkeit nach Rendsburg kämen. Wieso? Ganz einfach, ich hätte einen entsprechenden Antrag gestellt, und mich dabei auf meine preußische Staatsbürgerschaft berufen. Die Frage, ob ich verrückt sei, konnte ich mit gutem Gewissen verneinen. Dann aber konnte ich mir nicht verkneifen, ihnen zu sagen: »Ihr habt eben wieder einmal geschlafen. Auch bei euch ist sicherlich vor einiger Zeit ein Beamter mit der Frage erschienen, ob ihr Anträge zu stellen hättet.« Kleinlaut mußten sie es zugeben, sie hätten aber keine Zeit zu langen Überlegungen gehabt. Auch hätten sie nicht mit einer solchen Möglichkeit gerechnet.

Wir blieben den Tag und die Nacht in dieser Zelle und traten am folgenden Tag die Fahrt nach Rendsburg an. Wir saßen natürlich in einem Gefangenenwagen, konnten uns aber unterhalten.

# Zuchthaus Rendsburg

Als wir in Rendsburg ankamen und in unsere Zellen gebracht wurden, war das Mittagessen bereits ausgegeben. Der ganze Bau schien voll belegt zu sein, denn ich kam in einen Gemeinschaftsraum, in dem neben mir noch dreizehn andere Gefangene untergebracht waren. Wer etwas Menschenkenntnis besaß, fand sehr schnell heraus, wer politischer und wer krimineller Gefangener war. Natürlich wurde der Neue gefragt, weswegen er hier sei. Darauf konnte ich wahrheitsgemäß antworten: »Vorbereitung zum Hochverrat.« »Na, du hast doch nicht etwa mit kleinen Mädchen gespielt?« Andere grinnten hämisch: »Na, na, war doch wohl ein süßer kleiner Einbruch.« Das waren die Kriminellen.

In dieser Gesellschaft sollte ich nun fast ein Jahr leben. Hier hieß es, gleich auf Distanz zu gehen. Die Kriminellen wurden schnell von den Politischen zur Ruhe gebracht. Es waren Kommunisten, die wegen des »Altonaer Blutsonntags« verurteilt worden waren. Als sie hörten, daß ich ein ehemaliger SAP-Mann sei, wollten sie mich sofort in politische Diskussionen verwickeln, sie wurden allerdings durch das Erscheinen des Stationswachtmeisters unterbrochen, der in Begleitung von zwei Kalfaktoren mit dem Essen kam. Er erkannte mich sofort wieder, da er während meiner Untersuchungshaft in Flensburg Dienst gehabt hatte. »Na, da sind Sie ja wieder. Was haben Sie denn mitgebracht?« »Zwei Jahre, Herr Wachtmeister.« »Ja, schämen Sie sich denn gar nicht, mit solchen Kleinigkeiten hierher zu kommen? Sie wollen doch wohl kein Bett haben, was?« Das sei allerdings meine Absicht. »Das eine Jahr können Sie ruhig auf einer Arschbacke auf dem Lokus absitzen.« »Sie haben Humor,« sagte ich. »Ja, ja, Nielsen, den muß man hier haben.« Darin gab ich ihm Recht. Er war ein großer schwerer Mann, ruhig und gutmütig. Ich habe nie eine herabsetzende Bemerkung oder ein Schimpfwort von ihm gehört. Er erinnerte mich immer an einen schwerfälligen Landarbeiter, den man in Uniform gesteckt hatte. »Aber diese Nacht müssen Sie noch Platte reißen.« Das hieß, in der ersten Nacht mußte ich noch auf einer Matratze auf dem Boden schlafen. Dann bekam ich etwas zu essen – und konnte auch mehr bekommen. »Hier braucht keiner zu hungern.« Das war wenigstens eine tröstliche Auskunft. Unser Gespräch wurde im Jargon des Hauses geführt. Ich habe mich dessen nie bedient, sondern meine Sprache von »Knastausdrücken« rein gehalten.

Am folgenden Tage wurden die Zugänge dem Anstaltsdirektor vorgestellt. Es war ein Beamter aus der Zeit vor dem Dritten Reich. Er schien ein ruhiger und sachlicher Mann zu sein. Wir wurden ihm einzeln vorgestellt. Er hatte die

Akte vor sich liegen, aus der er die Personalien entnehmen konnte. Er machte uns auf die Hausordnung aufmerksam und legte uns nahe, keinen Anlaß zu Beschwerden zu geben. Widerstand gegen Anordnungen würde mit aller Härte gebrochen. »Hier im Hause wird jeder Mann so behandelt, wie es seinem Verhalten entspricht. Führen Sie sich anständig, dann werden Sie auch keinen Anlaß zu Klagen haben.« Mit begründeten Beschwerden könne jeder an seinen Sprechtagen zu ihm kommen. Das war ein anderer Ton als der in Fuhlsbüttel übliche.

So begann wieder das Anstaltsleben – allerdings in anderer Umgebung und unter anderen Verhältnissen. Am 12. Dezember 1934 machte ich in Gedanken einen Strich im Kalender. Der Scheitelpunkt war erreicht. Nun ging es bergab. Jeder Tag, der verging, brachte mich ein Stück der Freiheit näher. In wenigen Tagen würde wieder Weihnachten sein, das zweite Weihnachtsfest hinter Gittern. Aber wenn es wieder soweit war, würde ich mit meinen Lieben vereint sein. Das war mein Trost.

Zu Weihnachten sank die Stimmung auf den Nullpunkt. Dazu war es kalt und trübe. Am Weihnachtsabend wurde Kartoffelsalat nach Art des Hauses mit einer großen Wurst serviert. Auch ein Stück Margarine wurde ausgegeben. Wir hatten die Gelegenheit, zum Fest einen Tannenbaum in die Zelle zu bekommen. Aber die überwiegende Mehrzahl der alten Klassenkämpfer lehnte ab. Zwischen Weihnachten und Neujahr konnte ich aus der Bücherei Thomas Manns »Zauberberg« entleihen. Dieses Buch hatte also das Glück gehabt, dem Scheiterhaufen der Nazis entgangen zu sein.

Der Tagesablauf war immer der gleiche. Die Glocke der Zentrale teilte den Tag in die verschiedenen Abschnitte ein. Das Leben hinter Mauern und Gittern spielt sich nach eigenen Gesetzen und eigener Terminologie ab. Vieles war anders als in Fuhlsbüttel. Im Gegensatz zu den Einzelzellen hatten wir im oberen Stockwerk größere Toiletten. Die wurden ein Mal am Morgen und ein Mal am Abend geöffnet. Auch im oberen Stockwerk befanden sich große Gemeinschaftszellen. Im geräumigen Vorraum spielte sich ein geheimnisvolles, lautloses Leben ab. Dieser Raum war »die Börse«, wo mit Spatzen und Zentimetern gehandelt wurde. Angebot und Nachfrage regelten auf diesem Markt den Preis. Rauchen war in der Anstalt streng verboten. Es gab auch keinen Rauchtobak zu kaufen oder sonst irgendwie zu beschaffen. Dabei war der Hunger nach Nikotin riesengroß. Nun gab es eine Anzahl Gefangener, die in den verschiedensten Werkstätten der Anstalt arbeiteten. Sie konnten in verschiedenen Zeitabschnitten etwas Kautabak einkaufen. Dieser Tabak war nun nicht nur für den eigenen Gebrauch bestimmt. Er war auch ein begehrtes Handelsobjekt. Für einen »Zentimeter« konnte man, je nachdem, mehrere »Spatzen« kaufen. So wurden die sonntäglichen Fleischrationen genannt. Die

Bezeichnung »Spatzen« sagt etwas über die Größe der Portionen aus. War Tabak angekommen, war das Angebot größer, und der Preis fiel auf fünf bis sechs Spatzen. Ging der Tabak zur Neige, dann konnte der Preis auf zehn bis zwölf Spatzen für den Zentimeter steigen. Es war auf den Gemeinschaftszellen üblich, daß sich eine Anzahl Gefangene zusammenschloß, um einen Zentimeter zu kaufen. Jeder »Anteilseigner« durfte den Tabak eine bestimmte Zeit kauen – und mußte ihn dann weitergeben. War wirklich kein Saft mehr drin, wurde der Zentimeter auf der Heizung getrocknet und dann ganz fein geschnitten. Mit Hilfe des dünnen Futters eines Briefumschlags wurde eine Zigarette gedreht, die dann die Runde unter den Anteilseignern machte. Zündhölzer gab es nicht. Feuer wurde nach Art der Steinzeitmenschen geschlagen. Man brauchte dazu ein Stückchen Flintstein und Zunder. Flintstein war knapp und stand hoch im Kurs. Er wurde von den Feldarbeitern in die Anstalt geschmuggelt. War der Zunder alle, erhielt der Kalfaktor, ein zuverlässiger politischer Gefangener aus Altona, Bescheid. Er besorgte in der Kammer ein Stück altes Bettlaken aus Leinen. Auch das hatte seinen Preis. Am Abend wurde dann in der Gemeinschaftszelle unter Beachtung der größten Vorsichtsmaßnahmen Feuer geschlagen und das Leinentuch in Brand gesetzt. Sobald es flammte, wurde das Feuer erstickt, und der verbleibende Rest war brauchbarer Zunder, der eine ganze Zeit in einer Blechschachtel aufgehoben werden konnte. Auch eine kleine Blechschachtel hatte ihren Wert. War der Augenblick des Brennens gekommen, wurden die Fenster mit Woldecken verhangen, damit kein Lichtschein nach draußen drang. Waren alle Vorbereitungen getroffen, versammelte sich die Rauchergemeinschaft am geöffneten Fenster. Nach einem Zug, der nicht zu lange dauern durfte, kam der nächste an die Reihe. War die Zigarette richtig gedreht, konnte es zwei Züge pro Mann geben. Mancher, er mußte allerdings sehr zuverlässig sein, konnte auch auf Kredit rauchen. Ich war froh, Nichtraucher zu sein, denn mancher Gefangene hat in der ganzen Zeit der Gefangenschaft nicht ein einziges Mal seine Fleischportion selber essen können.

Langsam wurden die Tage länger. Die Sehnsucht nach der langentbehrten Freiheit wuchs übermächtig. Die Knospen an den über die Mauern ragenden Bäume schwellten, und eines Tages waren die Bäume grün. Dann blühten die Kastanien. Jetzt mußte etwas geschehen! Ich hatte die anderen Gefangenen von der Außenarbeit auf der Domäne Lentförden in der Nähe von Bad Bramstedt sprechen hören. Sollte sich hier für mich eine Gelegenheit ergeben? Es wurde allerdings von Schinderei und Schufterei gesprochen. Ich überwandt alle Bedenken und ließ mich beim Anstaltsdirektor vormerken. Bei der nächsten Sprechstunde warteten zehn Mann bis wir einzeln vorgelassen wurden. Ich trug mein Anliegen kurz vor: Am 12. Dezember würde ich entlassen und sollte dann

sofort meine Arbeit in der Nordischen Ofenfabrik in Flensburg aufnehmen. Um in guter körperlicher Verfassung bleiben zu können, würde ich, wenn ein Arbeitsplatz in Lentföhrden frei sei, darum bitten, mich zu berücksichtigen. Er warf einen kurzen Blick in meine Akte und sagte: »Sie können berücksichtigt werden.« Damit konnte ich gehen.

Nach etwa einer Woche wurde mir beim Aufschluß gesagt, ich solle während der Freistunde drinnen bleiben und meine Sachen packen. Das war schnell erledigt. Und am Vormittag fuhr ich mit zwei weiteren Gefangenen nach Lentföhrden. Die Domäne liegt in völliger Abgeschlossenheit von der übrigen Welt. Von dem Ort Lentföhrden waren es etwa drei Kilometer bis zum Hof. Große Stallungen und Scheunen ließen auf einen großen Betrieb schließen. Die Unterkunft für die Gefangenen war leicht zu erkennen. Mehrere Meter vom Haus war sie von einem hohen Stacheldraht umgeben. Der Schlafrum war groß und luftig. Die Betten, ein langer Tisch und Hocker und eine Reihe von Wandschränken bildeten das gesamte Mobiliar. Neben dem Waschräum lag eine kleine Küche, in der die Gefangenen sich ihr Essen aufwärmen konnten. Im Laufe der Zeit war außer dem Herd allerhand an Geschirr zusammengetragen worden. Da gab es Töpfe, Reibeisen, Bratpfanne u.s.w. Der Nachmittag war für uns frei, da wir erst nach dem Essen angekommen waren. Wir konnten uns einrichten und unsere neue Umgebung ansehen. Insgesamt waren mit uns Neuen etwa vierzig »Außenarbeiter« auf dem Hof. Dazu kamen drei Hofarbeiter und sonstiges Personal. Beim Einrücken nach Arbeitsschluß sah ich unseren Flensburger Chr. H. wieder. Ihn hatte ich die letzten Tage in Rendsburg nicht gesehen, mir aber nichts dabei gedacht. Er wurde sichtlich verlegen, als er mich sah, da er mir nichts von seiner Bewerbung nach Lentföhrden gesagt hatte.

Am nächsten Morgen trat die gesamte Mannschaft vor der Unterkunft zur Arbeitseinteilung an. Als einer der Neuen kam ich in die sogenannte große Kolonne. Daneben gab es kleine Kolonnen mit je vier bis fünf Mann und einige Einzelarbeiter. Diese konnten ohne jede Bewachung ihre Arbeit verrichten. Als »Begleiter« der großen Kolonne erschien der mir schon aus Rendsburg bekannte Wachtmeister, den ich einige Wochen nicht mehr gesehen hatte. »Na, da sehen wir uns ja wieder,« meinte er, als wir alle mit Harken und Heugabeln ausgestattet wurden. Dann ging es »ohne Tritt marsch« hinaus auf die Wiesen. Gerade an dem Tag begann die Heuernte. Das Arbeitstempo war nicht schneller, als daß jeder gesunde Mensch sein Pensum schaffen konnte. Von einer nennenswerten Mechanisierung der Arbeit konnte keine Rede sein. Der Grassmäher unterschied sich nicht von denen, die zu der Zeit auch jeder kleine Bauer hatte. Aber das war ja nicht unser Problem. Am dritten Tag hörte ich, wie der Inspektor zu Chr. H. sagte: »Sie können sich wohl nicht ein bißchen schneller

bewegen?« Seine Antwort war: »Ich kann nicht schneller arbeiten.« Mehr wurde nicht gesagt. Aber beim Einrücken zur Mittagspause bekam er den Bescheid, nach der Pause drinnen zu bleiben. Am nächsten Vormittag kam er zurück in die Anstalt. Er war der einzige, der bis zum Dezember zurückgeschickt wurde.

Als Außenarbeiter erhielten wir eine bessere Verpflegung und konnten in jeder Dekade (alle zehn Tage) aus unserem Arbeitsverdienst für zwei Mark einkaufen. Rauchen war auch hier verboten. Aber wozu gab es Kautabak? Als Nichtraucher war ich in der glücklichen Lage, meine zwei Mark für zusätzliche Lebensmittel ausgeben zu können. Wir erhielten etwas Margarine und Blut- oder Leberwurst ausgeliefert. Ich kaufte etwas Margarine dazu und ein halbes Pfund Rindertalg sowie für den Rest fetten Speck. Als besonderen Luxus erlaubte ich mir alle zehn Tage ein Ei. Der Speck wurde zusammen mit dem Rindertalg und der Margarine ausgebraten. Das ergab eine Portion Brotaufstrich, die gerade in eine Konservendose paßte. Ich brauchte während der Zeit in Lentförhden kein trockenes Brot zu essen. Für den Sonntagabend machte ich mir eine Platte mit Wurst, Fett und einem Ei zurecht. An einem solchen Abend ging der Hauptwachtmeister durch den Aufenthaltsraum. Hinter meinem Platz blieb er stehen. »Nun sieh doch bloß mal einer an.« »Ja,« meinte ich, »auch in schwierigen Situationen kann man immer Mensch bleiben.« »Ja, ja, Sie haben schon recht.«

Nach der Heuernte wurden Rüben gepflanzt. Hier wurden sie nicht auf dem Feld in Reihen ausgesät und später ausgedünnt, sondern sie wurden in Saatbeeten ausgesät und später ausgepflanzt. Mit einem Markör wurden immer vier Löcher in das frisch gepflügte Land gedrückt, eine Pflanze hineingeworfen und mit dem Fuß festgedrückt. Diese Art des Rübenanbaus schien in Holstein ziemlich verbreitet zu sein. Nach dem Rübenanbau ging es in die Kornernte. Angebaut wurden in der Hauptsache Roggen und etwas Hafer und Gerste. Mähdrescher waren zu der Zeit noch unbekannt. Dafür wurden vier Selbstbinder eingesetzt. Ein großer Teil der Ernte wurde gleich auf dem Hof mit Hilfe einer Dampfdreschmaschine gedroschen.

Nach der Kornernte kam ich in die sogenannte kleine Kolonne mit einem Hofarbeiter als Hilfsbeamten. Wir reparierten Zäune und Einfriedungen oder verrichteten allerlei kleinere Arbeiten auf dem Hof. Zwischendurch wurde von einer großen Kolonne, zu der auch ich wieder gehörte, ein Stück Heideland umgebrochen. Dabei gab es einen kleinen Unfall. Meinem Nebenmann, wir arbeiteten in einer langen Reihe, glitt die Hacke etwas aus der Hand, und ich erhielt einen Schlag auf den linken Zeigefinger. Der Knochen war zwar nicht verletzt – lag aber bloß. Wir wurden gefragt, ob wir uns gestritten hätten. Die Frage konnten wir wahrheitsgemäß mit Nein beantworten. Ob ich allein ins



Lager gehen könnte, oder ob mich jemand für den Fall, daß mir schlecht werden sollte, begleiten solle. Ich lehnte die Begleitung ab. Schmerzen hatte ich so gut wie keine. Ich habe mich dann auf den Weg gemacht und den Unfall im Lager gemeldet. Auch hier wurde die Frage gestellt, ob es Streit gegeben hätte. Finger und Hand wurden verbunden, und ich sollte am Nachmittag nicht mit antreten. Das waren trübe Aussichten, denn ich rechnete damit, daß ich am folgenden Tag zurückgeschickt würde. Aber am Abend erhielt ich den Bescheid, am nächsten Morgen zur Arbeitseinteilung mit anzutreten. Ich wurde dem Futtermeister des Schweinestalls zugeteilt, der gerade einen Helfer brauchen konnte. Mir wurde eine lange Peitsche in die Hand gedrückt, und mit Hilfe einiger Hofarbeiter trieben wir etwa 150 Läuferschweine auf die direkt neben den Hofanlagen liegende, abgeerntete Roggenkoppel. Zusammen mit dem Korn war eine eiweißhaltige Futterpflanze, Seradella, eingesät worden, die nun Luft bekommen hatte. Auf dieses Stoppelfeld trieben wir die Schweineherde, die gleich anfang zu fressen. Meine Aufgabe war es nun, die Herde zusammenzuhalten. Ich umkreiste sie langsam, und alles schien gut zu gehen. Plötzlich stießen einige Schweine ein Gurren aus, und die ganze Herde jagte in einem richtigen Schweinsgalopp davon. Glücklicherweise liefen sie alle in eine Richtung. Ich stand verblüfft und erschrocken. Ebenso plötzlich wie die Herde davongelaufen war, blieb sie auch wieder stehen. Ich näherte mich langsam und hielt die Herde wieder zusammen. So ging es eine ganze Weile gut, bis sie wieder davongaloppierte. Ich ließ sie laufen und hoffte nur, daß sie sich wieder beruhigen würde. Das geschah auch. Nun machte ich mir keine Sorgen mehr, wenn sie davonstoben. Das Feld war groß genug. Nach Arbeitsschluß wurden die Tiere wieder in den Stall getrieben, bis es am nächsten Morgen wieder hinaus ging. Während der Mittagspause wurde ich von einem Hofarbeiter abgelöst. Zwei Wochen war ich Schweinehirt, dann war die Wunde verheilt.

Bald rückte die Ernte der Frühkartoffeln heran. Zuerst mußten einige große Unkräuter, Knöteriche, ausgerissen werden. Jeder nahm sich eine Doppelreihe vor und nahm die Knöteriche über den Arm. Waren wir mit einer Doppelreihe durch, war Frühstückspause. Wieder die Reihe zurück, und es war Mittag. Am Nachmittag wiederholte sich das Spiel. Das sagt wohl einiges über die Größe der Kartoffelfelder aus. Die Frühkartoffeln wurden gleich abgefahren. Wir waren der Meinung, daß auch wir einen kleinen Anteil Frühkartoffeln haben müßten, und es gelang auch, einige in den Ärmeln der Winterjacke unterzubringen. Am Abend kochte ich mir dann in unserer Küche neue Kartoffeln! Neue Kartoffeln mit Salz schmecken vorzüglich.

Die Ernte der Spätkartoffeln zog sich einige Wochen hin. Sie wurden gleich auf dem Feld eingemietet. Zuletzt ging es in die Rübenernte. Verglichen mit den heutigen Methoden war es allerdings eine primitive Arbeitsweise. Die

Blätter wurden mit scharf geschliffenen Schaufeln abgeschnitten und in hohen Betonsilos eingesäuert. Fünf bis sechs Mann stampften unermüdlich in den Blättern umher, damit sie fest gepackt wurden. Zum Schutz gegen die Säure trugen wir lange Gummistiefel. Es war eine öde und ermüdende Arbeit.

Nach Abschluß der Rübenenernte habe ich noch im Garten der Administration Obstbäume und Sträucher gepflanzt. So verging der Monat November. Da alle Außenarbeiter zehn Tage vor der Freilassung in die Anstalt zurückkehren mußten, kam auch ich am 2. Dezember dorthin zurück. Die Zeit in Lentförden habe ich gut überstanden. Sie war zwar kein Idyll, aber erträglich. Wir wurden weder gejagt noch bei der Arbeit angetrieben. Doch was bedeuteten alle Erleichterungen, die ich mir zweifellos verschafft hatte, gegen die verlorene Freiheit?

Die letzten Tage in Rendsburg verbrachte ich gemeinsam mit zwei Gefangenen, die auch unmittelbar vor ihrer Entlassung standen. Die wenigen letzten Tage zogen sich unendlich langsam dahin. Und doch! Der letzte Tag hinter Gittern, der 12. Dezember 1935, brach an. Am Vormittag des 12. Dezembers mußte ich mich in der Zentrale melden. Was hatte das zu bedeuten? Ich war beunruhigt und erschrocken. Sollte es etwa mit der Entlassung Schwierigkeiten geben? Ich meldete mich in der Zentrale und beantwortete die Frage, ob ich Hans Nielsen sei und heute entlassen würde mit »Ja«. »Sie haben sich sofort nach Ihrem Eintreffen in Flensburg bei der Gestapo zu melden, widrigenfalls werden Sie sofort verhaftet werden.« Ganz ruhig war ich nicht, sagte mir aber zu meiner Beruhigung, daß es sich hier sicherlich nur um eine Routinesache handeln würde.

Pünktlich 14.05 Uhr öffnete sich für mich und Chr. H. die große Pforte. Noch einmal hörten wir sie klirrend ins Schloß fallen. Wir waren endlich frei! Emma holte mich am Bahnhof ab. Wir waren wieder vereint. Die zwei Jahre erschienen uns wie ein langer, schlechter Traum. So sehr eilig hatte ich es mit der Meldung bei der Gestapo nun nicht. Zuerst wollte ich eine Tasse Kaffee trinken und meine Frau vorsichtig darauf vorbereiten, daß ich mich bei der Gestapo zurückmelden müsse. Auch sie war unruhig, aber ich tröstete sie mit dem Hinweis, daß diese Meldung nur Formsache sei.

Ich meldete mich bei dem Beamten Woinke, der mich zwei Jahre vorher verhört hatte. Wie würde der Empfang sein? Er forderte mich auf, Platz zu nehmen. »Ja, Herr Nielsen, nun sind Sie wieder frei. Vergessen Sie alles, was gewesen ist, und kommen Sie unter keinen Umständen wieder hierher.« »Es ist schwer, alles, was ich erlebt habe, zu vergessen.« »Sie müssen alles vergessen! Und verhalten Sie sich ruhig. Kommen Sie noch einmal hierher, kann ich für nichts garantieren.« Er fügte noch ein persönliches Wort hinzu: »Haben Sie es sehr schwer gehabt?« »Nein, unter Berücksichtigung aller Umstände war die Zeit erträglich. Ich bin ja gesund zurückgekommen.« Damit war ich entlassen.

## Frei – und wieder bei der alten Firma

Während des längsten Teils der Haftzeit hatten Emma und die kleine Lisa sich bei meinen Eltern aufgehalten. Die letzte Zeit hatte sie, so gut es ging, unsere Wohnung in Ordnung gebracht, und nun nahmen wir sie wieder in Besitz. Bei meiner Verhaftung hatte Lisa ruhig in ihrem Kinderwagen gelegen und geschlafen. Nun konnte sie laufen. Die ersten Tage war sie mir gegenüber noch etwas scheu. Aber das gab sich sehr schnell.

Nach unserem gemeinsamen Abendessen mußte ich das Haus wieder für einige Stunden verlassen. Der Betriebsleiter der Ofenfabrik, Meyer, hatte einige Tage vor meiner Rückkehr meine Frau gebeten, mich möglichst noch am Tag meiner Heimkehr zu ihm zu schicken, denn sie warteten schon ungeduldig auf mich, da es viel Arbeit gab. Es sollten neue Modelle gebaut werden. Ich besuchte ihn also am gleichen Abend. Ich wurde von ihm und seiner Frau sehr freundlich aufgenommen. Es war unverkennbar, daß sie sich freuten, mich gesund wiederzusehen. Und daß ich gesund und arbeitsfähig war, konnten sie mir ja ansehen. Dann haben wir über die nächsten Arbeiten gesprochen. Von völlig neuen Konstruktionen, für die Gebrauchsmusterschutz beantragt werden sollte, sollte eine Serie von drei Modellen in zwei Ausführungen hergestellt werden. Die Frage, wann ich wieder anfangen könne, war schnell geklärt. Ich wollte nur einen Tag frei haben, um mich in das alte Milieu einleben zu können. Die Frage, ob ich einen Vorschuß benötigte, konnte ich mit Nein beantworten, denn ich hatte einen Betrag von 38 Reichsmark mitgebracht, der einem Wochenlohn in der Wirtschaft entsprach. Das verwunderte sie. Ich erzählte ihnen dann, daß ich etwa ein halbes Jahr auf einer Domäne in Holstein landwirtschaftliche Arbeiten verrichtet und dafür eine Vergütung erhalten hatte. Meyer erzählte mir noch, daß der Betrieb einige Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hatte. Die SA wollte mich nicht in den Betrieb lassen, solange es noch arbeitslose Schlosser gab. Dafür hatte das Werk Verständnis gezeigt, aber Schlosser hatte man genügend, und es sei deshalb zweifelhaft, ob man sie beschäftigen könne. Man benötigte dringend neue Modelle, um Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen. Könne man einen arbeitslosen Modellschlosser nachweisen, würde derselbe umgehend eingestellt werden. Es gab aber in Flensburg außer meinem alten Kollegen Heinrich Hansen und mir keine Modellschlosser. Die SA mußte nachgeben.

Ich war mir darüber klar, daß ich mich sehr vorsichtig bewegen mußte, da ich sicherlich beobachtet werden würde. In der Schlosserei arbeiteten immer noch die alten Kollegen von früher. Allerdings war ein neuer Arbeitsmann eingestellt worden, vor dem man sich vorsehen mußte. Mein alter Kollege Hansen konnte

nur schwer seine Rührung verbergen, als ich wieder in der Werkstatt auftauchte. In der Schlosserei war, abgesehen von dem neuen Arbeitsmann, nichts zu befürchten. Aber wie sah es in den anderen Werkstätten aus? Schon einige Jahre vor der Machtübernahme hatte es einige stramme Nazis gegeben. Sie missionierten eifrig im Betrieb, jedoch ohne nennenswerten Erfolg. Aber in den letzten zwei Jahren konnte sich viel verändert haben.

Einige Jahre vor der Machtübernahme, als ich noch arbeitete, war ein Angestellter mit einer Liste erschienen. Er war auch zu mir gekommen. »Wer am 1. Mai für Arbeiten ist, der stimmt mit Ja, wer dagegen feiern will, der stimmt mit Nein.« Damals war ich im Betriebsrat. Meine erste Frage war daher, wer ihn mit dieser Abstimmung beauftragt hätte. Seine Antwort: »Die Direktion«. Für mich hatte es damals nur eine Antwort gegeben, und mit der konnte der Schreiber nichts anfangen: »Der ADGB hat beschlossen, auch in diesem Jahr den 1. Mai durch Arbeitsruhe zu feiern. Als Gewerkschafter bin ich selbstverständlich durch diesen Beschluß gebunden. An dieser Abstimmung beteilige ich mich nicht.« Natürlich entschied sich die Belegschaft für Feiern. Nur zwei hatten sich nicht an dieser Abstimmung beteiligt. Der eine war ich, der andere war ein fanatischer Nazi. Er wollte grundsätzlich am 1. Mai arbeiten, ich wollte grundsätzlich an diesem Tag feiern. In der Emaillenschlosserei arbeitete damals ein Schwiegersohn des bekannten Betriebsratsvorsitzenden der FSG Hans Franzen. Zu ihm sagte dieser Nazi eines Tages: »Nun wird endgültig mit der Bonzenwirtschaft im Gewerkschaftshaus aufgeräumt und die Korruption ausgerottet.« Hätte er das doch nie gesagt! Kurze Zeit nach der Machtübernahme wurde er nämlich hauptamtlich bei der Deutschen Arbeitsfront angestellt. Nach kurzer Zeit mußte er wegen finanzieller Manipulationen entlassen werden. Das war seine Art, die Korruption auszurotten. Er wurde von einem ordentlichen Gericht verurteilt. Zur Ehre der alten Gewerkschaftsangestellten kann gesagt werden, daß sie bis auf einen alle reine Hände hatten.

Aber zurück zu meinem ersten Arbeitstag. Auf seinem Rundgang durch den Betrieb pflegte der Direktor jeden zu grüßen. Das tat er folglich auch an diesem Morgen. Nur lautete sein Gruß jetzt »Heil Hitler«. Ich grüßte wie gewohnt mit »Guten Morgen«. »Sie müssen nun mit dem 'Deutschen Gruß' grüßen, Nielsen. Wir müssen darauf bestehen. Denken Sie daran, auch wir werden beobachtet.« »Ich werde mir und Ihnen keine Schwierigkeiten machen. Aber Sie können sich wohl vorstellen, was ich mir beim 'Deutschen Gruß' denke.« »Sie können denken, was Sie wollen. Aber den 'Deutschen Gruß' müssen Sie gebrauchen.« Es wurde ein kläglicher Gruß, den ich produzierte. Aber der Form war Genüge getan. Nach einigen Tagen erschien ein Angestellter bei mir am Schraubstock mit dem Mitgliedsbuch der Deutschen Arbeitsfront, das ich zu unterschreiben hatte. Ich gab es ihm mit der Bemerkung zurück: »Nein, das

Buch kann ich nicht unterschreiben. Es ist nicht vollständig ausgefüllt. Es fehlt die frühere Mitgliedschaft in der Gewerkschaft.« Das habe nichts zu bedeuten, ich solle nur unterschreiben. Das konnte ich nun beim besten Willen nicht verstehen. Ich machte ihm klar, daß die Deutsche Arbeitsfront ausdrücklich in einer Rubrik die Eintragung der früheren Verbandszugehörigkeit verlange. Diese Rubrik müsse doch etwas zu bedeuten haben. Keiner könne von mir verlangen, daß ich ein nicht korrekt ausgefertigtes Buch als in Ordnung befindlich unterschreibe. Es half nichts, er mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Am nächsten Tag warf er mir das Buch auf die Feilbank. »Ist es nun in Ordnung?« Ich nahm es, wischte vorsichtig den Staub ab, jedenfalls tat ich so als ob. Ich erklärte das Buch für in Ordnung und unterschrieb.

Weihnachten wurde wie üblich die Weihnachtsgratifikation verteilt. Da ich nur sehr kurze Zeit gearbeitet hatte, ging ich nicht zur Verteilung in das Emaillierwerk. Je nach Ertragslage wurde für jede im Jahr gearbeitete Stunde ein halber bis zwei Pfennig ausgeschüttet. Am nächsten Tag fragte der Betriebsleiter mich, warum ich nicht zur Weihnachtsfeier erschienen war. Er könne mich wohl verstehen, aber eine Kleinigkeit solle ich auch haben. »Sie sind nicht vergessen worden, Nielsen.« In der Lohntüte waren fünf Mark.

Im Laufe der vergangenen zwei Jahre hatte sich viel verändert. Die allgemeine Wehrpflicht war wieder eingeführt worden. Einige Rohstoffe wurden knapp. Das gleiche galt für einige Verbrauchsgüter. Der Kaffee wurde zwar offiziell nicht rationiert, aber die Kaufleute teilten den ihnen bekannten Kunden nur eine kleine Menge zu. In unserer Branche durften keine Ofenteile mehr vernickelt werden. Bestimmte Öfen, die viel Eisen verbrauchten, durften nicht hergestellt werden. Überall mußte an Eisen gespart werden. Die Arbeitslosigkeit war verschwunden. Viele Arbeiter waren in Hörnum und in Westerland beschäftigt. Mein Vater mußte seinen Garten hinter der Junkerhohlwegkaserne aufgeben. Es hieß, es solle dort gebaut werden. Das alles und noch viele andere Anzeichen deuteten darauf hin, daß eine Entwicklung eingeleitet wurde, deren Ausmaße und Folgen verhängnisvoll werden konnten. Immer öfter dachte ich an die nichtvollendete Litfaßsäule im alten Parteilokal in der Schloßstraße. Auf einem der Plakate hieß es »Nationalsozialismus bedeutet Krieg!« Es schien, als ob jene grausige Vision Wirklichkeit werden sollte.

# Wir bauen uns ein Haus

Inzwischen suchten wir eifrig nach einer anderen Wohnung, vorzugsweise in den Außenbezirken der Stadt. Aber alle Bemühungen scheiterten. Nun aber glaubte ich einen Ausweg gefunden zu haben. Ich war Mitglied des Schießklubs »To Løver« geworden. Wir kamen in jeder Woche einmal bei Bøwadt im »Hjemmet« in der Marienstraße zusammen. Alle Klubmitglieder waren sogenannte »Kleine Leute«. Hier traf ich u.a. Fritz Lange, heute ein bekannter Tischlermeister. Er baute draußen beim »Schäferhaus« ein Eigenheim in Bungalow-Form, das später mit einem Satteldach versehen werden sollte. In seiner unmittelbaren Nähe hatten sein Vater und Schwiegervater ebenfalls ihre Häuser gebaut. Nun konnte er ja alle Holzarbeit in Eigenleistung ausführen, was die Baukosten erheblich senkte. Ich hörte, daß er einen Kredit von »Slesvigske Kreditforening« erhalten hatte. Ich habe dann mit Fritz Lange über die Möglichkeit, einen Kredit zu bekommen, gesprochen – und er beurteilte die Möglichkeit positiv. Er verwies mich an Erik Paulsen, der damals seinen Besitz am Langberger Weg hatte. Ich besuchte ihn und legte meine Verhältnisse offen. Er machte mir Hoffnung. Ich stellte einen schriftlichen Antrag – und die beantragten 3 000 Mark wurden bewilligt. Später erhielt ich noch ein Darlehen von der Stadtparkasse in Höhe von 1 000 Mark. Nun galt es, einen geeigneten und billigen Bauplatz zu finden. Beim Schäferhaus gab es eine Möglichkeit, aber der Preis von 1,00 und 1,10 M. pro Quadratmeter erschien mir zu hoch. Da kam mir der Zufall zu Hilfe. Eine Schwägerin meiner Schwester, die in Slukefter wohnte, hörte von meinen Bauplänen und meinte, daß dort draußen wohl Land zu bekommen sei. Ich werde nie den schönen Sommerabend vergessen, an dem ich mich auf den Weg nach Slukefter machte. Ich begann bedenklich zu werden, da der Weg mir recht lang vorkam. Hinter den Schulen in der Bau'er Landstraße war die Welt fast zu Ende. Ein Besuch bei den Rönnekamps auf Klueshof endete mit einer Enttäuschung. Sie konnten kein Land verkaufen, verwiesen mich aber an den gegenüber wohnenden Nachbarn. Aber auch er konnte nicht verkaufen, da sein Besitz eine Siedlung war. Also wieder eine Enttäuschung. Als ich ein Stück gegangen war, rief er mich jedoch zurück. Welchen Weg ich gekommen sei? Na, die Bau'er Landstraße. »Dann bist Du gerade an einem Grundstück vorbeigekommen, das verkauft werden soll.« Wir gingen ein Stück die Straße zurück. Da lag das Grundstück. Es war gegen die Straße teils durch einen Wall und teils durch ein Drahtgitter eingefriedigt. Eigentümer war der Schmiedemeister Carstens in Handewittfeld. Früher hatte er die neben dem von mir in Aussicht genommenen Grundstück gelegene Schmiede betrieben. Ich stand einen Augenblick und überlegte. Es

war ein schöner Sommerabend. Alles war so still und friedlich. Ich ließ diese Stille auf mich einwirken und sagte mir dann: »Ja, hier will ich mit meiner Familie wohnen.«

Der Rückweg kam mir schon nicht mehr so lang vor. Nun galt es, in den nächsten Tagen den Schmied in Handewittfeld aufzusuchen. In der Schmiede und rundherum sah es nicht gerade so aus, als ob der Meister sich nach Arbeit drängte. Wir kamen ins Gespräch und belauerten einander. Zögernd meinte er, daß er wohl einmal an den Verkauf gedacht hätte, aber er sei noch nicht entschlossen. Das sei nicht so schlimm, meinte ich, denn ich hätte mehrere Grundstücke an der Hand. Vor allem aber, ich hätte absolut keine Eile mit dem Kauf. Zuerst wolle ich mich in der Gegend etwas umsehen. Mir sei sowohl Land in Schäferhaus als auch in Harrislee angeboten. So redeten wir ein Weile umeinander herum, bis ich ihn zur Orientierung nach seinen Preisvorstellungen fragte. Nach längerer Überlegung rückte er mit seiner Forderung heraus: 1 000 Mark bar auf den Tisch – und keinen Pfennig weniger. Das Grundstück sei immerhin etwas über 1 500 qm groß. Das sei mir eigentlich etwas zu groß, und 1 000 Mark sei eine Menge Geld. Ich versuchte noch etwas vom Preis abzuhandeln, aber alle Bemühungen in dieser Richtung waren vergebens. Zuletzt packte ich zu, und wir besiegelten den Kauf durch Handschlag. Schon am nächsten Tag wurde der Vertrag beim alten Notar Ravn unterzeichnet. Ich war Besitzer eines Grundstücks geworden. Sofort nach der Unterschrift zahlte die Union-Bank den Betrag aus. Ich gab zu Hause ein Frühstück, und damit waren alle Formalitäten erledigt. Einige Zeit später habe ich erfahren, daß der Verkäufer seine Kohlen- und Eisenrechnungen bezahlt und für den Rest des Geldes ein rauschendes Fest gefeiert hat.

Im Herbst und Winter habe ich die Bauzeichnung entworfen und die Baubeschreibung angefertigt. Einen Architekten habe ich nicht gebraucht. Es war damals doch alles sehr viel einfacher als heute. Ich brauchte keine statischen Berechnungen. Eine ausführliche Baubeschreibung genügte vollauf. Die Bauzeichnung kostete mich insgesamt 4,00 Mark: Pergamentpapier für die Originalzeichnung und drei Lichtpausen machten 3,00 Mark, die Ausziehtusche und eine Feder 1,00 Mark. Die nächste Aufgabe war, die benötigten Baumaterialien zu beschaffen. Auch hier kam mir der Zufall zu Hilfe. Im Frühjahr 1938 begann ich mit den Ausschachtungsarbeiten für das Fundament. Hierzu konnte ich viele große Feldsteine aus der Einfriedung verarbeiten, was den Zementverbrauch erheblich reduzierte. Freizeit gab es in diesem Jahr nicht, ausgenommen den Pfingstsonntag. Jede Stunde nach Feierabend arbeitete ich an dem Bau. Die Beschaffung der Mauersteine ist eine Geschichte für sich. Die benötigte Anzahl hatte ich im Laufe des Winters errechnet. In der Marienstraße 30 betrieb ein gewisser Harms eine Filiale der Brotfabrik Viktoria. Er war, was

damals selten war, Besitzer eines Autos und machte gerne sonntags mit Frau und Sohn kleine Ausflüge. So kam er eines Tages auch durch Langberg und entdeckte dort eine große Bauruine. Hier hatte eine in der Stadt wohnende Familie dem Sohn einen Bauernhof errichten wollen. Der Bau war im Rohbau fertig, die Dachsparren gerichtet, die Dachziegel standen bereit. Es muß zu ersten Differenzen in der Familie gekommen sein, denn der Sohn ließ alles stehen und liegen und wanderte nach Amerika aus. Der Bau wurde nie vollendet. Im Laufe der Jahre verschwanden die Balken und alles, was aus Holz war. Die zum Teil noch unverputzten Mauern stürzten ein, es entstand eine große Bauruine. Unser Nachbar erkundigte sich nach den Eigentümern und fand sie auch. Ja, wenn er sich für das Material interessiere, könne er es haben. Für einen Gesamtbetrag von 300 Mark könne er verwerten, was er wolle. Er müsse sich aber verpflichten, den Platz von allem Material zu säubern. Mit seinem Sohn hat er die Steine geputzt und gestapelt. Als er von meinen Bauplänen hörte, bot er mir die Steine zu einem Preis von 20 Mark für je 1 000 Stück an. Das war ein günstiges Angebot, denn die Steine waren von guter Qualität. Für 10 Mark durfte ich mir so viele Eisenträger nehmen, wie ich benötigte. Die waren zwar billig, erforderten aber eine langwierige und schwere Arbeit. Sie waren durch die umgestürzten Mauern teils verbogen und unbrauchbar. Aber es gelang mir doch, die benötigten Stücke mit einer vom Werk geliehenen kleinen Eisensäge herauszuschneiden. Eine mühselige Arbeit! Auf einem Blockwagen habe ich sie über die damals noch sandigen Wege nach Slukefter geschleppt. Es wurde Mitternacht, ehe ich wieder Zuhause anlangte. Und so ging es mehrere Tage, bis ich meine Eisenträger beisammen hatte. Für die Maurerarbeit holte ich mir Daniel Schulz aus Handewittfeld. Er betrieb dort eine kleine Landwirtschaft und war außerdem »Hausmacher«. Schulz gehörte einer großen Familie an, deren Mitglieder alle zur Sekte der Bibelforscher gehörten. Daniel wurde, wie alle Wehrpflichtigen, zu Beginn des Krieges einberufen. Er stellte sich aber nicht und wurde verhaftet. Standhaft weigerte er sich, den Eid auf den »Führer« abzulegen. Seine Frau bestärkte ihn in seiner Haltung. Bei ihrem letzten Besuch bei ihrem Mann haben sie zusammen gebetet, bis sie getrennt wurden. Daniel blieb seiner Überzeugung treu, wurde zum Tode verurteilt und erschossen. Doch das war unbekannt tragische Zukunft, als er mein Haus baute.

Mitte August 1938 war das Haus soweit fertiggestellt, daß nur noch die Südseite und die Hälfte der östlichen Giebelwand verputzt werden sollten. Dazu benötigte ich vier Sack Zement. Als ich die Bestellung aufgab, war am gleichen Tag im ganzen Reich der Zement beschlagnahmt worden. Da stand ich nun. Innen fehlten noch der Ausbau der Toilette, die Keller- und die Waschküchentür. Eine Gebrauchsabnahme konnte ich nicht beantragen, da das Haus ja



nicht fertig war. Ich versuchte durch eine Eingabe an den Regierungspräsidenten in Schleswig die vier Sack Zement freizubekommen, erhielt aber eine Ablehnung: der gesamte Zement würde für den Bau des Westwalls benötigt. Nun war guter Rat teuer. Ich entschloß mich kurzerhand, einfach einzuziehen, da ich nicht gleichzeitig in der Stadt Miete und in Slukefter Zinsen und Abtrag zahlen konnte. Am 3. September 1938 bezogen wir unser Haus. Nach einigen Tagen kam der damals für die Gemeinde Niehuus zuständige Gendarm vorbei. Er sah die Gardinen vor den Fenstern und kam herein. Was wir hier wollten? Wir wollen nun hier wohnen. Er machte einen Höllenlärm, weil ich keine Gebrauchsabnahme hatte. Ich stellte ihm meine Lage vor. Aber er blieb dabei, wir durften hier nicht wohnen. Wohin wir denn gehen sollten? Das sei nicht seine Sache. Wir wohnten hier rechtswidrig! Mit der Bemerkung, wir würden noch etwas erleben, ging er. Rechtliche Folgen hatte unsere Selbsthilfe nicht. Nun brauchte ich nicht mehr die langen Wege von der Marienstraße nach Slukefter zurückzulegen, ich konnte jede frei Minute ausnutzen, um die restlichen Innenarbeiten auszuführen.

In der Marienstraße war unser Sohn Herbert geboren worden. Als wir nach Slukefter zogen, konnte er noch nicht laufen. Hier lernte er es schnell. Das war auch notwendig, denn am 4. Januar 1939 wurde Eskild geboren. Ihm folgten dann noch Harald und Hans Christian. Nach dem Krieg wurde unsere jüngste Tochter Inge geboren. Nun hatten wir vier Söhne und zwei Töchter. Kindergeld haben wir nicht erhalten, da unsere Kinder ja nicht im deutschen Geist erzogen wurden. Den Verzicht auf das Kindergeld haben wir nicht als ein Opfer empfunden. Wir konnten uns auch so durchschlagen, hatten wir doch einen großen Garten.

Nun wohnten wir also in Slukefter, umgeben -wenn auch auf Abstand- von den Nazis. Aber isoliert waren wir nicht. In Slukefter lebten die alten Mommens, die Familien Suhr und Petersen, wie wir Mitglieder der dänischen Minderheit. Wir besuchten jede Veranstaltung im alten Versammlungshaus in Harrislee und fühlten uns sehr schnell zu Hause.

Im Herbst 1938 und Frühling 1939 gelang es mir nicht, den ganzen Garten zu bearbeiten, da das größte Stück jahrelang brach gelegen hatte und total verwildert war. Jede umgebrochene Scholle roch dumpf und muffig. Aber wir erzielten dennoch eine verhältnismäßig gute Ernte.

Alles wäre zu ertragen gewesen, wenn sich nicht am politischen Himmel drohende Gewitterwolken aufgetürmt hätten. Die Pressemeldungen über die Verfolgungen der Deutschen im Sudetenland, in Polen oder wo auch immer häuften sich. Was an diesen Meldungen wahr oder entstellt war, konnten wir nicht feststellen. Viele Unruhen können provoziert worden sein. Es mußte zwangsläufig zu einer Entladung kommen. Auf Einzelheiten will ich hier nicht eingehen, sie sind denen bekannt, die sie kennen wollen.



*Am 3. September 1938 zog Hans Nielsen mit seiner Familie in das neue Haus ein, das er selbst gezeichnet und im Laufe des Jahres 1938 mit Hilfe eines »Hausmachers« hatte bauen können. Das Bild zeigt den Garten des Nachbarn und den Ostgiebel des Hauses.*

# Vorarbeiter in einem Kriegsbetrieb

## Bomben auf Flensburg

Im Alter von zehn Jahren hatte ich den Ausbruch des ersten Weltkriegs erlebt. Ich konnte mich noch der überschäumenden Begeisterung entsinnen, mit welcher der Eintritt in den Krieg begrüßt wurde. Beim Kriegsausbruch von 1939 war von Begeisterung nichts zu spüren. Im Gegenteil. Die Menschen schienen besorgt und bedrückt zu sein. Wohl veranlaßte die unerwartet schnelle Niederwerfung Polens die Menschen, den Kopf höher zu tragen, aber eine gewisse Besorgnis blieb. Es war alles anders als im Jahre 1914.

Im Betrieb ging die Arbeit vorerst noch unverändert weiter. Dann aber wurde die Herstellung schwerer Öfen verboten. Es gab auch sonst noch eine Menge Einschränkungen. Plötzlich änderte sich das Bild. Das große Fabrikgebäude an der Gasstraße und einige Fabrikationsräume mußten geräumt werden. Die Wiking-Werkstätten hielten ihren Einzug. Es sollten Messerschmidt-Tragflächen für die Baunummer 109 hergestellt werden. Eine Anzahl Arbeiter der Ofenfabrik wurde von den Wiking-Werken übernommen und für »unabkömmlich« erklärt. Auf diese Weise gelang es einigen »Alten Kämpfern« heil und unverseht den Krieg zu überleben. Andere -aus allen möglichen Wirtschaftszweigen- wurden dienstverpflichtet. Bevor aber die erste Tragfläche das Werk verlassen konnte, mußten die gesamten Produktionsvorrichtungen erstellt werden. Das dauerte einige Jahre. Dann wurden etwa 36 Tragflächen produziert.

Die Ofenfabrik arbeitete weiter, allerdings stark eingeschränkt. Neue Modelle wurden während des Krieges nicht gebaut. Den Meister der Emailleschlosserei übernahmen die Wiking-Werke. (Sein Spitzname im Betrieb war Meister Handfeger). Ich wurde zum Vorarbeiter dieser Schlosserei ernannt und übernahm gleichzeitig die Leitung der Grobschleiferei und Putzerei. In der Werkstatt hatte ich nur zwei alte Gesellen, der Rest bestand aus angelernten Kräften. Es waren einige »Volksdeutsche«, ein paar Jugendliche, eine Frau und zwei russische Zwangsarbeiter. Mit einer Ausnahme bin ich mit allen gut ausgekommen. Die »Volksdeutschen« hatten erfahren, daß ich der dänischen Minderheit angehörte. Daß sie sich nach meinen Anordnungen richten sollten, gefiel besonders einem von ihnen nicht. Wo er konnte, machte er mir Schwierigkeiten. Er wollte sich nicht von einem Dänen kommandieren lassen. Hier muß nachgefügt werden, daß er und seine Freunde gleich nach dem 9. April 1940 nach Flensburg gekommen waren, um hier zu arbeiten. Aber auch sein Krug ging nur so lange zum Brunnen, bis er brach. Ich hatte ihm oft erklärt, daß besonders bei den Blechmantelöfen viel Schamotte verarbeitet werden müsse,

da die Lebensdauer der Öfen von der richtigen Mauerung abhing. Stand ich bei ihm, arbeitete er nach meinen Anordnungen. Drehte ich ihm den Rücken zu, verfiel er in seine schludrige Arbeitsweise. An einem Nachmittag hatte er wieder einmal eine Serie von zehn Öfen fertig und gab dem Packer Bescheid. Das merkte ich jedoch. Als der Packer mit seiner Sackkarre ankam, sagte ich: »Stop, die Öfen sind noch nicht von mir abgenommen worden.« Ich machte darauf aufmerksam, daß nicht der Arbeiter sondern ich die Arbeit, nachdem ich sie kontrolliert hatte, als fertig meldete. Ob ich sie denn nicht kontrollieren könne. »Nein«, sagte ich, »diese Serie werde ich nicht abnehmen.« Was sollte der arme Packer nun machen? Beide wußten wir, daß alle Öfen sofort nach Fertigstellung versandt werden mußten. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zum Betriebsleiter zu gehen. Der kam mit dem Packer zurück und wollte mir Vorhaltungen machen. Ich sagte ihm: »Lassen Sie M. einmal eine Kuppel abnehmen.« Der stand da, als ob er nichts gehört hätte. »Ja, M. nun machen Sie schon.« M. löste die zwei Schrauben und nahm die Kuppel ab. Ich griff in den Ofen und zog einen Stein nach dem anderen aus der Mauerung heraus und warf sie auf die Diele. Es war nicht die Hälfte der notwendigen Schamotte hinter den Steinen. So ging es wirklich nicht. M. bekam die strikte Anweisung, sich nach meinen Anordnungen zu richten. Dann ließ der Betriebsleiter die Öfen abfahren. Ich lehnte die Verantwortung ab und setzte auch nicht mein Kontrollzeichen auf die Öfen. Ich glaube nicht, daß sie heil ihren Bestimmungsort erreicht haben. Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß mein Freund M. wieder in seine alte Schludrigkeit verfiel. Er wollte es wohl auf eine Machtprobe ankommen lassen. Ich ging, ohne ein Wort zu sagen, hinauf in das Büro des Betriebsleiters. »Herr Meyer, die Uhr ist fünf Minuten vor neun. Um neun Uhr wird M. fristlos entlassen.« Es kam zwischen mir und dem Betriebsleiter zu einer teilweise heftigen Auseinandersetzung. Nach Ablauf jeder Minute nannte ich die genaue Zeit. Punkt neun Uhr sagte ich: »Herr Meyer, die Uhr ist neun.« Er fing an zu lamentieren, als ich ihm sagte, daß einer bestimmt ginge, entweder M. oder ich. Ich könne nicht gehen, er erinnerte mich an den Arbeitsplatzwechselstop. Das sei mir alles bekannt, aber einer ginge, und das sofort, die Uhr sei neun. »Ja, um Gottes Willen, sagen Sie M., daß er gehen soll.« Mehr wollte ich nicht. Ich ging also zurück in die Werkstatt und sagte zu M.: »Sie packen sofort Ihre Sachen und verlassen augenblicklich das Werk. Bis neun Uhr bekommen Sie bezahlt. Das Lohnbüro ist unterrichtet.« Voller Hohn sah er mich an und meinte: »Das wird sich schon finden.« Er ist dann zum sogenannten Treuhänder im Haus der Arbeit gegangen und hat sich darüber beschwert, daß er vom dänischen Vorarbeiter Nielsen schikaniert werden würde. Es kam allerdings nichts danach. M. blieb entlassen. Er ist dann zur Werft gegangen, wo er bis zum Kriegsende gearbeitet hat. Ich war ihn auf jeden Fall los.

Meine beiden alten Gesellen waren froh, daß M. hinausgeworfen worden war. Er war ein übler Schmarotzer. Die beiden alten Gesellen haben mich, der doch einige Jahre jünger als sie war, sofort akzeptiert. Am Tage vor meiner Ernennung zum Vorarbeiter legte der Direktor mir nahe, nun die Arbeiter nicht mehr mit Du sondern mit Sie anzureden. Auch dürfe ich mich nicht mehr mit Du anreden lassen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß ich mir so keinen Respekt verschaffen würde. Von Jugendlichen, Frauen und nicht zuletzt von den Russen würde ich mich mit Sie anreden lassen. Ich würde auch keine arbeitende Frau mit Du anreden. Mit den alten Gesellen sei es jedoch eine andere Sache. Es sollte mir nicht so wie D. gehen, als er sich in der Werkstatt als Meister vorstellte. Auch zu den alten Gesellen sagte er: »Sie haben wohl gelesen, daß ich ab heute Meister in der Werkstatt bin. Das kameradschaftliche Du hört jetzt auf, Sie haben mich nun mit Sie anzureden.« Und ich erzählte dem Direktor auch, wie die alten Gesellen reagiert hatten. H. zog übertrieben höflich seine Mütze und sagte mit einer ebenso übertriebenen Verbeugung: »Jawohl, Herr Meister D., jawohl.« Der alte Fr. reagierte anders. Er sah den neugebackenen Meister über seine Brille an, und indem er sich halb abwandte, sagte er: »Du kannst mi fiks am Mors klein, Du Aap.« Nein, nicht das formelle Sie schaffe Respekt sondern nur die handwerklichen Fähigkeiten. Nur wer seinen Beruf ausüben kann, wird respektiert. »Ja, ja«, sagte der Direktor, »aber seien Sie vorsichtig und lassen Sie sich nichts bieten.« Als ich am ersten Morgen den alten Kollegen Fr. begrüßte, fragte er mich: »Na, nun müssen wir wohl auch zu Dir Sie sagen.« Ich winkte den anderen Gesellen herbei und sagte beiden: »Hein fragt mich eben, ob Ihr nun auch Sie zu mir sagen müßt. Das ist natürlich Unsinn. Zwischen uns ändert sich nichts. Ihr kennt beide Eure Arbeit, Euch brauche ich nicht auf die Finger zu sehen. Wir werden schon miteinander auskommen.« So geschah es denn auch. Ich hatte zu allen in der Werkstatt ein gutes Verhältnis.

Ich war gut eine Woche Vorarbeiter, als ich sah, wie der alte Fr. wütend auf den Boden stampfte. Er stand an seiner Horizontalbohrmaschine. Ich ging zu ihm, der wütend über seine Brille blickte. »Jo, Hein, dat is alles Schiet und Dreck. Din Maschin steit verkehrt. De mut um 180 Grad dreit warn.« Erst sah er mich einen Augenblick erstaunt an und meinte dann: »Dat heb ik vun Anfang an segt. Ober R. un D. wulln dat so hebn. De Maschin sull so stohn, as se nu steit.« »Jo, Hein,« sagte ich ihm, »de ene hett ken Dunst, un de annere is to dösig.« Ich versprach ihm, die Maschine am kommenden Sonnabend umsetzen zu lassen. Ob ich das so einfach könne. Ja, das könne ich. Der Betriebs-elektriker erhielt den Auftrag, alles für die Umstellung der Maschine vorzubereiten. Die ganze Arbeit dauerte nicht länger als eine Stunde. Den Betriebs-leiter hatte ich von meiner Absicht in Kenntnis gesetzt. Ich begründete mein

Vorhaben mit einem reibungslosen Ablauf der Produktion, und außerdem könne eine Lampe eingespart werden. Das letzte Argument gab den Ausschlag. Schon damals mußte Energie gespart werden. Mein alter Geselle schmunzelte, als er am Montag an seiner Maschine arbeitete. »So geit dat beter,« rief er mir zu. Im Laufe der Zeit nahm ich in der Werkstatt hier und dort kleine Veränderungen vor, wodurch die Arbeit zügiger voranging.

Ich kann nicht sagen, daß wir in den ersten Kriegsjahren gehungert haben. Natürlich war alles knapp und rationiert. Aber wir hatten einige Möglichkeiten, uns einige zusätzliche Lebensmittel zu beschaffen. Wir tauschten unsere Tabakkarten gegen Lebensmittel. Auch bei unserem Kaufmann konnten wir dann und wann ein Brot ohne Karten erhalten. Davon profitierten nicht nur wir sondern auch meine beiden Russen. Für beide hatte ich eine Scheibe Weißbrot mit Margarine und Zucker mit. Natürlich durfte keiner merken, daß ich den »Untermenschen« Brot gab. Die Folgen wären unabsehbar gewesen. Ich ließ den Jüngeren hinten im Lager auf dem Hof eine Ladung Steine holen und zeigte ihm dort ein Versteck, wo ich täglich etwas Brot hinlegen würde. Durch Zeichen machte ich ihn darauf aufmerksam, daß er sehr vorsichtig sein müsse und sich nicht erwischen lassen dürfe. Er verstand mich sofort. Auch sollte er dem alten Lawrischen das Versteck zeigen. Der junge Russe hieß Charkow. War der Betriebsleiter, der Formermeister oder der vom Emaillierwerk in der Werkstatt, gab ich den Russen ihre Aufträge in einem kurzen und knappen Ton. Sie wußten, es war nicht so gemeint. Vorsicht war ja geboten. Der Direktor des Betriebs war, wie auch sein Betriebsleiter, Mitglied des NSKK und natürlich auch der Partei. Eines Morgens schnappte ich einige Gesprächsbrocken aus einer Unterhaltung des Direktors mit dem Betriebsleiter auf. Danach hatte sich am Kameradschaftsabend des NSKK am Tage vorher ein Mann in Uniform vor ihm aufgebaut und mit Heil Hitler begrüßt. »Können Sie sich denken, Herr Meyer, wer das war?« Das konnte er nicht. »Unser Mielke!« – Fritz Mielke war bis zur Machtübernahme ein strammer Kommunist, im Betrieb leitete er die RGO (die Revolutionäre Gewerkschaftsopposition). Auf dem Südermarkt in Flensburg hatte er auf einer großen Demonstration ausgerufen: »Arbeiter Flensburgs! Kennt Ihr mich? Ich bin Fritz Mielke!« – Der Direktor fuhr fort: »Ich habe natürlich dafür gesorgt, daß dieser Kerl sofort aus dem NSKK und der Partei hinausgeworfen wurde.«

Das Steckenpferd des Betriebsleiters war der Luftschutz. Von Zeit zu Zeit wurden große Übungen abgehalten, an denen die gesamte Belegschaft teilzunehmen hatte. Da gab es die verschiedensten Gruppen wie Feuerwehr, Gasspürer, Aufräumungstrupp, Sanitäter, Melder u. s. w. Der Befehlsbunker des Betriebsleiters, der gleichzeitig Werkluftschutz- und Werkschutzleiter war, glich dem Hauptquartier eines Generalfeldmarschalls. Einen großen Schreib-

tisch schmückten mehrere Telephone, Notizblöcke und Bleistifte, sauber gespitzt und ausgerichtet, sowie Etiketts, die den Toten und Verwundeten angebunden werden sollten. Alles lag bereit. Hacken, Schaufel, Spaten und Tragbahren waren vorhanden. An der Wand hinter dem Schreibtisch hingen sauber weißlackierte Sperrholzplatten mit kleinen runden Scheiben in den verschiedensten Farben. Rot war die Feuerwehr, gelb waren die Gasspürer. Sanitäter, Melder, Aufräumungstrupp und so fort hatten ihre bestimmte Farbe. Bei Übungen hatten wir den Stahlhelm aufzusetzen und die Gasmaske umzuhängen. Kam die Meldung »Gas«, mußte die Maske aufgesetzt werden. Besonders bei Übungen, an denen die Werkluftschutzleiter anderer Betriebe teilnahmen, wurde die ganz große Oper aufgeführt. Ich wurde bei derartigen Übungen in der Regel auf den höchsten Boden geschickt, wo ich zu bestimmter Zeit unter einem geöffneten Dachfenster eine Rauchbombe zu entzünden hatte. Auf diese Weise war ich am besten aus dem Wege. Die Gäste versammelten sich im Befehlsbunker, wo sie vom Werkluftschutzleiter über »die Lage« informiert wurden. Dann lief die Übung an, und alle konnten den Werkluftschutzleiter in voller Aktion bewundern. Hier liefen die Meldungen der verschiedenen Trupps ein. Anordnungen wurden durchs Telephon erteilt oder durch Melder gegeben. Es war alles sehr schön. Alles spielte sich natürlich nach einem im Vorwege aufgestellten Zeitplan ab. Der Werkluftschutz der Ofenfabrik in Gemeinschaft mit dem Wiking-Werk galt als vorbildlich. Wie aber würde die Organisation im Ernstfall funktionieren? Wir sollten es erfahren.

Am 19. Mai 1943 gab es, wie so oft, Fliegeralarm. Alle hatten ihre Posten bezogen. Da meldete der Beobachter auf dem Dach, er hatte dort einen geschützten Stand, das Herannahen feindlicher Flieger auf die Stadt. Gleich darauf gab er die nächste Meldung durch: »Die Bomben fallen!« Sekunden später waren die ersten Detonationen zu hören. Ich wollte gerade die Tür des Bunkers am Fuß der Treppe, in dem ich die Aufsicht führte, schließen, als der Beobachter die Treppe heruntergestürzt kam. Er half mir noch die Tür zu schließen, die uns durch den Luftdruck fast aus der Hand gerissen wurde. Ein ohrenbetäubender Lärm setzte durch die detonierenden Bomben ein. Im Schutzraum, in den sich auch viele Frauen der Wiking-Werkstätten geflüchtet hatten, ließ ich die Luftpumpen einschalten – und suchte die Frauen zu beruhigen. Das war nun leichter gesagt als getan, denn mit einem Schlag erlosch das Notlicht. Im gleichen Moment krachte es unmittelbar vor unserer Bunkertür. Dann trat eine fast unwirkliche Stille ein. In einiger Entfernung fielen noch einige Bomben. Dann schien der Angriff vorüber zu sein. Ich ließ auf eigene Verantwortung die Tür öffnen, da sich im Raum ein penetranter Geruch bemerkbar machte. Einigen der Frauen war etwas Menschliches passiert. Die

große Werkhalle war voller Rauch. Sämtliche Fensterscheiben waren zerbrochen. Durch den Rauch sahen wir vom anderen Ende der Halle ein schwaches Licht auf uns zukommen. Es war der Leiter des »Schutzraums« am anderen Ende der Halle. Er kam mit einer großen Zahl Wiking-Frauen. Unter ihnen hatten viele Hautabschürfungen und Prellungen. Ihr »Schutzraum« war das Treppenhaus, das lediglich durch einige schräg gestellte Balken abgestützt war. Durch die Erschütterungen waren die Balken umgefallen. Nur mit größter Mühe hatte der Schutzraumleiter mit Hilfe einiger Arbeiter die Frauen während des Angriffs am Verlassen des »Schutzraums« hindern können. Als er nun mit seinen Frauen zu uns kam, stolperte er über einen riesigen Blindgänger, der etwa zweieinhalb Meter vor unserer Bunkertür lag, und den wir vor lauter Rauch bisher nicht bemerkt hatten. Wir waren noch einmal davongekommen.

Als wir nach der Entwarnung den Schaden überblicken konnten, sollte sofort mit dem Aufräumen begonnen werden. Diesem Verlangen widersetzte ich mich. Die Aufräumarbeiten würden Wochen dauern. Wir könnten auch am nächsten Tag mit ihnen beginnen. Jetzt wollten wir erst einmal sehen, wie es unseren Frauen und Kindern ergangen war. Bis auf eine kleine Gruppe, die Glasscherben vom Bürgersteig fegte, sind wir nach Hause gegangen.

Außer dem Blindgänger vor meiner Bunkertür, der drei Betondecken durchschlagen hatte, ohne zu detonieren, hatte eine zweite Bombe einen Teil des Magazins und meine Schlosserei zerstört. Unter den Mauertrümmern holten wir zwei Tote hervor. Der eine Mann war von Wiking, der andere von der Ofenfabrik. Beide wären mit dem Leben davongekommen, wenn sie ihren Posten auf dem Dachboden des ältesten Teils der Fabrik nicht verlassen hätten. Als die ersten Bomben fielen, gerieten sie in Panik und versuchten sich in Sicherheit zu bringen. Sie flüchteten die Treppe hinunter, um in der Schlosserei hinter einer dicken Mauer Schutz zu finden. Im gleichen Augenblick war aber eine Bombe schräg unter dem Fundament eingeschlagen. Die umstürzende Mauer hatte sie unter sich begraben. Der Tod des einen war besonders tragisch. Seine Frau war fast im gleichen Augenblick im Luftschutzraum der Fischfabrik von einstürzenden Mauern erschlagen worden. Der andere Tote war ein selbständiger Handwerksmeister, der für die Dauer des Krieges dienstverpflichtet war.

In größter Unruhe warteten meine Frau und meine Kinder auf meine Heimkehr. Sie hatten sich leicht ausrechnen können, daß der Bombenteppich zumindest in der Nähe der Ofenfabrik niedergegangen sein mußte. Die Freude, mich gesund und heil zu sehen, war natürlich groß.

Am nächsten Morgen begannen die Aufräumarbeiten und die Produktion wurde wieder aufgenommen. Um neun Uhr wurde die Arbeit unterbrochen. Die »Gefolgschaft« sollte mit Stahlhelm und umgehängter Gasmasken



zum Appell auf dem Fabrikshof antreten. Die Kommandos »Richt Euch!« und »Stillgestanden!« fielen wie auf dem Kasernenhof. Ich stand zwanglos da, als der Werkluftschutzleiter mir zurief. »Nielsen, nehmen Sie Haltung an!« Ganz ruhig antwortete ich ihm: »Ich stehe doch gut so.« Zu weiteren Auseinandersetzungen war keine Zeit, da der Direktor R. sich näherte. Der Werkluftschutzleiter, ebenfalls mit Stahlhelm und umgehängter Gasmaske, ging ihm in strammer Haltung und erhobenem Arm entgegen und machte seine Meldung: »Mein Betriebsführer! Ich melde die Gefolgschaft zum Appell angetreten.« Der Direktor antwortete, gleichfalls mit erhobenem Arm: »Heil Hitler!« In wenigen Worten gedachte er der Toten, die für Führer, Volk und Reich gefallen waren. Dann ging es wieder an die Arbeit. Kurz darauf mußte ich mich beim Werkluftschutzleiter »zum Rapport« melden. Ich ließ seinen Wortschwall erst einmal ruhig über mich ergehen. Dann aber fragte ich ihn: »Herr Meyer, ist denn die äußere Haltung das Wesentliche? Kommt es nicht vielmehr auf die innere Haltung an? Wir sind ja nicht auf dem Kasernenhof. Herr Meyer, Sie hatten einen vorbildlichen Luftschutz aufgebaut. An alles war gedacht. Alles war gründlich durchorganisiert worden. Nur, als die ersten Bomben fielen, fiel auch Ihr Luftschutz wie ein Kartenhaus zusammen. Nichts blieb übrig. Es wurden keine Anordnungen durchgegeben, es wurden keinerlei Maßnahmen getroffen. Wir haben mit unseren bloßen Händen die Toten aus den Trümmern gegraben. Wir banden ihnen nicht einmal ein Etikett an ihren Jackenknopf.« Er machte mich darauf aufmerksam, daß ich in Zukunft seine Anordnungen strikt zu befolgen hätte, da er für die Ordnung und die Disziplin verantwortlich sei. Dann konnte ich gehen. Was ich ihm nicht sagen konnte, war das, was die jugendlichen Arbeiter nach dem Bombenangriff über ihn sagten: »Der Tod auf Urlaub.«

An einem anderen Tag, es muß vor dem schweren Angriff auf Flensburg gewesen sein, gab es wieder einmal Fliegeralarm. Ich hielt mich gerade hinten im Steinlager auf, als sich allem Anschein nach ein größerer Pulk der Stadt näherte. Die bisherigen Pulks waren immer in großem Abstand östlich der Stadt in südliche Richtung geflogen. Es hatte jedoch den Anschein, daß dieser Pulk der Stadt immer näher kam. Der Luftschutzleiter gab den Befehl: »Alles in die Schutzräume!« »Nielsen, setzen Sie den Stahlhelm auf, und besetzen Sie den einen Bunker.« Das war nun leichter gesagt als getan, denn dort waren schon vier Russen hineingekrochen. Es handelte sich um die runden, sogenannten Einmannbunker. Ich wurde noch einmal aufgefordert, in den Bunker zu gehen. Das sei nicht möglich, entgegnete ich, »der Bunker ist schon besetzt. Es sind vier Russen drin.« »Schmeißen Sie die Kerle raus! Die haben im Bunker nichts zu suchen!« Ich blieb ruhig stehen und hörte, wie sich der Pulk in südlicher Richtung entfernte. An diesem Tag fielen in Flensburg keine Bomben. Nach der

Entwarnung wurden mir vom Luftschutzleiter Vorhaltungen gemacht, weil ich den ausdrücklichen Befehl, den Bunker aufzusuchen, nicht befolgt hatte. Ich antwortete mit der Gegenfrage, ob er etwa vier in Todesangst zitternde Menschen aus dem Bunker vertreiben könne. Ich könne es nicht. Damit war der Fall erledigt.

## Der 9. April 1940

Ich werfe einen Blick zurück auf das Jahr 1940. Unsere älteste Tochter Lisa sollte Ostern 1940 eingeschult werden. Schon vor ihrer Geburt waren wir uns darüber klar, daß unsere Kinder die dänische Schule besuchen sollten. Meine Frau brachte Lisa in die Schule, während ich mich auf den Weg zur Arbeit machte. Kaum hatte ich das Haus verlassen, als sich eine Flugzeugstaffel in niedriger Höhe mit Kurs Norden näherte. Es waren große und schwere Maschinen. Ich sah ihnen nach und dachte, nun müßten sie doch abdrehen. Sie drehten nicht ab. Außer dem Flugzeuglärm drangen andere, noch undefinierbare Geräusche an mein Ohr. Von banger Ahnung erfüllt näherte ich mich der Stadt. Als ich die neuen Kasernen in der Bau'er Landstraße passierte, wurde die Ahnung zur Gewißheit: Die Wehrmacht hatte den Krieg nach Dänemark getragen. Wohl hatte ich am Abend vorher, auf dem Nachhauseweg, gesehen, daß Funkwagen auf dem Kasernenhof aufgefahen waren, und daß hohe stählerne Masten errichtet wurden. Aber ich hatte mir nichts dabei gedacht.

Als ich die Fabrik erreichte, war kaum ein Mensch in der Werkstatt. Alle standen in der Werftstraße auf dem flachen Dach der Steinlager und Koks-schuppen. Was sollte ich in einer leeren Werkstatt? Also stieg auch ich auf das Dach. Da begrüßte mich schon der Betriebsleiter: »Ja, Nielsen, nun hat der Führer Dänemark unter seinen Schutz genommen. Damit ist er den Engländern zuvorgekommen, die vom Norden her ins Land einfallen wollten. Aber der Führer war eben schneller. Ja, das kann man wohl sagen. Aber es besteht kein Kriegszustand mit Dänemark.« Ich blieb noch lange auf dem Dach stehen und sah die endlosen Kolonnen nordwärts ziehen. Das war der 9. April 1940, der erste Schultag unserer Tochter in der dänischen Schule.

Ihr Lehrer, Niels Bøgh Andersen, konnte sie zwei Tage unterrichten. Dann wurde er zum Kriegsdienst eingezogen. Wie sollte es nun in der Schule weitergehen? Aber wir brauchten uns keine Sorgen zu machen. Seine Frau Ingrid übernahm den Unterricht. Sie hat die Schule in den folgenden Kriegsjahren weitergeführt. Das war, unter den damaligen Verhältnissen, eine große Leistung.

Ob mit der Schule oder mit dem Kindergarten, meine Kinder haben während des ganzen Krieges ihre Ferien in Dänemark verlebt. Auf das viele Fragen, ob wir denn keine Angst um die Kinder hätten, da doch so viel Sabotage verübt werde, haben wir mit »Nein« geantwortet. Unseren Kindern ist nichts passiert. In den Jahren wurden Freundschaften geknüpft, die noch heute andauern.

# Wehrunwürdig – und dennoch Soldat

## Dienst in der Bewährungseinheit 999

Etwa Mitte 1940 erhielt ich von den militärischen Behörden die Mitteilung, daß ich zur Ersatzreserve II gehöre. Es folgten die Bestimmungen darüber, wie ich mich bei Wohnungswechsel und dergleichen zu verhalten hätte. Dieser Mitteilung legte ich keine Bedeutung bei, denn ich sagte mir, daß man mich wegen der ausgestandenen Zuchthausstrafe doch nicht nehmen würde. Es kam aber anders. Ich erhielt eine Aufforderung zur Musterung, die im Logenhaus vor sich gehen sollte. Als ich dort ankam, war schon eine ganze Menge Musterungspflichtiger versammelt. Mir kam es etwas sonderbar vor, daß es so lange dauerte, bis ich an die Reihe kam, obwohl der Anfangsbuchstabe N schon lange aufgerufen worden war. Ich kam als letzter dran. Von dem Vorsitzenden der Kommission wurde mir in dünnen Worten mitgeteilt, daß ich kriegsverwendungsfähig sei, aber wegen der über mich verhängten Strafe als wehrunwürdig aus der Wehrmacht ausgestoßen worden sei. Sein letztes Wort war: »Sie können gehen.« Den Spruch der Kommission habe ich in stoischer Ruhe angehört. Mir konnte meine Würde als Mensch weder von dieser Kommission noch von anderen Menschen genommen werden. Mit diesen Gedanken bin ich gegangen.

So vergingen die Jahre, und ich rechnete nicht mehr damit, als Wehrunwürdiger einberufen zu werden. Wieder kam es anders, als ich es mir gedacht hatte.

Im Januar 1944 erhielt ich meinen Einberufungsbefehl. Am 30. Januar hatte ich mich bis 17 Uhr in Schloß Gottorf zu melden. Zwei Tage nahm ich von der Arbeit frei, um alles zu ordnen, und um einige Stunden mit meiner Frau und meinen Kindern ungestört verleben zu können. Am letzten Tage verabschiedete ich mich von meinen Mitarbeitern in der Fabrik. Auch meine Russen waren traurig, als ich ging. »Krieg nix gut, nix gut. Du wiederkommen.« Ich nickte ihnen zu und schloß die Tür hinter mir. Emma begleitete mich zum Bahnhof, wo es dann wieder galt, Abschied zu nehmen für eine vielleicht lange Zeit. So gut es ging, tröstete ich sie: »Ich komme ja wieder, ich weiß es bestimmt. Ich komme wieder.« Diese innere Sicherheit und Gewißheit hat mich, mit einer Ausnahme, nie verlassen. Ein letzter Kuß, und ich mußte einsteigen. Ein letzter Gruß aus dem Fenster, und schon verschwand der Bahnhof hinter der Kurve.

Schleswig war bald erreicht. Ich machte mich auf den Weg nach Schloß Gottorf. Unterwegs überholte mich ein Mann mit einem Koffer. Er sprach mich an und fragte, ob wir etwa den gleichen Weg hätten. Er solle sich auf jeden Fall

bis 17 Uhr in Gottorf melden. Da hatten wir ja dasselbe Ziel. Wir tasteten uns im Gespräch langsam ab. Er erzählte, daß er der KPD angehört hatte und 1934 vom Kammergericht in Berlin mit zwei weiteren Angeklagten zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt worden war. Er war sehr bedenklich, da er in Husum, wo er zu Hause war, etwas von besonderen Einheiten gehört hatte, in denen alles anders – nur nicht schöner sein sollte. Dazu meinte ich, daß das ganze Soldatenleben, in welcher Einheit auch immer, großer Mist sei. Darin waren wir beide einig. In der Kaserne angekommen meldeten wir uns bei der Wache und wurden dann von einem Unteroffizier in den voll belegten Hirschaal geführt. Ein Feldwebel nahm uns den Einberufungsbefehl ab und ging mit ihm weg. Wir sahen uns erst einmal im Saal um. Das übliche Bild: Lange Reihen von Etagenbetten, Tischen und Schemeln. An den Wänden Spind an Spind. Alles in allem ein mir nicht ganz unbekanntes Bild. Der Feldwebel erschien wieder und holte uns beide ab. Unser neues Quartier war ein Raum, der für acht Mann berechnet war. Er war mit dem üblichen Kasernenmobiliar ausgestattet. Bei Zapfenstreich hätten wir im Bett zu liegen und morgens beim Wecken aufzustehen. Weitere Informationen würden wir am nächsten Tag erhalten. Wir beide blieben allein. Da es in der Nacht Fliegeralarm gab, verbrachten wir einige Stunden im Luftschutzraum, der im runden Turm eingerichtet worden war. Am nächsten Morgen ging es nach dem Frühstück in Begleitung eines älteren Feldwebels zum Bahnhof. Der Zug fuhr in Richtung Rendsburg. Hier stiegen einige Mann zu. Gleiches geschah in Neumünster, wo auch einige Kieler hinzukamen. Jetzt waren wir schon vierzehn Männer. Weiter ging es in Richtung Hamburg. Die Fahrt dauerte verhältnismäßig lange, da wir nur Personenzug fuhren und an jeder kleinen Station halten mußten. In Hamburg wurde unser Wagen auf einem Nebengeleis abgestellt. Hier konnten wir uns waschen und rasieren. Dann marschierten wir geschlossen zur Verpflegungsausgabe des Roten Kreuzes. Die Nacht mußten wir im Eisenbahnwagen verbringen. Am nächsten Morgen ging es in geschlossener Ordnung zum ehemaligen Gewerkschaftshaus zur Verpflegungsausgabe. Auf dem Platz vor dem Haus stand eine Anzahl Männer mit Koffern und Kartons. Es waren sicherlich Schicksalsgenossen. Richtig, sie gehörten zu uns – und wir zu ihnen. Der Feldwebel rief alle namentlich auf. Es fehlte keiner. Nun war die Zahl der künftigen Soldaten auf vierzig angewachsen. Dann hieß es »antreten, ausrichten und abzählen!« Im Gleichschritt marschierten wir dann zum Bahnhof. Na ja, wir mußten uns wohl an diese uns unbekannte Ordnung gewöhnen. Auf dem Bahnsteig wurden die Namen wieder aufgerufen. Es fehlte einer. Der Namensaufruf wurde wiederholt. Das Resultat war unverändert: Einer fehlte. Der Feldwebel nahm es gelassen hin: »Der kommt nicht weit. Den werden wir schon kriegen.« Wir hatten wohl bemerkt, daß ein Mann sich im Gewühl auf

der Bahnhofstreppe abgesetzt hatte. Aber was ging uns das an?

Zwei volle Tage bummelten wir mit der Bahn herum, bis wir endlich unseren Bestimmungsort erreicht hatten. Unterwegs erzählte uns der Feldwebel, daß wir nach Baumholder kämen. Er kannte den Ort nicht. Aber schon der Name Baumholder deutete darauf hin, daß es eine schöne Gegend sein mußte. Baumholder ist eine kleine Stadt im Hunsrück. Sie machte einen ärmlichen und ungepflegten Eindruck. Baumholder war aber nicht nur eine Stadt wie viele andere, sondern auch ein großer Truppenübungsplatz. Die Kasernenanlagen lagen draußen vor der Stadt in einem bergigen Gelände. Von »Kaserne« konnte allerdings keine Rede sein. Weit zerstreut im Gelände lag eine große Anzahl Kasernen. Es stellte sich heraus, daß sie alle für jeweils eine Kompanie berechnet waren. Nun standen wir vor einer dieser Kasernen. Sie sollte zweifellos für einige Monate unsere »Heimat« sein. Unser Spieß erschien. Der Feldwebel, der uns mit einer Ausnahme heil hergebracht hatte, machte seine Meldung. Wieder begann mit großem StimmAufwand der Aufruf der Namen, unterbrochen von »Maulhalten« u. s. w. An diesen rüden Ton würden wir uns wieder gewöhnen müssen. Ich nahm mir in jedem Fall vor, mich durch nichts erschüttern zu lassen. Auch einige Unteroffiziere waren anwesend. Sie begannen, uns der Größe nach zu sortieren. Einer von ihnen führte die erste Gruppe von 11 Mann, zu denen auch ich gehörte, auf die Stube 1 im ersten Stock. Er hieß Heinemann und stammte aus Lübeck. Der erste Eindruck, den er auf mich machte, war nicht schlecht. Neugierig sahen wir uns in der Stube um. Es war das übliche Bild: Sechs Etagenbetten, ein langer Tisch und zwölf Schemel. An den Wänden verteilt zwölf Spinde. An dem einen Fenster war ein Bett durch eine spanische Wand abgeteilt, sodaß ein kleiner Raum entstand, der dem Unteroffizier gehörte. Ich legte meinen Koffer wie absichtslos auf das etwas im Schatten der spanischen Wand stehende Bett. Ich legte keinen Wert darauf, wie auf dem Präsentierteller zu liegen. Dann nahm der Unteroffizier unsere Personalien auf und sagte uns, daß wir hier einige Monate gemeinsam verleben würden. Um das zu ermöglichen, müßte ja eine gewisse Ordnung herrschen und gewisse Regeln beachtet werden. Er schlug vor, daß wir uns von Anfang an vernünftig einrichten sollten. Deshalb sollten die älteren Jahrgänge die unteren und die jüngeren die oberen Betten nehmen. Diese Regelung erschien auch uns vernünftig. Ich stand neben dem Bett, auf das ich meinen Koffer gelegt hatte. Seine Frage, wie alt ich sei, beantwortete ich mit »40 Jahre«. Dabei hatte ich etwas nach oben aufgerundet. Die gleiche Frage richtete er an einen neben mir stehenden Hamburger. Der gab sein Alter mit 38 an. Ich erhielt daher das untere Bett. Später stellte sich heraus, daß der Altersunterschied gar nicht so groß war, wie es den Anschein hatte.

Unmittelbar nach meiner Einberufung hatte ich mir einige Grundsätze auf-

gestellt, die ich, soweit die Verhältnisse es zuließen, beachten wollte: 1. Nicht unangenehm oder dumm auffallen. 2. Waffen und Gerät in Ordnung halten. 3. Unter keinen Umständen, gleichgültig in welcher Situation, sich freiwillig melden. 4. Sich nach Möglichkeit tarnen. Ich war mir klar, daß der Begriff Tarnung schwer zu definieren sein würde. Er war auch mehr gefühlsmäßiger Art. Er würde eine gewisse Zurückhaltung bedeuten. Ich wollte also nicht mehr als notwendig in Erscheinung treten.

Am Abend des ersten Tages wurden der Stubendienst eingeteilt und die Kaffeeholer bestimmt. Aufgabe des Stubendienstes war, vor dem Antreten für Ordnung in der Stube zu sorgen und die Diele auszufegen. Dieser Dienst wechselte täglich. Als Kaffeeholer wurden jeden Tag zwei Mann eingeteilt. Sie holten aus dem Wirtschaftsgebäude den Kaffee für die Stube. Ja, und dann brauchte man noch einen Mann, der den Ofen in Ordnung halten sollte. »Wer meldet sich freiwillig?« Einer sah den anderen an, als ob er sagen wollte: »Hannemann, geh du voran.« Ich stand etwas hinter der offenen Spindtür und verhielt mich ruhig. Ja, wenn keiner sich freiwillig melden wollte, dann müsse er einen bestimmen, meinte der Unteroffizier. Morgens mußten vom Fourrier die Brikettrationen geholt und die Asche weggebracht werden. »Na,« meinte da ein Stettiner, »dann laß mich das man machen.« Er wäre wahrscheinlich ohnehin das Opfer geworden, denn sein Bett lag in der Nähe des Kachelofens. Den ganzen Tag blieben wir auf der Stube. Es war deutlich zu erkennen, daß fast stündlich neue Leute ankamen. Mehrfach hatten wir im Laufe des Tages auf dem Flur zum Zählappell antreten müssen. Alles schien zu stimmen.

Am folgenden Tag, als die Kompagnie vollzählig war, begann das Einkleiden. Es waren getragene Uniformen, die ausgeliefert wurden. Dazu kam der ganze Krimskrams, der anscheinend den Menschen erst zu einem Soldaten macht. Äußerlich unterschieden wir uns nicht von den sogenannten regulären Truppen, denn das Koppelschloß trug das bekannte »Gott mit uns«. Am Käppi trugen wir die Kokarde und am Waffenrock das Hoheitsabzeichen. Unwillkürlich fielen mir die Worte Heinrich Heines aus dem Wintermärchen ein: »Du häßlicher Vogel, wirst du mir einst in die Hände fallen, so rupf ich dir die Federn aus und hacke dir ab die Krallen«. Daß jeder Stahlhelm paßte, war selbstverständlich. Nur mußte er vielfach mit dem Nachbarn ausgetauscht werden. Als Nächstes sollten wir die Stiefel erhalten. Da krähte der Spieß dazwischen: »Erst werden die Knobelbecher ausgegeben!« Das deutete darauf hin, daß nicht genügend Stiefel vorhanden waren. Wenn mir etwas verhaßt war, dann waren es die Knobelbecher. Sie schienen mir den ganzen preußischen Kommiß zu symbolisieren. Es galt also, sich nicht zu drängen. Aber einmal war auch ich an der Reihe. Die Frage nach der Schuhgröße beantwortete ich wahrheitsgemäß mit »Schuhgröße 44«. Mir wurden einige alte Museumsstücke

zugeworfen. Ich stellte nur Stiefel und Fuß gegen die Wand und meldete »zu kurz«. So ging es eine ganze Weile, bis der Unteroffizier langsam ungeduldig wurde. Da warf er mir ein Paar Prachtstücke zu, von denen ich nicht annehmen konnte, daß sie je eines Menschen Fuß geziert haben konnten. Sie waren zwar lang genug – aber schmal und flach wie ein Brett. Diese Stiefel würde ich unter keinen Umständen anziehen, sie würden meine Füße ruinieren. Ich probierte sie, stemmte aber die Zehen gegen, zog aus Leibeskräften, bis der Schweiß ausbrach. Zuletzt machte ich den Unteroffizier darauf aufmerksam, daß die Stiefel zwar der Länge nach paßten, ich aber einen zu hohen Spann hätte. Dabei zeigte ich ihm meine Füße. »Hat keinen Zweck, geben Sie dem Mann ein Paar Schuhe.« Ich erhielt ein Paar gutsitzende Schuhe und kurze Gamaschen. »Schade,« meinte ich zu meinem Nebenmann, es ist so bequem mit den Knobelbechern, aber ...«. »Reden Sie nicht so viel! Der Nächste.« Ich verzog mich mit meinen Klamotten, hatte ich doch erreicht, was ich wollte.

Nun konnten wir die Zivilsachen nach Hause schicken. Emma und die Kinder haben mir später, nach meiner Heimkehr, erzählt, daß sie alle bittere Tränen geweint hätten, als der Koffer mit meinen Zivilsachen ankam.

Jetzt hatten wir nichts mehr, was an unser ziviles Leben erinnern konnte. Es blieb auch keine Zeit mehr zum Nachdenken, denn die »formale Ausbildung« begann. Mir kam es oft vor, als ob hier Affen dressiert wurden. Das Vokabular des Kasernenhofes war mehr als dürftig. Es bestand fast ausschließlich aus einigen Kraftausdrücken und dummen Redensarten wie »Das Denken sollten wir getrost den Pferden überlassen, denn die hätten die größeren Köpfe«. Neben der formalen Ausbildung begann auch die Ausbildung an den Waffen wie Gewehr und Maschinengewehr. Marschierte die Kompagnie zu Übungen ins Gelände, kamen wir oft an einem Steinbruch vorbei. An dieser Stelle müssen wir wohl immer schlecht gesungen haben, denn schon ertönte das Kommando »Lied aus! In den Steinbruch marsch, marsch! Zurück marsch, marsch!« Die zu langsamen Kletterer mußten das Spiel wiederholen. Ging unser Marsch in eine andere Richtung, war immer für einige spannende Einlagen gesorgt. Unvermutet ertönte das langgezogene Kommando »Gaaas!« Dann hieß es schnell hinknien und die Gasmaske aufsetzen. Kaum standen wir wieder auf den Beinen, ertönte schon wieder ein Kommando: »Ein Lied! Das Wandern ist des Müllers Lust!« und sofort ein weiteres Kommando: »Im Laufschrift marsch, marsch!« Ein Vergnügen war das nicht gerade, denn unter der Maske floß der Schweiß in Strömen. Nach einer Weile ging es im Gleichschritt weiter. Laufen und Marschieren machten mir keine besonderen Schwierigkeiten, da ich immer zu Fuß zur Arbeit gegangen und den ganzen Tag auf den Beinen gewesen war. Aber für manchen, der seine Arbeit sitzend verrichtet hatte, mag es schwer genug gewesen sein. Die Gewehre, mit denen wir



ausgebildet wurden, stammten noch aus der Zeit des ersten Weltkriegs. Sie sahen teilweise recht ramponiert aus. Mein Gewehr hatte einen übel zerkratzten Kolben, und im Lauf waren ein paar von Rost zerfressene Stellen. Bei jedem Waffenappell machte der Unteroffizier oder der Feldwebel ein Gesicht, als ob er auf eine Zitrone gebissen hätte. Diese Mängel am Gewehr hatte ich nicht zu verantworten. Mir bereitete es jedoch ein gewisses Vergnügen, ihr Gesicht zu studieren, wenn sie mir die Waffe zurückgaben. Beim Scharfschießen stellte ich dann fest, daß man mit der alten Knarre recht gut schießen konnte. Aber soweit waren wir noch lange nicht. Bis zum Erbrechen übten wir mit Exerzierpatronen laden und sichern. Daneben mußten wir uns noch eine Fülle von Kenntnissen aneignen. Das war notwendig, denn wir sollten ja erst zu Menschen erzogen werden. Überraschend wollte der Kompagnieführer, ein junger Leutnant, vor einem Ausmarsch die Zahl der »Soldatennägel« in den Stiefelsohlen kontrollieren. Es gab da eine Anordnung oder Vorschrift, wieviele dieser Nägel in jeder Sohle sein mußten. Das Ergebnis muß für den Leutnant niederschmetternd gewesen sein, denn er brüllte wie ein Ochs am Spieß. Eine solche Schlampererei habe es noch nie gegeben! Wir blieben bei seinem Gebrüll gelassen, wußten wir doch, daß auf der Kammer keine Nägel vorhanden waren. Aber warum sollten wir ihn darauf aufmerksam machen? Der herbeigeholte Spieß erklärte dem Leutnant, daß keine Nägel zur Verfügung standen, sie seien aber seit langer Zeit bestellt. Der Appell wurde abgebrochen. Und ab ging es ins Gelände. Natürlich konnte der Herr Leutnant nun seinen Zorn an uns auslassen, indem er uns wiederholt in den Steinbruch jagte. Aber: Soldatennägel gab es dafür trotzdem nicht! An einem Wochenende nach dem Revierreinigen gab der Unteroffizier uns den Rat, unsere Spinde ordentlich einzuräumen, da wir damit rechnen müßten, daß der Spieß durch die Stuben gehen würde. Er kam auch. Jeder Mann stand vor seinem Spind. Zu allen gewandt befahl er, die Spindtüren zu öffnen. Sie mußten sonst immer verschlossen gehalten werden. Bei fast jedem Spind hatte er etwas zu beanstanden, und wenn es nur Kleinigkeiten waren. Als er zu mir kam, sah er das Bild meiner Frau, das ich an der Innenseite der Tür befestigt hatte. »Ihre Frau?« fragte er. »Jawohl!« »Stramme Deern.« Hätte ich ihm die richtige Antwort geben dürfen, hätte ich gesagt: »Kümmere du dich um deine eigene Frau, nicht um meine.« Er hätte sicherlich gerne eine Kleinigkeit beanstandet, fand aber nichts. Aber gab es da nicht doch etwas? Mit zwei Fingern nahm er den Kamm aus dem Fach und hielt ihn gegen das Licht. Er konnte kein Stäubchen finden. Wortlos legte er den Kamm zurück, sah mich von der Seite an und ging weiter. Natürlich konnte er im Kamm kein Stäubchen finden, denn der lag dort nur zur gefälligen Ansicht. Den Kamm für den täglichen Gebrauch (aus Hartholz, gute Kriegsware) trug ich in der Tasche. Ich war immer schon so etwas wie ein Pedant. Bei mir mußte alles richtig liegen

oder stehen. Diese kleine Eigenheit war wohl zum Teil auf meine berufliche Arbeit zurückzuführen, die äußerste Sorgfalt und Genauigkeit forderte. Meine Frau hat manchmal gelächelt, wenn ich einen Gegenstand ein wenig zurechtrückte. Natürlich gab es bei der Spindkontrolle Beanstandungen. Der Unteroffizier bekam den Auftrag, sich um die Abstellung der Mängel zu bemühen.

Es gab immer einige Unglücksvögel, die ständig auffielen. Ob zu recht oder unrecht ist nicht immer leicht festzustellen. Der Hamburger, der sein Bett über meinem hatte, war ein solch Unglücklicher. Vor seiner Einberufung war er wegen Schwarzmarkthandel mit Zucker und Margarine verurteilt worden. Ein Bruder von ihm war gleichfalls in die Sache verwickelt gewesen. Beide hatten aber geschwiegen und den Vater aus der Sache herausgehalten. Die Familie besaß in Hamburg mehrere große Lokale. Nach dem Krieg habe ich, wenn ich in Hamburg war, dort oft meinen Kaffee getrunken. Einmal sah ich den Juniorchef das Lokal betreten, machte mich aber nicht bemerkbar. Er war also auch gut davongekommen. Er konnte sich einfach nicht an das Soldatenleben gewöhnen, was ihm manche Schwierigkeit einbrachte. Ich habe ihm mehrfach angeboten, seinen Spind in Ordnung zu bringen, was er immer ablehnte. Auch beim Waffenreinigen fiel er stets auf. Aber auch hier ließ er sich nicht helfen. Er hatte sich mit seiner Rolle als schwarzes Schaf abgefunden. Ihm hing die ganze Scheiße zum Halse heraus, wie er sich auszudrücken pflegte. Aber nur ihm? Mir etwa nicht? Ich wäre auch lieber heute als morgen bei meiner Familie. Da das aber nicht sein konnte, wollte ich jede unnötige Reibung vermeiden, denn die würde doch zu nichts führen. Es nützte nichts, er war nicht aufzurütteln.

Unsere Ausbildung war inzwischen so weit fortgeschritten, daß das erste Scharfschießen stattfinden sollte. Am Vorabend fragte der Unteroffizier uns, ob wir schon einmal geschossen hätten. »Nein«, antwortete ich, »ich habe noch nie ein Gewehr in die Hand genommen.« Daß ich einige Jahre im Schießklub »To Løver« geschossen hatte, bis der Klub aufgrund der Einberufungen zum Kriegsdienst einfach verdunstete, war eine reine Privatangelegenheit, über die ich nicht sprach. Der Schießstand lag etwa eine halbe Stunde von der Kaserne entfernt unter alten Tannen. Wen wundert es, daß diejenigen, die »aufgefallen« waren, die Scheiben und Patronenkästen zum Schießstand schleppen mußten. Das brachte sie schon uns anderen gegenüber in Nachteil. Das Schießen erforderte eine ruhige Hand und ein gutes Auge. Die notwendige Ruhe ging aber beim Schleppen der Scheiben und Munitionskästen verloren. Somit waren diese Kameraden von Anfang an erneut zum Auffallen verurteilt, was wiederum bedeutete, daß sie die Scheiben und Munitionskästen auch auf dem Rückmarsch zu schleppen hatten. So schloß sich der Teufelskreis für sie immer wieder. Sonst war der Schießtag ein Tag der Ruhe. Man konnte sich vorher und

nachher, wenn man seine fünf Schuß abgegeben hatte, auf die faule Haut legen und von der Sonne bräunen lassen. Auf dem Schießstand herrschte, abgesehen von den Abschüssen, absolute Ruhe. Hier schrie und brüllte keiner umher. Jeder Ausbilder hatte ein Interesse an einem guten Abschneiden seiner Gruppe. Der aufsichtsführende Unteroffizier gab seine Anweisungen in aller Ruhe, und er ermahnte jeden, nicht nervös zu werden. Die Schießergebnisse waren sehr unterschiedlich. Daß viele Schüsse ins Blaue gingen, war nicht verwunderlich, da viele von uns noch nie in ihrem Leben mit einem Gewehr umgegangen waren. Ging ein Schuß neben die Scheibe, hieß es im Kasernenjargon »Wehrmachtseigentum nicht beschädigt.« Ich entsinne mich nicht mehr, welches Ergebnis ich erzielt habe. Aber am Abend, nach einer Besprechung der Ausbilder beim Spieß, erhielt ich eine Eintrittskarte für das Kino in Baumholder. Wie der Unteroffizier mir mitteilte, hatte ich beim Scharfschießen das beste Ergebnis erreicht. Damit hatte ich erstens nicht gerechnet, und zweitens erwartete man nun von mir, daß dieses Ergebnis keine einmalige Sache war. Aber was war da zu tun? Natürlich besserten sich die Ergebnisse beim Scharfschießen erheblich. Vier-fünf Mann bildeten die Spitze, zu der auch ich gehörte. Mehrfach habe ich den ersten Platz eingenommen, rutschte aber auch mal auf den vierten. Für uns von der Spitzengruppe war das Schießen fast zum Sport geworden.

Es gab auch andere Tage, an denen wir von der öden formalen Ausbildung verschont blieben. Das waren die immer länger werdenden Marschübungen. Wir hatten mit 10 km begonnen, doch systematisch wurden die Leistungen bis auf 50 km gesteigert. Trotzdem zog ich einen Tagesmarsch der stumpfsinnigen formalen Ausbildung vor. Kamen wir nach einem langen Marsch etwa eine halbe Stunde vor Dienstsclluß zurück, wurde jedesmal eine Putz- und Flickstunde angesetzt. Aber wenn Feierabend war, war der Dienst beendet. Zwei Mal wurde die Dienstzeit jedoch überschritten. Beim Wegtreten wurde ein kurzes »Hurra!« gerufen. Einmal aber rief einer ein langes »Hurraaa!«. Wer war der Sünder? Er sollte sich melden. Ihm würde nichts geschehen. Doch es meldete sich niemand. Die Frage wurde wiederholt. Das gleiche Ergebnis. »Na, wenn Ihr nicht wollt«, meinte der Leutnant, »dann wird für die Zeit nach dem Abendessen eine Stunde exerzieren angeordnet.« Da half auch kein zwischen den Zähnen herausgestoßener Fluch. Es wurde exerziert! Bis auf einen leichten Dienst am Sonntagvormittag waren die Sonntage frei. Aber keine Regel ohne Ausnahme. Für einen Sonntagvormittag war ein Mantelappell angesetzt. Den nahmen wir nicht sehr feierlich. Doch der Unteroffizier gab uns den Rat, die Mäntel gut auszubürsten. Wir sollten bald merken, daß der Spieß sich für diesen Sonntag ein besonderes Fest ausgedacht hatte. Welcher ahnungslose Mensch kann sich vorstellen, daß sich in einem Militärmantel an hundert

Stellen »Schmutz« ansammeln kann. Mit Unterstützung eines Unteroffiziers begann die Kontrolle der Mäntel. »Was ist das?« Da gab es nur eine Antwort: »Schmutz, Herr Hauptfeldwebel.« Man mußte diesen »Schmutz« allerdings mit der Lupe suchen. Wenn aber ein Spieß Schmutz sah, dann sah er eben Schmutz. Es waren nicht viel mehr als zwei Minuten vergangen, bis der Befehl ertönte: »Alle Mann auf die Stuben, marsch, marsch! In einer halben Stunde tritt die Kompanie wieder mit den Mänteln an!« So ging das muntere Spielchen bis zur Mittagspause. Die Essenszeit mußte eingehalten werden, da die vier Ausbildungskompanien dieselben Eßsäle nach einem festen Zeitplan benutzten. Nach der Mittagspause ging das muntere Spiel weiter. War der Schmutz an einer Stelle beseitigt, fanden sich an anderen Stellen neue »Schmutznester«. So wurde es Abend und Zeit zum Abendbrot. Verpflegung hatten wir bereits empfangen. Der Unteroffizier sagte nichts, setzte sich aber gegen seine Gewohnheit nicht an den Tisch. Obwohl wir innerlich vor Wut kochten, ließen wir uns nichts anmerken. Alles sprach und lachte laut durcheinander. Plötzlich riß jemand die Tür auf. Der Spieß. Verblüfft sah er in die Stube. Wie auf Verabredung nahm keiner Notiz von ihm. Keiner rief »Achtung!« Ohne ein Wort zu sagen, knallte er die Tür zu. Was kommt nun wohl? Es kam nichts mehr. Wir hängten unsere Mäntel in den Schrank. Nichts war mehr mit dem Mantelappell. Ob wahr oder auch nicht, wir konnten es nicht nachprüfen. Am folgenden Tag sickerte durch, daß vom Batallion, dessen Dienstgebäude neben unserer Kaserne lag, der Befehl gegeben worden war, das Theater zu beenden.

Als der Monat Mai sich verabschiedete, waren wir bereits vier Monate in Baumholder. Und unsere Ausbildung war immer noch nicht abgeschlossen. Einigen wurde die Zeit schon zu lang. Sie wollten endlich aus Baumholder hinaus. Die Vernünftigeren beruhigten sich bald. Wir sollten doch für jeden Tag froh sein, den wir hier verbringen konnten. Hier hätten wir unser Fressen und am Abend unser Bett. Wir würden früh genug in den Schlamassel geraten. In die scheinbare Gleichmäßigkeit unserer Tage schlug völlig überraschend, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, die Nachricht ein, deren Auswirkung wir nicht übersehen konnten: Am 6. Juni 1944 waren die Amerikaner in der Normandie gelandet. Zeitungen bekamen wir nicht in die Hand. Rundfunk konnten wir nicht hören. Daß aber etwas Ungewöhnliches geschehen sein mußte, spürten wir an einer gewissen Nervosität der Ausbilder und Offiziere. Am nächsten Tag teilte der Unteroffizier uns offiziell mit, daß die Amerikaner in der Normandie einen kleinen Brückenkopf gebildet hätten. Das sei nicht tragisch zu nehmen, da die Wehrmacht bereits begonnen hätte, den Brückenkopf aufzurollen. Aber die Amerikaner schienen »hinhaltenden Widerstand« zu leisten, wie es so hieß. Wir versuchten, uns in Baumholder einige Zeitungen zu beschaffen. Wenn wir

am Abend in die Stadt hinunterkamen, waren die wenigen vorhandenen Zeitungen bereits vergriffen. Nach einigen Tagen traten auch bei uns einige Veränderungen ein, die uns mehr Belastungen verursachten. Wohl ging die übliche Ausbildung weiter. Aber nun wurden aus den besten Schützen sogenannte Alarmkompagnien gebildet. Etwa die Hälfte der Mannschaft einer Ausbildungskompagnie wurde zu einer Alarmkompagnie zusammengefaßt. Wir mußten ständig, ganz gleich bei welchen Übungen, das Sturmgepäck bei uns tragen. Uniform und Ausrüstung mußten bei Nacht jederzeit griffbereit liegen. Wir wurden des Nachts mehrfach mit dem Ruf »Alarmkompagnie antreten!« geweckt. Alle hasteten dann auf die Straße. Kam der letzte Mann angelaufen, hieß es schon »Im Laufschrift marsch, marsch!« Alles ging in völliger Dunkelheit vor sich. Nachdem die Invasionskräfte sich anscheinend festgesetzt hatten, wurde mit Fallschirmabsprüngen gerechnet. Es geschah aber nichts. Bei den üblichen Übungen am Tage ertönte plötzlich der Ruf »Alarmkompagnie antreten!« Dann ging es im Laufschrift zu einem bestimmten Punkt im Gelände. So ging der Juni 1944 vorüber.

An einem der ersten Julitage wurde am Schwarzen Brett der Tag der Besichtigung der Kompagnie bekanntgegeben. Mir war das bis dahin ein unbekannter Begriff. Er bedeutete, daß die Ausbildung beendet und die Kompagnie einsatzbereit sei. Die »Besichtigung« bedeutete, daß jede Gruppe eine bestimmte Aufgabe zu lösen hatte. Am Vorabend der Besichtigung ließ der Spieß seine Kompagnie noch einmal ohne Gepäck antreten. »Rechter Flügelmann sechs Schritte nach rechts!« Dann mußte der Mann kehrt machen, und wieder kehrt. Der Spieß kontrollierte die Uniform. Als die Reihe an mich kam, machte auch ich die beiden Kehrtwendungen. Dabei musterte der Spieß mich von oben nach unten und unten nach oben. »Was hat er nur?«, dachte ich. Es fehlt doch kein Knopf, und alle sind ordnungsgemäß geschlossen. Zuletzt stemmte er beide Hände in die Seiten und fragte mich: »Sagen Sie mal, wo kommen Sie denn eigentlich her?« »Ich komme aus Flensburg, Herr Hauptfeldwebel!« »Nee, meine ich nicht! Hier bei diesem Haufen«. »So wie alle die anderen auch. Ich bin zum 30. Januar einberufen und dann hierher gekommen.« »Und dann waren Sie die ganze Zeit über hier?« »Jawohl, Herr Hauptfeldwebel!« Er schüttelte den Kopf. »Versteh ich nicht. Sie habe ich ja noch nie gesehen.« Dann nach einer kleinen Pause: »Sie haben sich wohl kräftig gedrückt, was?« Was blieb mir anderes übrig, als einfach zu antworten: »Jawohl, Herr Hauptfeldwebel!« Er grinste nur, und dann kam »Der Nächste!« Meine Tarnung hatte also geklappt. Später, auf der Stube, fragte der Unteroffizier, was der Spieß von mir gewollt hatte. Da habe ich ihm von unserem Gespräch erzählt. Er meinte dazu, darauf könne ich stolz sein, denn das sei das höchste Lob, das man einem Soldaten ausstellen könne. Darauf entgegnete ich ihm, daß ich mir darüber kein

Urteil erlauben könne. Ich hätte mir jedenfalls nichts dabei gedacht. Auf alle Fälle: ich hatte die Ausbildungszeit gut und heil überstanden.

Später am Abend wurden der Hamburger und ich auf Stube 2 bestellt. Obwohl wir beide auf der Stube 1 wohnten, gehörten wir zur Gruppe 2. Die Gruppe war bereits voll versammelt, als wir kamen. Der Gruppenführer teilte uns mit, daß er sich freiwillig für die Aufgabe gemeldet hätte, die wir am nächsten Tag lösen sollten. Was für eine Aufgabe es sei, könne er uns nicht sagen, da alle Gruppenführer vergattert worden waren. Wenn wir aber spürten, könne unsere Aufgabe der Clou des Tages werden. Er könne uns nur sagen, daß wir auf ihn sehen sollten, und das, was er machen würde, sollten wir ebenfalls tun. Das klang ja alles sehr geheimnisvoll. Wir versuchten, wenigstens etwas aus ihm herauszubekommen, aber vergebens.

Am nächsten Morgen wurde wie üblich mit voller Ausrüstung angetreten. Eine größere Anzahl Offiziere, Feldwebel und Unteroffiziere stand herum. Sicherlich die Vorgesetzten, die die Kompagnie übernehmen sollten. Sie alle begleiteten die Kompagnie ins Übungsgelände. Vor einem kleinen Weiler, der aus mehreren kleinen Häusern bestand, wurde angehalten. Die erste Gruppe ging in ihre Ausgangsstellung. Ihre Aufgabe war der Häuserkampf. Der die Übung beaufsichtigende, uns unbekannte Hauptmann äußerte seine Unzufriedenheit. Die Übung sei zu lasch und müsse wiederholt werden. Dieses Mal schien es zu klappen. Weiter ging es, bis eine andere Gruppe ihre Aufgabe zugewiesen bekam. Sie sollte an einem Waldrand in Stellung gehen und sich tarnen. Die ganze Kompagnie mußte zusehen, wie die einzelnen Gruppen ihre Aufgabe lösten. Und wieder ging es weiter, bis wir zu einer großen Wiese kamen. Die Straße lag etwas erhöht, und rechtwinklig zur Straße lief in einem etwa 80 cm tiefen Graben ein kleiner Bach, der durch Betonrohre die Straße unterquerte. Links von der Straße zog sich ein dichtes Gestrüpp und Unterholz hin, während sich auf der rechten Seite ein Hügel erhob. Wir wurden in unsere Ausgangsstellung befohlen. Zur Lage erklärte der Hauptmann, der Gegner habe den Hügel besetzt, und wir befänden uns in seinem Rücken. Unsere Aufgabe sei es, uns unbemerkt an den Gegner heranzuarbeiten und durch einen Überraschungsangriff den Hügel zu besetzen. Wir bezogen unsere Ausgangsstellung und waren durch das dichte Gestrüpp und Unterholz gut getarnt. Durch Zeichen forderte der Gruppenführer uns zur größten Ruhe auf. Dann zurrte er die Gasmasken fest, damit sie kein Geräusch verursachte, schob die Patronentasche auf den Rücken und half dem ersten Soldaten, die Patronentasche nach hinten zu schieben. Wir taten das gleiche, einer half dem anderen, so wie es der Gruppenführer vorgemacht hatte. Wieder wurden wir zur größten Ruhe aufgefordert. Dann glitt der Gruppenführer lautlos in das etwa 80 cm tiefe Bett des Baches, der zwischen fünf und zehn Zentimeter Wasser führte. Durch Zeichen

forderte er uns auf, ihm zu folgen. So robbten wir im Bachbett bis zur Straße. Der Gruppenführer verschwand in der Rohrleitung. Wir folgten ihm. Als ich eben in der Rohrleitung verschwunden war, ertönte die Trillerpfeife des Hauptmanns. Wir hörten seinen Befehl: »Übung abbrechen, Gruppe auf der Straße antreten!« Da standen wir nun, naß und schmutzig. Was hatten wir nur falsch gemacht? Zu den Offizieren und den anderen Vorgesetzten gewandt erklärte er, daß diese Übung nicht fortgesetzt werden brauche. Er habe gesehen, was er sehen wollte. Dann sprach er unserer Gruppe seine Anerkennung aus. Wir hätten die Aufgabe richtig erfaßt und gelöst. Der Gruppenführer sollte uns in die Kaserne zurückführen, damit wir unsere Waffen und Uniformen säubern könnten. Für den Rest des Tages hätte die Gruppe dienstfrei. Wir machten uns zurecht und zogen ab. Die Kompagnie marschierte ebenfalls ab, aber in die entgegengesetzte Richtung zu den weiteren Übungsplätzen. In der Kaserne säuberten wir unsere Sachen und legten uns für den Rest des Tages auf die faule Haut. Also auch so etwas konnte es in der Bewährungseinheit 999 geben.

Mit der Besichtigung war die Ausbildung abgeschlossen. Schon am folgenden Tag wurden die alten Gewehre abgegeben. Wir erhielten neue Karabiner. Am Nachmittag ging es hinaus auf den Schießstand. Die Resultate waren erschreckend. Die Ausbilder waren ratlos und schossen selber mit unseren Gewehren. Ihre Ergebnisse waren nicht besser. An sich war die Sache sehr einfach: Eine Waffe mit einem langen Lauf schießt immer besser als eine mit kurzem Lauf. Nun wurde jeden Tag scharf geschossen, und die Trefferzahlen besserten sich. Die alten Uniformen wurden gegen fabrikneue umgetauscht. Auch neue Stiefel, Unterwäsche u.s.w. wurden ausgegeben. An den folgenden Tagen erhielten wir Rucksäcke, Wolldecken, Strümpfe, noch mehr Unterwäsche. Jeden Tag lagen wir auf dem Schießstand herum. Die Ausbilder trösteten uns, daß wir schon bald Gelegenheit bekommen würden, die neuen Gewehre »einzuschießen«. Aber diese Gelegenheit reizte uns absolut nicht. Am Abend, nachdem wir unsere Waffen gereinigt hatten, wurde uns mitgeteilt, daß wir alles, einschließlich etwaiger Zivilsachen, einzupacken hätten, da wir am folgenden Tag nach dem Antreten nicht mehr in die Kaserne zurückkehren würden. Außer meinem Eßbesteck, dem Rasierzeug und einem Paar Plüschpantoffeln hatte ich nichts zu packen. Wir fragten unsere Ausbilder, ob sie mit uns hinausgingen. Nein, das würden sie nicht. Sie würden erst einmal Urlaub machen und sich dann bei ihrer alten Einheit melden. So saßen wir am letzten Abend zusammen und unterhielten uns unter anderem darüber, was wir nach dem Krieg anfangen würden. Die Mehrzahl hatte ihre Pläne schon fertig. Sie würden in ihre alten Stellungen zurückkehren. Ich würde wieder bei meiner alten Firma als Modellschlosser anfangen. Ja, Modelltischler sei ein schöner Beruf. Ich mußte korrigieren. Ich sei kein Modelltischler sondern Modell-

schlosser. Von diesem Beruf hatte noch keiner etwas gehört. Was das denn für Modelle seien, die ich herstellte? Es seien Ofenmodelle. »Dann wissen Sie ja etwas über Öfen«. Ja, meinte ich, nicht nur etwas sondern eine ganze Menge. Dazu der Unteroffizier: »Das hätte ich wissen sollen.« »Ja«, meinte ich, »ich weiß Bescheid, aber ich dränge mich eben nicht vor.« Damit war die Sache abgetan.

Am nächsten Morgen stand die Kompagnie in voller Ausrüstung vor der Kaserne. Der bisherige Kompagniechef meldete die Truppe vollzählig angetreten. Er wurde mit seinen Ausbildern entlassen. Die neuen Vorgesetzten nahmen ihre Plätze ein. Die Funktionsträger wie Köche, Melder, Schuhmacher und Schneider wurden aufgeschrieben. Alle diese Formalitäten nahmen eine geraume Zeit in Anspruch. Endlich schien alles erledigt zu sein, als ein Unteroffizier sich von der Gruppe der Vorgesetzten löste und auf uns zukam. Er machte einen etwas behäbigen Eindruck. Am rechten Flügel fing er an, uns zu mustern. Ich stand im ersten Glied. Als er zu mir kam, zeigte er auf mich und sagte: »Sie treten mal zurück.« Dann ging er weiter und suchte sich weitere fünf Männer aus. Wir sollten hier stehen bleiben, wenn die Kompagnie in Kürze abrückte. Wir sechs standen nun hinter der Front. »Was hatte man mit uns vor?« fragte der eine im Flüsterton. »Keine Ahnung, man wird schon etwas für uns finden.« Es war soweit. Die Kompagnie formierte sich und zog ab, natürlich mit Gesang. Da standen wir sechs nun. Rechts von uns marschierte die Kompagnie, vor uns lag die verlassene Kaserne. Da kam der Unteroffizier, der uns ausgesucht hatte, auf uns zu. Er machte keinen schlechten Eindruck, wirkte eher etwas gemütlich. Hunger hatte er anscheinend nicht gelitten, denn er war ganz gut gepolstert. Er mochte in meinem Alter sein, also um die 40. Später erfuhren wir, daß er aus Kottbus stammte und Schlachtermeister war. Er war verheiratet und hatte zwei Kinder. Er stellte sich als Unteroffizier Jakob vor und nahm dann unsere Personalien auf. »So, dann wollen wir mal.« Wir marschierten in die gleiche Richtung wie unsere alte Kompagnie. Am Wirtschaftsgebäude vorbei ging es zur nächsten Kaserne, in die Kaserne hinein und hinauf in den ersten Stock. Hier riß er eine Tür auf und meldete: »Die zwei neuen Leute«, deren Namen er nannte. Eine Tür weiter dasselbe Spiel. »So, Sie kommen mit mir.« Die nächste Tür wurde aufgerissen. Er wandte sich an einen Obergefreiten: »Felschikowsky, hier bringe ich die beiden neuen Leute. Nehmen Sie sich den beiden an. Ich muß um 12 Uhr zum Batallion. Nielsen kommt zu mir und Janell zu Ihnen.« Damit ging er seiner Wege. Wieder wurden unsere Personalien aufgenommen. »Wer ist Nielsen?« Ich würde also zu Unteroffizier Jakob kommen. Mit uns zwei Neulingen waren wir außer dem Obergefreiten 12 Mann auf der Stube. Ob wir wußten, wo wir uns befänden? Wir hatten keine Ahnung. Wir gehörten zur 4. oder der schweren Kompagnie. Das Batallion



hatte vier Kompagnien, drei Schützenkompagnien und eine schwere Kompagnie. Wir waren also bei der schweren gelandet. Der Kompagniechef war der Hauptmann John. Die Kompagnie war in vier Züge eingeteilt: ein Nachrichtenzug auf Rädern, etwa 45 Mann unter der Leitung eines Oberfeldwebels. Ein Zug Pioniere unter der Führung eines Leutnants. Ein Zug Panzerabwehr mit vier Geschützen, ebenfalls unter der Führung eines Leutnants, und schließlich ein Granatwerferzug mit sechs 8 cm Werfern unter der Führung eines Feldwebels. Bei diesem letztgenannten Zug war ich gelandet. Ich wurde dem Werfer Nr. 1 als Munitionsschütze zugeteilt. Uns Neulingen wurde nun erklärt, wie wir uns beim Antreten nach Mittag zu verhalten hätten. Die Frage, ob wir etwas von Granatwerfern verstünden, mußten wir beide verneinen. Es wurde ein Granatwerfer aufgebaut. Wir erhielten die einzelnen Teile erklärt und auch, wie der Werfer auf dem Tragegestell befestigt wird.

Nach der Mittagspause ging es mit dem Werfer ins Gelände. Die Schützen I, II und III trugen die einzelnen Werferteile. Wir Munitionsschützen schleppten je zwei Kästen mit je drei Granaten. Bisher hatte jeder Werfer nur zwei Munitionsschützen gehabt. Nun waren es drei. Wir Neulinge haben während der Übung nur zugesehen, verpackten aber bei Stellungswechsel die einzelnen Teile. Beim Antreten lernten wir den Feldwebel kennen. Er dürfte etwa 45 gewesen sein. Der Typ eines preußischen Feldwebels schien er nicht zu sein. Und er schien nicht sehr gesund zu sein. Später, in Griechenland, kam er dann auch ins Lazarett. Wir alle sind auf jeden Falle gut mit ihm ausgekommen.

Am nächsten Vormittag wurden die letzten Ausrüstungsgegenstände wie Zeltbahn mit Zubehör ausgegeben. Ich hatte meine Bahn schon einige Tage vorher bei der Infanterie erhalten. So verging dieser Vormittag. Am Nachmittag sahen wir Neulinge wieder nur zu, trugen aber bei Stellungswechsel Werferteile, während die Schützen II und III die Munition trugen. Während der Übung erhielten wir Besuch vom Feldwebel. Er fragte nach den neuen Leuten. Ich wurde ihm vorgestellt. Mir sagte er, ich solle gut aufpassen, damit ich alles schnell lernen würde. Wir hätten nicht mehr viele Tage Zeit. Alles wurde in einem ruhigen Ton gesagt. Überhaupt herrschte bei den Werfern ein anderer Ton als bei der Infanterie. So vergingen die ersten beiden Tage bei den Granatwerfern. Für den dritten Tag waren ganztägige Übungen im Gelände angesetzt. Nachdem wir unseren Platz erreicht hatten, wurde der Werfer über Richtstäbe, die der Unteroffizier setzte, eingerichtet. Danach wurde erstmal eine Pause eingelegt, und wir ließen uns von der Sonne bescheinen. Da war ich ja in einen gemütlichen Verein gekommen. Beim Abbau und Verpacken erhielt ich den Auftrag, die Bodenplatte zu nehmen, da ich das nächste Mal den Werfer einzurichten hätte. Das kam mir etwas plötzlich vor. Aber Befehl ist Befehl. Beide Werfer, die eine Gruppe bildeten, machten sich auf den Weg zu einem

neuen Platz, der bald gefunden war. Der Unteroffizier setzte die Richtstäbe und gab die Erhöhung an. Dann ging er hinüber zu seinem anderen Werfer. Die anderen Kameraden waren alle schon seit langem eingearbeitet. Bei ihnen saß jeder Griff. Ich hatte mir überlegt, daß es darauf ankam, die Bodenplatte auf eine gerade Linie mit den beiden Richtstäben zu bringen. Daher ließ ich mir ruhig einige Sekunden Zeit, bis ich die Platte auf den Boden knallte. Ein kleiner Ruck nach der Seite, und ich meldete »fertig«. Der Schütze II setzte das Zweibein vor und der Schütze III das Rohr. Dann begannen wir gemeinsam, den Werfer einzurichten. Es dauerte auch nicht lange, bis die beiden Schützen »fertig« meldeten. Ich korrigierte die Stellung des Fadenkreuzes noch etwas und die beiden Schützen ihre Libellen, bis wir gleichzeitig »fertig« melden konnten. Nun befand sich das Fadenkreuz im Visier und die beiden Richtstäbe auf einer Linie. Der Werfer war eingerichtet. »Ja, dann kann ich ja melden gehen« und ging zum anderen Werfer hinüber. Ich meldete den Werfer eingerichtet. Aber da kam ich nicht gut an. »Was heißt hier Werfer eingerichtet? Sie sind wohl verrückt geworden! Was heißt hier Werfer eingerichtet?« Ich antwortete ganz ruhig: »Der Werfer I ist eingerichtet.« »So, der Werfer ist eingerichtet. Das wollen wir doch einmal sehen!« Damit gingen wir beide zum Werfer hinüber. Er kniete sich hinter das Visier und sah lange hindurch. Kein Zweifel. Das Fadenkreuz saß genau auf der Mitte des Richtstabes. Aber irgendetwas schien ihm nicht zu stimmen. Langsam erhob er sich etwas und konnte den zweiten Richtstab genau hinter dem vorderen auftauchen sehen. Nun gab es keinen Zweifel mehr. Der Werfer war ordnungsgemäß eingerichtet. Wortlos stand er auf. Dann sagte er zu den anderen gewandt: »Das seht Euch einmal an, Leute. So wird ein Werfer eingerichtet. Alle einmal durchsehen!« Dabei hatte keiner bemerkt, daß der Feldwebel sich näherte, bis er unmittelbar unter uns stand. Natürlich wurde »Achtung!« gerufen. Aber er winkte ab und fragte den Unteroffizier: »Wie geht es mit den neuen Leuten?« »Sehr gut«, antwortete dieser, »wenn Herr Feldwebel einmal durchsehen möchten.« Das mochte er und kniete sich hinter den Werfer. Nach einer Weile richtete er sich wieder auf und fragte: »Wer hat den Werfer eingerichtet?« »Der neue Mann, Nielsen«, wurde ihm geantwortet. Er nickte mir zu: »Gut, machen Sie so weiter.« Ich konnte nicht verhindern, etwas verlegen zu werden. Immerhin war ich doch der »Neue«, während die anderen eine lange Ausbildung hinter sich hatten.

# Es geht an die Front

Es mag zwei Tage später gewesen sein, als ich abends in Baumholder im Kino war. Hinterher wollte ich noch ein Glas Bier trinken. Daraus wurde allerdings nichts. Plötzlich wurde der Film unterbrochen. Auf der Leinwand erschien ein Aufruf, der alle Soldaten des 24. Batallions aufforderte, sich sofort in die Kaserne zu begeben. Der Aufruf wurde mehrfach wiederholt. Also ging es zurück in die Kaserne, wo man bereits mit dem Packen begonnen hatte. Jeder Werfer wurde, zusammen mit einigen Munitionskästen, auf einen zweirädrigen Stahlkarren gepackt, ebenso die Rucksäcke. Wir marschierten zum Bahnhof. Der neue Tag, der 16. Juli 1944, zog am Horizont herauf. Auf dem Bahnhof herrschte bereits fieberhafte Tätigkeit. Feldküchen, die Räder der Aufklärung, die Werfer und die Pakgeschütze, Munition und alles, was zur Ausrüstung eines ganzen Batallions gehört, mußten verladen werden. Die Pioniere nahmen sich der Munition an. Mir wurde ein Bezugschein für große Nägel in die Hand gedrückt. Ich ließ mir gut Zeit und kam erst zurück, als die Verpflegung für mehrere Tage bereits verladen wurde. Jetzt galt es nur noch, die Fahrzeuge festzukeilen. Schon wurden die Kompagnien auf die Wagen verteilt. Für den Batallionsstab war in der Mitte des Zuges ein Waggon dritter Klasse reserviert. Bis das ganze Batallion mit seiner Ausrüstung verladen war, vergingen einige Stunden. Aber dann war es soweit. Ein langezogener Pfiff der Lokomotive, und der Zug setzte sich in Bewegung. Im gleichen Augenblick pflanzte sich das bekannte Lied »Muß ich denn, muß ich denn zum Städtele hinaus ..« von Waggon zu Waggon fort. Mir war es unbegreiflich, daß Männer, die doch alle ein hartes Schicksal ertragen hatten, aus welchen Gründen auch immer, in dieser Situation singen konnten. Ich verhielt mich still. Meine Gedanken waren in diesem Augenblick zu Hause bei Frau und Kindern. Daß ich wiederkommen würde, war eine sichere Gewißheit. Die bange Frage war nur »Wann?«.

Man kann nicht gerade sagen, daß wir komfortabel reisten. Daß Soldaten in Güterwagen auf Reise gingen, war wohl allgemein üblich. Aber es fehlte jede Sitzgelegenheit. Es gab nicht einmal etwas Stroh. Uns blieb nur übrig, auf den Rucksäcken zu sitzen. Noch war nicht zu erkennen, in welche Richtung der Zug fuhr, da wir noch nicht auf der Hauptstrecke waren. Aber sobald wir diese erreichten, konnten wir die Richtung erkennen. Es ging auf alle Fälle in östlicher Richtung. Aber der Osten ist groß. Hinter Wien ging es mehr nach Südosten weiter. Schon wurde Griechenland als Ziel genannt. Aber es gab unzählige Gerüchte. Sie waren schon bei der Verpflegungsausgabe von Mund zu Mund gelaufen. Aber nach Rußland schien es auf jeden Fall nicht zu gehen, was wir als große Beruhigung ansahen.

Am 20. Juli hatten wir Skopje (nach 1945 die Hauptstadt von Mazedonien) passiert, als der Zug auf offener Strecke anhielt. Der Aufenthalt zog sich hin, und schon begannen die Gerüchte wieder zu laufen. Am Nachmittag tauchte ein ganz neues Gerücht auf: Auf Adolf Hitler sei ein Attentat verübt worden. Angeblich sollte er tot sein. Schon hielten einige den Krieg für beendet. Wir würden nicht mehr zum Einsatz kommen. Offensichtlich stammte dieses Gerücht aus dem Wagen des Batallionskommandos. Die Situation war völlig undurchsichtig. Optimismus und Skepsis jagten einander. Gegenüber Gerüchten war ich schon immer sehr vorsichtig und warnte deswegen vor Wunschdenken und voreiligen Hoffnungen. Am Abend erhielten wir Gewißheit: die Vorgesetzten setzten uns von dem auf Hitler verübten Attentat in Kenntnis. Es könne als sicher angesehen werden, daß Hitler das Attentat überlebt hatte. Der Transport sei über Funk angehalten worden, und ein Termin für die Weiterfahrt sei noch nicht genannt. In der Nacht wurde der Zug besonders bewacht, da mit Partisanenüberfällen – aber auch mit Desertationen gerechnet wurde. Die Nacht verlief jedoch ruhig. Gegen 11 Uhr am nächsten Morgen kam dann der Befehl zur Weiterfahrt. Es gab enttäuschte Gesichter. Die Gerüchtemacher, die uns schon auf der Rückfahrt gesehen hatten, ließen die Köpfe hängen.

Einmal täglich hielt der Zug einige Minuten, damit wir unsere menschlichen Bedürfnisse erledigen konnten. Sich auch nur einige Meter vom Zug zu entfernen, war wegen der Partisanengefahr streng verboten. So saß denn das ganze Batallion mit heruntergelassenen Hosen um und unter dem Zug. Liebliche Düfte waren es nicht gerade, die uns umwogten. Weiter ging die Fahrt. Und an einem Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, lief der Ruf von Wagen zu Wagen: »Das Meer! Das Meer!« Ja, da lag sie vor uns, die Ägäis. Gegen Mittag erreichten wir die Stadt Larissa. Kein Windhauch regte sich. Eine brütende Hitze lag über der Stadt. Vielversprechend sah die Umgebung nicht aus. Larissa liegt in einer ganz flachen Ebene, die am Horizont von einer Bergkette umgeben ist. Der lehmhaltige Boden war von einer unbarmherzig brennenden Sonne ausgedörrt und hart wie Ziegelstein. Sah man in die Ebene hinaus, erblickte man eine dicke schwarze Rauchschrift, die ständig über der Ebene lagerte. Es war der Rauch von Lokomotiven, der sich in der stillstehenden Luft nicht verteilen konnte. Larissa ist ein Eisenbahnknotenpunkt. In der glühenden Mittagshitze, bepackt mit Rucksack, Stahlhelm auf dem Kopf und behängt mit all dem Geschirr, das der Soldat braucht, traten wir den Marsch in die am Rande der Stadt liegende Kaserne an. Wir Granatwerfer hatten außer dem üblichen Gepäck noch die Karren mit dem Werfer und der Munition zu schleppen. Die einzige Erleichterung war, wir durften den oberen Knopf der Uniform öffnen. Eine Anzahl Soldaten fiel unterwegs um. Diese brütende Hitze und die dicken Uniformen waren einfach zu ungewohnt.

Die vier Kasernen konnten das Batallion leicht aufnehmen. Also, das sollten Kasernen sein! In den großen Räumen kein Tisch, keine Bank, kein Schemel, kein Spind. Nichts war da, nur nackte Wände. Sogar die Haken in den Wänden waren herausgerissen worden! Vor allem galt es, die Stuben zu säubern. Besen gab es nicht. In den ehemaligen Ställen am Rand des Kasernenhofes fanden wir einige verrostete Blecheimer. Und, oh Wunder! Es gab sogar eine Wasserleitung. Ehe wir an die Reinigung gingen, wurde uns das Wassertrinken streng verboten. Die Feldküchen würden uns sofort, nachdem sie aufgefahren waren, mit heißem Tee versorgen. Die am Rande des Kasernenhofes stehenden Bäume hatten bald keine Zweige mehr, da sie uns als Besen dienten. Eine Wasserflut überschwemmte Stuben, Gänge und Treppen. Nach wenigen Minuten waren sie wieder trocken. Vor der Essenausgabe mußte eine Atebrintablette als Vorbeugung gegen Malaria geschluckt werden. Sie war bitter wie Galle, und mancher hätte sie sicherlich gerne beiseitegesteckt. Aber der Spieß paßte höllisch auf, daß jeder sie auch schluckte. Am Abend gab der Fourrier grüne Wassermelonen aus. Ein Labsal nach dem heißen Tag. Eine Kompanie blieb in Larissa, die anderen besetzten Stellungen außerhalb der Stadt. Ihnen wurden auch Teile der übrigen Einheiten zugeteilt. Der Dienst bestand aus den täglichen Übungen mit dem Werfer und aus Wachdienst. Jeden Mittag war von 13 bis 15 Uhr strikte Ruhe angeordnet. Dann lag alles ausgestreckt auf dem Terrazzofußboden. Auch ohne sich zu rühren, brach der Schweiß aus allen Poren.

Es gab einige Veränderungen in der Kompanie. Ein Koch wurde abgelöst und durch einen anderen ersetzt. Ich wurde als Munitionsschütze abgelöst und zum Richtschützen am Werfer ernannt. Ich war überrascht – und eigentlich gar nicht begeistert. Der Richtschütze hatte eine größere Verantwortung zu tragen. Aber da war nichts dagegen zu tun.

Abends und wenn wir nicht gerade Wachdienst hatten, gingen wir in die Stadt, um ein Glas Wein zu trinken. Von einer feindseligen Einstellung der Bevölkerung uns gegenüber war eigentlich nichts zu spüren. Aber willkommene Gäste sind wir sicherlich nicht gewesen. Ein uns unbekannter Brauch war, daß auf jedem Tisch, an dem Wein getrunken wurde, eine Schale mit gebrochenem Brot stand.

Man kann Larissa mit Fug und Recht als die Stadt der Störche bezeichnen. Auf fast jedem Telegraphenmast konnten wir abends einen Storch sehen. Nahrung bot die große Ebene, in der die Stadt liegt, genug. Bei unseren Geländeübungen bemerkten wir viele Eidechsen, Schlangen, Mäuse und anderes Getier. Ob es, wie behauptet wurde, auch Skorpione gegeben hat, habe ich nicht feststellen können.

Es war für uns alle eine große Erleichterung, als wir die schwere feldgraue

Uniform mit der leichten Tropenuniform und den Stahlhelm mit dem Tropenhelm austauschen konnten. Die Unterwäsche wurde gegen neue Netzunterwäsche ausgewechselt. Die feldgraue Uniform wurde im Rucksack verstaut.

In einer unmittelbar neben der Kaserne gelegenen Gärtnerei tauschten wir Zigaretten gegen Tomaten. Der Boden von Larissa war stark lehmhaltig und von der Sonne ausgedörrt. Aber da, wo das Wasser hinkam, war der Boden von einer paradiesischen Fruchtbarkeit. Auf dem Gelände der Gärtnerei befand sich ein großer, gemauerter Brunnen von fast 4 m Durchmesser und etwa 6 m Tiefe. Ein Esel drehte unermüdlich ein Schöpfwerk, das das Wasser nach oben brachte. Das Land war in kleine, viereckige Stücke geteilt und von einem Erdwall umgeben. Mit dem Fuß öffnete und schloß der Gärtner die einzelnen Stücke, damit sie ausreichend mit Wasser versorgt werden konnten. Die Pflanzen und Früchte konnte man von Tag zu Tag wachsen sehen.

Der Aufenthalt in Larissa dauerte nur acht Tage. Dann hieß es schon wieder packen. Eigentlich waren wir alle recht froh, aus dieser Gluthölle herauszukommen. Aber wohin würde die Fahrt nun gehen? Der Zug stand schon für uns bereit. Es ging, jedenfalls zuerst, in nördliche Richtung. Unterwegs wurde das Ziel bekanntgegeben. Es hieß Saloniki. Ein Dach über dem Kopf erhielten wir nicht, da alle Kasernen in der Nähe des Messegeländes und des »Weißen Turms« voll besetzt waren. Uns blieb nichts anderes übrig, als im Freien zu kampieren. Es war nicht die erste und sollte auch nicht die letzte Nacht sein, die wir im Freien zubrachten. Der Himmel verdunkelte sich schnell, schwarze Gewitterwolken zogen auf. Es dauerte auch nicht lange, bis schwere Regenfälle mit mehrere Stunden anhaltendem Gewitter wechselten. Die Wasserfluten rissen fast unsere Rucksäcke mit. Am Morgen sahen wir wieder einen klaren, blauen Himmel. Es sollte wieder ein heißer Tag werden. Wir hatten alle Hände voll zu tun, um unsere Uniformen und das übrige Zeug in der Sonne auszubreiten und zu trocknen. Aber wir wurden damit nicht fertig, weil schon wieder der Befehl zum Packen kam.

## Auf Lemnos

Am Hafen herrschte bereits ein lebhaftes Treiben. Die anderen Kompagnien waren schon vor uns angelangt und hatten ihre Fahrzeuge schon verladen. Es fehlten nur noch die sechs Werferkarren, die wir nun brachten. Ein großes italienisches Passagierschiff nahm uns auf. Jeder Soldat, der das Deck betrat, erhielt eine Schwimmweste, die sofort angelegt werden mußte. Das Roch nach Risiko. Als wir den Hafen von Saloniki verließen, schlossen sich uns vier Schnellboote der Marine an, die uns draußen auf offener See ständig umkreisten. Nach einigen Stunden Fahrt suchte ich die ein Deck tiefer liegende Toilette auf. Auf dem Deck hantierte ein Matrose herum. Ein zweiter erschien. Ich hörte ihn fragen: »Weißt Du es schon? Es ist U-Bootalarm.« Das war ja alles andere als angenehm. Ich sah zu, möglichst schnell wieder an Deck zu kommen, erzählte aber keinem von dem Gespräch. Es schien auch kein anderer etwas zu wissen, denn alle verhielten sich unbefangen. Nach weiteren Stunden Fahrt kam am Horizont Land in Sicht. Je näher wir kamen, desto trostloser erschien das Land. Es war die Insel Lemnos. Unser Ziel. Wenn ich je Heimweh gehabt habe, dann angesichts dieser öden Insel. Gelbbraunes Land, kaum von etwas Grün oder einem Baum unterbrochen. Lange Zeit fuhren wir an der Küste entlang, bis wir einen Hafen zu erkennen glaubten, an dem eine Ortschaft lag. Es war Moudhros. Dort gingen wir an Land. Die einzelnen Kompagnien marschierten in verschiedene Richtungen zu ihren Standorten. Unser Marsch ging nach dem Ort Kontopuli an der Ostseite. Es war unverkennbar, daß vor uns bereits eine andere deutsche Einheit hier gewesen war. Die erste Nacht verbrachten wir im Saal einer Gastwirtschaft. Uns gegenüber lag eine von etwas Grün umgebene Kirche. Als die Priester uns kommen sahen, ergriffen sie schnell einige Leitern und pflückten ihre Mandeln von den Bäumen. »German-ski klepsi, klepsi!« Das hieß, wir waren Spitzbuben, vor denen die Mandelernte in Sicherheit gebracht werden mußte. Die Priester hatten wohl schlechte Erfahrungen mit den »Germanskis« gemacht. Am nächsten Tag wurden wir in einigen von der Zivilbevölkerung geräumten Häusern untergebracht. In unserem Haus fanden wir wenigstens einige aus rohen Brettern zusammengenagelte Bänke und Tische vor. Wasser mußten wir von einem Brunnen an der Kirchen-mauer holen. Wovon die Menschen hier lebten, war nicht zu erkennen. Das Land war mager. Außer etwas Gerste und Mais sowie Wein und Mandelbä-umen in einigen kleinen Gärten schien hier nichts zu wachsen. Alles machte einen recht ärmlichen Eindruck. Später haben wir noch etwas Baumwolle gesehen. Schon am Morgen saßen die Frauen auf der Türschwelle und spannen.

Einen ganzen Tag verbrachten wir mit dem Trocknen unserer Uniformen

und Decken, die in Saloniki durchnäßt worden waren. Durch die feuchte Wärme hatte sich überall Schimmel gebildet. Eine Ladung Werfergranaten, die in einem kleinen offenen Segelschiff nach Lemnos gebracht worden war, hatte durch die Spritzer eine leichte Rostschicht angesetzt. Die Granaten mußten mit Öllappen entrostet werden. Anscheinend saß mir das Arbeitstempo der Ofenfabrik noch in den Knochen, denn plötzlich rief der Unteroffizier mich an: »Mensch, was machen Sie denn da?« »Nun, ich öle Granaten ein.« »Aber doch nicht in diesem Tempo! Hier wollen wir uns erst einmal festhalten. Jeder nimmt sich für den Vormittag einen Kasten vor, dasselbe gilt für den Nachmittag. Verstanden?« Ich hatte verstanden. Und so bummelten wir einige Tage herum. Ich war jedesmal froh, wenn ich auf Beobachtungsposten ziehen konnte. Der Posten befand sich auf der Höhe eines Bergkegels, einem alten erloschenen Krater, wie man sie an vielen Stellen in Griechenland findet. Von dort oben aus konnten wir links am Horizont einen kleinen Dunstkegel erkennen. Das war der Berg Athos mit seinem uralten Mönchskloster. Nach rechts sahen wir einen schmalen Strich am Horizont: das türkische Festland. In der Dunkelheit waren die Leuchtfeuer der Einfahrt zu den Dardanellen deutlich zu erkennen.

Für einen Sonntag war ein Appell in sämtlichen Sachen angesetzt. Er wurde einen Tag vorher ohne Begründung abgesagt. Wohl hatten wir von unseren Beobachtungsposten aus dumpfe Detonationen gehört und dicke Sprengwolken aufsteigen sehen, doch offiziell wurde uns nichts von einem Anschlag der Partisanen mitgeteilt, und natürlich auch nichts von den Verlusten gesagt. Es sickerte aber doch durch, daß außer dem Verlust des Zugführers der Pioniere und anderer Soldaten noch ein größerer Sachschaden entstanden war. Später erhielten wir das Gerücht bestätigt. Wenige Tage danach wurde ein Scharfschießen mit dem Maschiengewehr angesetzt, das für mich nicht ohne gewisse Folgen bleiben sollte. Es war ein heißer und drückender Tag. Aus mir nicht bekannten Gründen wurde der Granatwerferzug nicht zum MG-Schießen aufgerufen. Wir hatten aber eine Reihe von Übungen mit dem Werfer durchzuführen. Nachdem das Schießen abgebrochen worden war, trat die Kompanie im offenen Viereck an. Dann prasselte eine Kritik auf uns herab, die sich gewaschen und gekämmt hatte. Der Hauptmann verlangte vom folgenden Tag an eine Intensivierung der Ausbildung am MG, das jeder Soldat bis in die letzten Einzelteile kennen müsse. Jeder, auf den er zufällig zeigte, mußte das MG einwandfrei beherrschen. Dabei zeigte er auf mich und forderte mich auf, zu ihm zu kommen. Seine Frage, ob ich das MG beherrsche, beantwortete ich mit »Jawohl«. Vor ihm stand ein MG 42, das zum Scharfschießen benutzt worden war. Ich mußte einige Fragen beantworten, worauf er mir den Befehl gab, das MG in Stellung zu bringen. Da ich weder einen Munitionsschützen noch einen Patronengurt hatte, mußte ich alle Handgriffe simulieren. Dann



meldete ich laut und deutlich: »MG geladen und gesichert, Visier 300 Meter.« Etwa eine Minute lag ich regungslos hinter der Waffe, bis die Trillerpfeife des Hauptmanns ertönte. Ich ergriff das MG, lief zurück, stellte es ab und meldete: »Befehl ausgeführt!« »Gut«, sagte er, »Sie können wieder eintreten.« Nach einer nochmaligen Kritik sprach er dem Granatwerferzug seine Anerkennung aus. In diesem Zug funktioniere die Ausbildung am MG. Ich war mir jedoch darüber klar, daß meine Schießleistung an diesem Tag genau so miserabel gewesen wären, wie die der anderen. Die Erde war hart wie Stein. Den Boden bedeckte niedriges, dorniges Kraut. Dazu kam, daß die heiße Luft eben über dem Erdboden flimmerte, so daß man die kleinen »Pappkameraden« kaum sehen konnte. Aber wer nahm wohl auf diese Umstände Rücksicht? Das Schießen hatte auf einem ehemaligen Flugplatz aus dem ersten Weltkrieg stattgefunden. In der Nähe sollte sich die Villa befinden, in der Winston Churchill während des Gallipoli-Unternehmens gewohnt hatte. Der Hauptmann übergab einem jüngeren Leutnant das Kommando und entfernte sich. Nun fielen die Kommandos in rascher Folge: »In Linie antreten! Ausrichten! u.s.w.« Das nächste Kommando ließ schon ahnen, was die Kompagnie zu erwarten hatte: »Feldwebel und Unteroffiziere zurücktreten!« Dann zeigte der Leutnant auf mich: »Sie auch.« Ich trat also auch zurück. Der Feldwebel sagte zu mir, daß ich mit ihnen ins Quartier gehen solle. Unterwegs fragte mein Unteroffizier mich nach meinem heutigen Dienst. Ich hätte ab 22 Uhr Streifen dienst. Er gab mir dienstfrei und meinte, ich könne mich ausschlafen. So ging ich mit den Feldwebeln und Unteroffizieren gemächlich ins Quartier zurück. Die Kompagnie war schon weit voraus. Wie üblich ging es unter der Gasmaske im »Laufschritt marsch, marsch!« und dazu wurde natürlich »Das Wandern ist des Müllers Lust« gesungen.

Ich hatte einige Stunden dienstfrei und sah mir die nähere Umgebung Kontopulis an. Es gab da etwas, aus dem ich aus der Entfernung nicht richtig klug geworden war. Unmittelbar am Strand hatte ich eine große, ebene Fläche gesehen, die von einem niedrigen Deich umgeben war. Von Zeit zu Zeit arbeiteten dort Männer, Frauen und Kinder. Diese Sache wollte ich erkunden: Durch eine kleine Schleuse wurde die glatte Sandfläche überflutet, wonach die Schleuse wieder geschlossen wurde. So wurde die Sandfläche jeden Tag überrieselt. Durch die starke Wärme verdunstete das Wasser schnell. Zurück blieben die Salzkristalle. Waren genügend Salzkristalle vorhanden, wurden sie mit kleinen flachen Besen zu Häufchen zusammengefeht. Auch diese wurden noch einige Tage getrocknet und dann zu etwa einen halben Meter hohen Kegeln aufgetürmt. Dann kam die ganze Familie, Vater, Mutter und Kinder. Mutter und Kinder durften zu Fuß gehen, während der Vater hoch auf einem Esel thronte. Das Salz wurde in Säcke gefüllt und der Esel mit drei bis vier Säcken beladen.

Auch auf dem Heimweg saß der Mann natürlich auf dem Esel, jetzt hoch oben auf der Last, während die anderen Familienmitglieder gingen. Es war erstaunlich, welche Last ein so verhältnismäßig kleines Tier schleppen konnte. Für mich war das ein ungewohnter Anblick.

Es war wenige Tage nach dem Schießen, ein Obergefreiter und ich hatten den Beobachtungsposten bezogen, als wir nach knapp zwei Stunden zurückgeholt wurden. Wir sollten Lemnos wieder verlassen und begannen sofort zu packen. Wir Werfer beluden unsere Karren und machten uns auf den Weg zur Hafenstadt Moudhros, die wir gegen Abend erreichten.

Wir hatten in Kontopuli kaum mit der Räumung unseres Quartiers begonnen, als die Frauen aus der Umgebung bereits mit dessen Demontage begannen. Unsere Tische und Bänke wurden unter großem Geschrei auf den Hof geschleppt und dort verteilt. Auf dem rückwärtigen Hof befand sich ein kleiner Schuppen, den wir als Plumpsklo benutzt hatten. Auch er wurde demontiert. Die Belastung durch mehrere Frauen war wohl zu groß gewesen, denn plötzlich brach die Diele, und die Frauen standen fast bis zu den Knien in der nicht gerade nach Veilchen duftenden Brühe. Aber sie waren nicht zu erschüttern. Mit hochgeschürzten Röcken arbeiteten sie weiter, bis auch das letzte Brett geborgen war.

Anscheinend waren wir die letzte Kolonne, die in Moudhros eintraf. Wie immer standen wir stundenlang herum, bis wir an Bord gehen konnten. Es war nicht dasselbe Schiff wie auf der Herfahrt. Dieser Kahn war verwahrlost und dreckig. Und es gab eine weitere Überraschung: es waren keine Schwimmwesten vorhanden. Und es waren auch keine Schnellboote zu unserer Sicherung zu sehen. Die Sonne war schon untergegangen, als die letzten Soldaten an Bord gehen konnten. Lemnos liegt im subtropischen Gürtel. Nach dem Sonnenuntergang wird es sehr schnell dunkel. Eine lange Morgen- und Abenddämmerung wie bei uns ist hier unbekannt. In völliger Dunkelheit und mit abgeblendeten Lichtern verließen wir die Insel, die wir nach menschlichem Ermessen nie wieder betreten würden. Eine Zeitlang sahen wir noch die Lichter der Einfahrt in die Dardanellen, bis auch sie verschwanden.

# Bomben auf Saloniki

Am Vormittag des folgenden Tages liefen wir in den Hafen von Saloniki ein. Dem Batallion wurde ein leerstehendes, mehrstöckiges Lagerhaus zugewiesen, das etwa einen halben Kilometer vom Liegeplatz des Schiffes entfernt lag. Es wurde gleich mit dem Ausladen der Mannschaften und der Geräte begonnen. Die ersten Transporte waren auf dem Wege ins Quartier, als sich zwei Flugzeuge näherten. Das Geräusch der Motoren hatten wir schon gehört. Sie flogen ziemlich hoch, warfen aber keine Bomben. Da keine Flak schoß, beruhigten wir uns wieder. Aber was hatten sie gewollt? Sie waren von der Seeseite auf die Stadt zugeflogen. Es hatte sich wahrscheinlich um Aufklärer gehandelt. Das bedeutete aber, daß man uns gesehen hatte, denn der Strom von Soldaten und Material mußte sich deutlich abgezeichnet haben.

Die Munition und unsere Werfer wurden auf dem Hof in Holzschuppen untergebracht. Hinter den Schuppen lag eine große Zigarettenfabrik, in der wir die Frauen arbeiten sahen. Viele Maschinen schien es dort nicht zu geben, denn alle Frauen drehten die Zigaretten mit flinken Händen. Unser Winken wurde nicht beachtet.

Die vierte Kompanie erhielt das obere Stockwerk, das direkt unter dem Dach lag. Dort ließen wir uns gleich häuslich nieder. Es dauerte nicht lange, und schon hatte ich meine grünen Pantoffeln an den Füßen. Auch von hier oben konnten wir die Frauen beobachten, die mit unglaublicher Fertigkeit die Zigaretten drehten.

Es wurde schnell dunkel, und wir richteten uns auf eine ruhige Nacht ein. Daraus sollte allerdings nichts werden. Plötzlich näherte sich Motorengeräusch. Wenige Augenblicke später standen die schönsten »Tannenbäume« um unser Quartier. Schon wurde in allen Stockwerken »Fliegeralarm! Alles raus!« gerufen. Ich schaffte gerade noch, den Uniformrock und die Schuhe anzuziehen, als die ersten Bomben fielen. Es waren Brandbomben, die umgehend das ausgetrocknete Gebälk in Brand setzten. Wie wir den Erschütterungen des Hauses entnehmen konnten, fielen auch Sprengbomben. Ein infernalischer Lärm erfüllte den ganzen Bau. Da immer noch Bomben fielen, wollte unten keiner die Tür öffnen. Und wir konnten die gedrängt volle Treppe nicht benutzen. Dabei brannte das Dach bereits lichterloh. Auch die Zigarettenfabrik stand in hellen Flammen. Endlich gelang es, einige Stufen hinunterzukommen. Das Gedränge auf der Treppe war unbeschreiblich. Treppe und Geländer, beide aus Holz, knirschten unheilverkündend. Schließlich splitterte das Geländer. Wir fielen den unter uns stehenden auf die Köpfe. Im Fallen schoß mir nur ein Gedanke durch den Kopf: Du mußt auf die Füße fallen. Das gelang auch.

Langsam gab es Luft, wir konnten passieren und auf die Straße hinauskommen. Es sah nicht gut aus. Das Feuer begann, sich zu den unteren Stockwerken durchzufressen. Auch die Holzschuppen brannten lichterloh. Hier war ein Stück Maßarbeit geleistet worden. Dem angerichteten Schaden nach müssen es Bomben kleinerer Kaliber gewesen sein.

Von Flakbeschuß hatten wir während des ganzen Angriffs nichts gespürt. Als wir aus unserem Quartier herausgekommen waren, hörten wir den Zugführer immer wieder rufen: »Granatwerfer hier sammeln! Granatwerfer hier sammeln!« Es hatte sich etwas über die Hälfte des Zuges zusammengefunden, als der Zugführer rief: »Leute, wir müssen unsere Werfer bergen!« Also hinein in die brennenden Schuppen. Es glückte uns, alle sechs Werfer zu retten. Auch die anderen Einheiten sammelten sich allmählich und formierten sich zum Abzug. Noch in der gleichen Nacht wurden dem Batallion neue Quartiere zugewiesen. Sie befanden sich in einer leeren Fabrikhalle. Verständlich, daß die Bevölkerung nicht mit freundlichen Augen auf uns sah.

Am nächsten Morgen, beim Appell, wurde dem Granatwerferzug die Anerkennung des Obersten für die Bergung aller sechs Werfer ausgesprochen.

Überraschend schnell wurden wir wieder neu eingekleidet. Das Tropenzeug wurde abgegeben. Wir erhielten feldgraue Uniformen und eine neue Ausrüstung. Dann hieß es, von Saloniki Abschied zu nehmen.

## Im Einsatz gegen Partisanen

Vor uns lag ein Fußmarsch von etwa 40 Kilometern. Unser Ziel war die nördlich von Saloniki gelegene Stadt Langadias (Langadhás). Vor der Stadt wurde angehalten und der Granatwerferzug aufgeteilt. Vier Werfer wurden den Infanteriekompanien zugeteilt. Gleiches geschah mit der Aufklärung, den Pionieren und der Pak. Die Werfer I und II blieben mit zwei Zügen Infanterie, einigen Pionieren, Aufklärung, Feldküche und dem Batallionsstab in Langadias. Die anderen Einheiten wurden mit dem LKW zu ihren neuen Stützpunkten außerhalb der Stadt transportiert. Über eine Stahlbrücke mit fünf Bogen ging es in das unmittelbar dahinter liegende Quartier. Unsere Aufgabe war, die Brücke zu bewachen und die Stadt gegen etwaige Partisanenangriffe abzuschirmen. Daß es davon nicht wenige gab, sollten wir bald zu spüren bekommen. Von Langadias aus wurden die auf viele Stützpunkte verteilten Mannschaften des Batallions mit Nachschub versorgt. Nun bekam ich die Folgen des MG-Scharfschießens auf Lemnos zu spüren. Bei der Einteilung der Begleitkommandos hieß es nun fast regelmäßig: »MG-Schütze Nielsen, Munitionsschütze Seliger«. So wurden wir viele Tage als Begleitkommando eingesetzt und kamen weit umher. Verschiedentlich ist auf uns geschossen worden, aber wir sind immer gut davongekommen. Nach vielen Einsätzen als Begleitkommando sagte der Unteroffizier mir unter vier Augen: »Nielsen, es ist keine Schikane, wenn ich Sie so oft einsetze. Aber ich weiß, daß ich mich auf Sie verlassen kann.« Ich habe ihm geantwortet, daß ich mich keineswegs schikaniert fühle.

Wohl bedeuteten die Einsätze als Begleitkommando eine Belastung. Auf der anderen Seite hatten wir aber, kamen wir von der Fahrt zurück, keinen Dienst mehr zu machen, auch wenn der allgemeine Dienst noch nicht beendet war. Als es einmal einige ruhige Tage gab, wurde mir ein verschmutztes MG gebracht, das ich reinigen und wieder gebrauchsfähig machen sollte. Es hatte anscheinend längere Zeit auf der Erde gelegen. »Das können Sie sich morgen einmal vornehmen. Der Waffenunteroffizier weiß Bescheid, er wird Ihnen das Reinigungsmaterial aushändigen. Ich wünsche nicht, Sie vor Freitagmorgen wieder zu sehen.« Das war am Montagabend. So hatte ich, wenn nichts Unvorhergesehenes dazwischen kam, drei geruhige Tage vor mir. Unter schönen, schattigen Ahornbäumen hinter unserer Baracke stellte ich eine Bank und einen Tisch auf und genoß die Ruhe einiger sonniger Tage. Pünktlich am Freitagmorgen lieferte ich das MG ab. Es wurde für in Ordnung befunden.

Bei Einsätzen gegen größere Partisanengruppen kam es vor, daß außer der Infanterie auch beide Werfer eingesetzt wurden. Auf LKW fuhren wir in die



Nähe des Einsatzortes. Wurden beide Werfer eingesetzt, gab es keine Probleme. Kam nur der eine Werfer zum Einsatz, wurde ich in der Regel, auch wenn es sich um den Werfer II handelte, als Richtschütze abkommandiert. Eines Tages galt es, einen Sonderauftrag auszuführen. Im Sturmabschnitt zur

bulgarischen Grenze hatte der dort stationierte Hauptmann eines Nachts die Posten kontrolliert und war nicht in sein Quartier zurückgekehrt. Keiner hatte einen Schuß oder einen Schrei gehört. Alles Suchen blieb vergebens. Eine Gruppe Infanterie, Fahrer und Beifahrer sowie ein MG-Schütze und ein Munitionsschütze sollten den Nachfolger, ebenfalls ein Hauptmann, in Saloniki abholen und zu seinem Gefechtsstand bringen. Kurz nach Mittag fuhren wir mit einem LKW in Richtung Saloniki, wo wir uns in der Kaserne am »Weißen Turm« melden sollten. Die Rückfahrt war für den nächsten Tag vorgesehen, da in der Dunkelheit nicht gefahren werden durfte. Die Lage der Kaserne war uns bekannt, da wir vor der Überfahrt nach Lemnos dort kampiert hatten. Es war aber noch kein Hauptmann angekommen. Zwei volle Tage warteten wir vergebens, bis er endlich eintraf. Er erschien aber so spät, daß wir noch einen vollen Tag warten mußten, bis wir die Rückfahrt antreten konnten. Nun hatten wir noch Zeit für uns und beschlossen, dem jüdischen Friedhof, der oberhalb der Kaserne lag, einen Besuch abzustatten. Wir hatten gehört, daß er total zerstört worden war. Er bot dann auch einen trostlosen Anblick. Keine einzige der großen Sandsteingrabplatten war unbeschädigt. Alle Gräber waren gesprengt. Aus den Trümmern sah man hier und dort Skeletteile herausragen. Ja, am deutschen Wesen sollte die Welt einmal genesen! Nach dem Krieg hat ein Kollege von der Flensburger Schiffsbaugesellschaft mir einmal erzählt, daß sie mit den Schädeln Fußball gespielt hätten. Er hatte einer regulären und nicht einer Bewährungseinheit angehört.

Vor der Abfahrt gab es eine neue Überraschung. Es sollten noch einige Kisten in einem weit abseits gelegenen Stützpunkt abgeliefert werden. Das bedeutete einen großen Umweg. Der Fahrer protestierte vergeblich gegen diesen großen Umweg, der uns eine rechtzeitige Ankunft unmöglich machte. Aber Befehl ist Befehl. Mit erhöhtem Tempo ging es bis kurz vor Langadias, wo wir in eine elende Landstraße einbogen. Das Tempo mußte wegen der unzähligen Schlaglöcher gedrosselt werden, was einen weiteren Zeitverlust bedeutete. Der Nachschub wurde im Stützpunkt abgeliefert. Wir konnten uns die Beine etwas vertreten. Bis die Fahrt endlich fortgesetzt werden konnte, hatten wir viel Zeit verloren. Die Sonne stand schon tief, als wir begannen, über lange Serpentinafen das Hochplateau zu erklimmen. Schnell brach die Dunkelheit herein. Der Fahrer mußte, obwohl es verboten war, die Scheinwerfer einschalten. Um eine Biegung fahrend hörten wir Geräusche und sahen einige Schatten, die sich uns näherten. Das MG wurde durchgeladen. Der Gruppenführer forderte die Parole. Es war ein Spähtrupp, der uns entgegengeschickt worden war. Eine Viertelstunde später erreichten wir unser Ziel. Alle konnten erleichtert aufatmen. Uns wurde Quartier zugewiesen sowie reichlich Verpflegung. Auch der Hauptmann schien froh zu sein, sein Ziel erreicht zu haben. Er

bedankte sich bei uns für die gute Betreuung und spendierte eine Flasche Weinbrand.

Am nächsten Morgen konnten wir vom Hochplateau aus einen Blick in die von der Sonne beschienene bulgarische Tiefebene werfen. Langadias erreichten wir in guter Zeit vor Einbruch der Dunkelheit. Man war schon etwas unruhig über unser langes Ausbleiben geworden.

Bei einem Partisaneneinsatz mußten wir in einem Dorf übernachten. Ein gefangener Partisan wurde gefesselt und unter das Bett des den Einsatz leitenden Offiziers geschoben. Die ganze Nacht sicherten Posten das Dorf. Zur allgemeinen Verblüffung lag am anderen Morgen kein gebundener Partisan unter dem Bett des Offiziers. Die Wachen wurden verhört. Keiner hatte etwas gehört oder gesehen. Das Rätsel, wie man einen gebundenen Partisan unbemerkt unter dem Bett hervorziehen und aus der Stube bringen konnte, ist nicht geklärt worden.

Es tauchten Gerüchte auf, die wissen wollten, daß wir uns ganz aus Griechenland zurückziehen würden. Die Verpflegung besserte sich zusehends. Es gab ein gutes Stück Fleisch im Essen. Wir sollten wohl auf einen ordentlichen Futterstand gebracht werden. Kurze Zeit später erschien aus südlicher Richtung ein großer Munitionstransport. Die Fahrer und Beifahrer blieben, das Begleitkommando fuhr zur Einheit zurück. Der Transport sollte nach Kilkis, knapp 50 km nördlich von Saloniki. Es wurde ein größeres Begleitkommando zusammengestellt, dem ich als MG-Schütze zugeteilt wurde. In einem größeren Dorf machten wir auf dem Dorfplatz halt, um zu rasten. Kaum hatten wir die Fahrt wieder aufgenommen, als ein Feuerüberfall einsetzte. Die Partisanen lagen in gut getarnten Stellungen so dicht an der Straße, daß ihr Mündungsfeuer deutlich zu sehen war. In erhöhter Fahrt ging es weiter. Und ohne weitere Zwischenfälle erreichten wir Kilkis. Es war spät geworden. Deswegen blieben wir dort die Nacht über. Auf einem Umweg ging es am nächsten Tag zurück nach Langadias. Schon zwei Tage später kam ein neuer Transport an. Er war stärker gesichert. Und dieses Mal fuhr die gesamte Werfermannschaft mit. Im gleichen Ort, in dem wir zwei Tage vorher von Partisanen angegriffen worden waren, fuhr die Wagenkolonne auf dem Dorfplatz auf. Der Werfer wurde hinter einem niedrigen Haus in Stellung gebracht. Die Infanterie stellte zwei Maschinengewehre auf. Und wieder, diesmal aber bereits während der Rast, erfolgte ein Feuerüberfall von außerhalb des Dorfes, und zwar aus mehreren Richtungen. Er dauerte etwa eine halbe Stunde. Unser Werfer hatte auf gut Glück, da ein Ziel nicht zu erkennen war, einige Schuß abgegeben. Nachdem wieder Ruhe eingekehrt war, wurde der Befehl zum Durchsuchen der Häuser gegeben. Alle Männer sollten festgenommen werden. Ich ging etwas abseits und stellte mich hinter meinen Werfer. Ich gehörte ja nicht zur Infanterie. Aus dem nächstlie-



genden Haus wurde ein Mann herausgeholt. Seine Frau und vier Kinder folgten ihm weinend und schreiend. Sie wurden zurückgejagt, aber erfolglos. Vergeblich zeigte der Mann dem Offizier eine Bescheinigung, aus der hervorzugehen schien, daß er für die Wehrmacht gearbeitet hatte. Er wurde überhaupt nicht angehört. Der Offizier zeigte mit dem Daumen nach unten. Ein Schütze sprang vor und schoß dem Mann auf wenige Meter Entfernung direkt ins Herz. Er war sofort tot, und die Frau und die Kinder warfen sich weinend über ihn. Es war ganz eindeutig, daß er an dem Feuerüberfall nicht beteiligt gewesen war! Ohne Verhandlung oder Vernehmung war er rücksichtslos erschossen worden. Ich stand hinter meinem Werfer und war Zeuge dieser Erschießung. Plötzlich erhielt ich den Befehl, ein etwas abseits stehendes Haus zu durchsuchen. Ich machte mich auf den etwa 100 Meter langen Weg. Das Haus war unverschlossen. Ich ging durch eine Stube, bis ich gebannt stehenblieb. Neben der Tür hingen die Schultaschen von drei Kindern. Sie waren aus grobem Stoff und mit bunten Wollfäden bestickt. Den Büchern nach schienen es kleine Kinder zu sein. Mir stieg es heiß in die Augen. Was machte ich hier in einem fremden Haus? Hier lebte eine für mich fremde Familie. Was berechtigte mich, in ihr Heim einzudringen? Was würde ich empfinden, wenn fremde Menschen in mein Haus eindringen würden? Ich sah mich um. Das Haus war einfach eingerichtet, aber ordentlich und sauber. Als ich Schritte hörte, öffnete ich die Tür. Es war ein Infanterist, der ebenfalls den Befehl zur Durchsuchung des Hauses erhalten hatte. »Hier ist niemand. Ich habe alle Räume gründlich durchsucht.« »Na, dann können wir ja wieder gehen.« Unterwegs fluchte er vor sich hin: »Wir sind doch keine Banditen.« Als wir uns dem Dorfplatz näherten, wurden von der anderen Seite vier Männer unter schwerer Bewachung gebracht. Waren es Partisanen – oder waren es keine? Auf jeden Fall waren sie aus ihren Häusern geholt worden. Sie wurden aufgefordert, sich mit dem Gesicht auf die Erde zu legen. Der Offizier stellte sich hinter sie und erschoss sie mit seiner Pistole: Genickschuß. Drei waren sofort tot. Der vierte lebte noch und versuchte verzweifelt, sich auf die Ellenbogen stützend zu erheben. Immer wieder fiel er in den Schmutz zurück. Sein Unterkiefer war völlig zerschossen. Ein Infanterist lud sein Gewehr durch, um ihm den Gnadenschuß zu geben. Er wurde aber vom Offizier zurückgejagt. Es dauerte über eine Stunde, bis der Mann tot war. Die Partisanen hatten sich anscheinend zurückgezogen, denn der Befehl zur Weiterfahrt wurde gegeben.

Wir hatten erwartet, die Nacht über in Kilkis bleiben zu können. Aber weit gefehlt. Als wir den Transport abgegeben hatten, erfolgte der Befehl zur sofortigen Rückfahrt. Die Dunkelheit kam schnell, und wir fühlten uns in unserer Haut nicht wohl. Die Fahrer müssen gut Bescheid gewußt haben, denn um das Dorf, in dem am Nachmittag so schreckliche Dinge passiert waren,

fuhren sie in einem großen Bogen herum. Ohne weitere Zwischenfälle erreichten wir Langadias.

Nördlich von Langadias müssen sich größere Mengen Partisanen angesammelt haben, denn es wurden verhältnismäßig viele von MGs und Granatwerfern unterstützte Truppen aufgeboten. In dem von der Aufklärung ausgemachten Gebiet wurden sie gestellt. Unser Werfer wurde einer Infanterieabteilung zugeteilt, die von einem jungen Leutnant geführt wurde, der andauernd Stellungwechsel anordnete. Unser Zugführer schäumte vor Wut, wir liefen nämlich Gefahr, beim ständig neuen Einschießen unsere Munition zu verpulvern. So rückten wir immer 100 Meter vor, was nicht notwendig war, denn mit den Zusatzladungen konnten wir bis zu 2 500 Meter schießen. Beim letzten Stellungwechsel wurde der Werfer dicht bei einem kleinen, strohgedeckten Haus aufgebaut. Der Oberfeldwebel der Aufklärung versuchte, das Dach in Brand zu stecken, was ihm aber nicht gelang, da es zu feucht war. Als er in meine Nähe kam und noch einmal versuchte, das Dach anzuzünden, erlaubte ich mir die Bemerkung: »Das würde ich nicht tun, Herr Oberfeldwebel, es könnten Kinder im Hause sein.« »Halt die Schnauze!« war seine Antwort. Als er sich mir zuwandte, merkte ich, daß er angetrunken war. Nach einem letzten vergeblichen Versuch ging er seiner Wege. Unbemerkt konnte ich einige glimmende Funkennester ausdrücken. Die Nacht verbrachten wir in höchster Alarmbereitschaft unter freiem Himmel. Am folgenden Tag war weit und breit von den Partisanen nichts zu sehen und zu hören. Wir fuhren nach Langadias zurück.

Daß wir uns aus Griechenland zurückziehen würden, schien klar zu sein. Wir holten in Saloniki zwei Fuder Hafer. Was sollten wir mit Hafer? Noch einmal ging es als Begleitkommando zu einem entfernten Stützpunkt, von dem wir erst am folgenden Tag zurückkehrten. Welch eine Veränderung in Langadias von einem Tag auf den anderen! Eine Menge Griechen hatten sich mit Fahrzeugen, Pferden, Ochsen, Eseln und Wasserbüffeln eingefunden. Wagen und Tiere waren »Zum Zweck der Beweglichmachung der Truppe« requiriert worden. Auf einem Stück Papier wurde die Ablieferung bescheinigt und gestempelt. Hinter dem hohen Stacheldrahtverhau standen viele Griechen, Männer und Frauen, mit Tränen in den Augen. Für ihre Tiere und Wagen hatten sie ein Stück Papier erhalten. Viele schienen überhaupt nicht zu begreifen, was hier geschah. Auch mir war einiges unverständlich. Auf dem Platz vor unserer Baracke lag ein großer Haufen Bekleidungsstücke. Ich erfuhr, daß die gesamte Mannschaft neue Hemden, Unterzeug und Socken erhalten hatte. Ich wollte natürlich auch mein altes Zeug umtauschen. Ich versuchte dem Zahlmeister zu erklären, daß ich erst vor wenigen Minuten von einem Begleitkommando zurückgekommen war und daher keine Gelegenheit gehabt hatte, meine Wäsche zu tauschen. Es

war jedoch vergebens. Die Sachen seien gezählt und protokolliert – und damit fertig. Einige Griechen versuchten über den Zaun zu steigen, um sich einiges von dem Zeug zu organisieren. Sie wurden durch in die Luft gefeuerte Schüsse mit der Maschinenpistole zurückgetrieben. Ein Kanister Benzin wurde ausgegossen, der Haufen angezündet und die ganze Herrlichkeit brannte. Was wollte ich auch mit reiner Wäsche? Hauptsache war doch, daß die Protokolle unterschrieben und gestempelt waren.

Im Laufe des Tages trafen immer mehr Wagen und Tiere ein. Am folgenden Tag begann das Packen. Außer dem Gepäck der Mannschaften wurden Heuballen für die Tiere verladen. Wie lange würden die zwei Fuder Hafer für die Pferde wohl reichen? Eine Kompagnie Italiener kam, die sich uns anschließen sollte. Sie hatten ihre Fahrzeuge »getarnt«, als ob sie einen Wochenendausflug unternehmen wollten. Für einen riesigen Kerl hatten wir schnell den Spitznamen »Balbo« gefunden. In ihrem Temperament unterschieden sie sich deutlich von uns. Das schnatterte und gestikulierte umher wie ein Haufen Marktweiber.

Es kam die letzte Nacht in Langardias. Alle, die mit Tieren umgehen konnten, wie Landarbeiter und Kutscher, hatten ihre Wagen schon früh gespannt. Auf ein Trompetensignal setzte sich das Batallion in Bewegung. Unser langer Marsch begann. Wo würde er wohl enden? Was wird uns bevorstehen? Über die Lage an den verschiedenen Fronten waren wir nicht unterrichtet.

# Rückzugsgefechte

## Von Griechenland nach Jugoslawien

Am Morgen war das Wetter prachtvoll. Im Laufe des Tages zog starke Bewölkung auf. Es blieb aber trocken. Bis gegen Abend marschierte das Batallion in geschlossener Formation, bis die vierte Kompanie in einem Dorf in Quartier ging. Zwei Kompanien kampierten auf freiem Feld, während eine zusammen mit den Italienern weiterzog. Während meiner Nachtwache kam ein leichter Wind auf. Ich hörte aus nördlicher Richtung MG- und Schützenfeuer. Zuerst glaubte ich, daß ich mich getäuscht hatte. Aber ein Irrtum war ausgeschlossen. Ich weckte den Zugführer und meldete lebhaftes MG- und Schützenfeuer aus nördlicher Richtung. »Ach was, Nielsen, lassen Sie mich schlafen.« Was sollte ich tun? Ich hatte meine Beobachtung gemeldet und damit meine Pflicht getan. Ich ließ ihn schlafen und hielt meine Wache mit erhöhter Aufmerksamkeit. Der Morgennebel hatte sich noch nicht gelichtet, als wir alarmiert wurden. Aus westlicher Richtung sollte sich angeblich eine größere Anzahl Partisanen nähern. Unser Werfer wurde zusammen mit einem kleinen Pakgeschütz hinter dem Kamm eines Hügels in Stellung gebracht. Auf ein gemeinsames Kommando gaben wir je einen Schuß auf den völlig überraschten Trupp Partisanen ab. Es entstand ein Durcheinander unter ihnen, und sie zogen sich schnell zurück. Der Marsch wurde fortgesetzt – und dann sahen wir die nächtliche Bescherung. Sechs Pferde lagen erschossen auf dem Boden. Einige tote Partisanen lagen dort ebenfalls. Die Verwundeten hatten sie wohl mitgenommen. Die eigenen Verluste waren gering und beschränkten sich auf einige Verletzte. Schlimm war dagegen, daß nun drei Fahrzeuge ausfielen. Das Gepäck wurde auf die übrigen Wagen verteilt, und die drei ausgefallenen Wagen wurden zusammengeschoben und verbrannt. Das war ein böser Anfang. Von unseren Kameraden hörten wir, daß die Italiener völlig die Nerven verloren hatten. Sie, allen voran der Riese »Balbo«, hatten »Mama mia!« geschrien. Unsere Leute hatten ihnen immer wieder zugerufen: »Schießt doch, ihr Hunde!«

Es dauerte lange, bis der Marsch fortgesetzt werden konnte. Es ging ohne Zwischenfälle weiter. Die Italiener stießen unterwegs auf eine ihrer eigenen Einheiten und schlossen sich ihr an. Nach einem weiteren Tagesmarsch verloren wir sie aus den Augen.

Jeden Tag mußte eine bestimmte Marschleistung erbracht werden. Die Lagerplätze waren auf den Karten der Offiziere eingezeichnet. Dann und wann wurde ein Ruhetag eingelegt, damit die Zugtiere sich erholen konnten. Das bis dahin ebene Land begann hügelig zu werden, und eines Tages bemerkten wir

am Horizont eine Veränderung. Waren es bizarre Wolkenformen, oder waren es Berge? Der Zugführer belehrte uns. Es waren Berge. Ja, über die können wir doch nicht hinüber. Dazu bemerkte er nur, daß wir noch viel mehr könnten und müßten. Das waren schöne Aussichten. Je näher wir kamen, desto höher erschienen uns die Berge. Waren die langen Märsche schon ermüdend gewesen, so begannen mit dem Erreichen der Berge die eigentlichen Strapazen. Das Futter für die Tiere ging auf die Neige. Wohl glückte es noch, dann und wann etwas zu beschaffen. Aber die Verpflegungsdepots wurden auch immer leerer. Zuletzt brachten weder die Pferde noch die Wasserbüffel die Fahrzeuge den Berg hinauf. Aber es gab ja noch die Menschen. Nun hieß es immer wieder: »Schiebekommando nach vorn!« So schoben und schlepten Tiere und Menschen die Fahrzeuge Stück für Stück den Berg hinauf. Immer wieder mußten wir zurück, um den nächsten Wagen zu holen. Wenn die Tiere wirklich nicht mehr konnten, wurde Halt gemacht. Unsere Zelte schlugen wir schon lange nicht mehr auf. Jeder haute sich hin, wo er stand. Das kräftige Essen, das wir die letzte Zeit in Langardias erhalten hatten, gehörte längst der Vergangenheit an. Aber wir hungerten doch nicht so wie unsere Tiere. Die kleinen griechischen Pferde konnten kaum noch auf den Beinen stehen, geschweige denn Wagen ziehen. Ein Tier nach dem anderen fiel einfach um und konnte sich nicht mehr erheben. Das Ende war ein Schuß. Das armselige Gerippe endete in der Gulaschkanone. Auch die Ochsen waren am Ende. Durch die langen Märsche über rauhe und steinige Straßen waren ihre Hufe zerschissen und bluteten ununterbrochen. Zuletzt gaben die großen Wasserbüffel auf. Es waren unglaublich starke Tiere. Wenn vier Pferde den Wagen nicht auf den Berg ziehen konnten, der Wasserbüffel schaffte es. Als wir wieder einen Berg erklommen hatten, lagerten sich die letzten Büffel in einer Mulde und waren nicht zu bewegen, wieder aufzustehen. Es waren Tiere der Tiefebene, die in den Bergen nicht leben konnten. Sie wurden geschlachtet und wanderten in die Gulaschkanonen. Ein Fahrzeug nach dem anderen mußte zurückgelassen werden. Das Gepäck wurde, soweit es entbehrlich erschien, verbrannt. Von einem Umladen auf andere Wagen konnte nicht mehr die Rede sein. Eines Tages kam der Befehl, die überzähligen Gasmasken zu verbrennen. Ein ganzes Fahrzeug war mit diesen Dingen beladen. Wir hatten uns schon oft darüber geärgert, daß wir die Gasmasken mitschleppen mußten, während anderes Material verbrannt wurde. Der Befehl muß falsch verstanden oder weitergegeben worden sein, denn als er uns erreichte, hieß es: »Alle Gasmasken verbrennen.« Keinen Befehl haben wir schneller ausgeführt als diesen. Es gab allerdings einen Höllenlärm, als entdeckt wurde, daß wir auch unsere Gasmasken verbrannt hatten. Das Gebrüll half nichts. Wir hatten einen Befehl ausgeführt, den wir nicht gegeben hatten.

Die sonnigen Tage waren vorbei. Langsam setzte der Herbstregen ein. Es wurde spürbar kälter. Mehr als einmal wurden wir bis auf die Haut durchnäßt. Oft hatten wir keinen trockenen Faden am Leibe. Naß legten wir uns schlafen, naß standen wir wieder auf. Die Mäntel wurden ausgepackt. Ich freute mich auf meinen langen Fahrermantel, den ich mir bei der Neueinkleidung in Saloniki beschafft hatte. Er hatte keinen Liebhaber gefunden, da er groß und schwer war. Wenn keiner ihn haben will, hatte ich mir gedacht, dann nimmst du ihn, denn Herbst und Winter nähern sich. Der Mantel hat mir gute Dienste geleistet. Er hatte eine Kapuze, die mir auch nachts Schutz bot. Ein Dach über dem Kopf fanden wir nur selten. Lagen an einem Rastplatz einige Häuser oder Hütten, wurden sie von Offizieren in Anspruch genommen. Wir suchten etwas Schutz hinter einem Wall oder einem Knick, wie es sich eben fand. An einigen Tagen fiel bereits Schnee. Eines Abends schlug ich mir mit dem Seitengewehr einige Bündel Eichenkratt ab, breitete sie auf dem Boden aus und legte ein Zeltbahn darüber. Ich wickelte mich in meinen Mantel, stülpte die Kapuze über den Kopf und bin dann schnell eingeschlafen. Am Morgen wurde ich geweckt, weil jemand hinter meinem Kopf ständig an den Zweigen riß, auf denen ich lag. »Was ist denn los?« rief ich. Keine Antwort. Der Störenfried war einer unserer Maulesel, der die grünen Zweige unter meinem Kopf hervorzog und fraß.

Wieder türmten hohe Berge sich vor uns auf. Es war der Jablukapaß, den wir zu besetzen hatten. Er befand sich in der Hand der Partisanen. Mühselig kletterten wir die Serpentina hoch. Für uns Granatwerfer gab es in diesem Gelände nichts zu tun. Wir folgten der Infanterie, die einen Tag brauchte, um die Paßhöhe zu besetzen. Oben auf der Höhe bezogen wir in einer langgestreckten, flachen Mulde Stellung. Vor der Mulde lief eine steil abfallende Schlucht, auf deren anderen Seite die Partisanen in Stellung gegangen waren. Von keiner Seite wurde geschossen. Die Entfernung war recht groß und das Gelände unübersichtlich, und wir mußten mit der Munition sparen. Unsere Zelte hatten wir auf einer leicht abfallenden Fläche in der Mulde aufgebaut. An drei Seiten wurde ein kleiner Graben gezogen, damit das Regenwasser abfließen konnte. Jetzt zeigte es sich, daß ich richtig gehandelt hatte, als ich vor dem Aufstieg zur Höhe unten im Tal aus einem feuchten Stück mit großen Büschen zwei Stangen herausgeschlagen hatte. Einige Tage zuvor hatten einige Kameraden, um die Karren zu erleichtern, auch die Zeltstangen weggeworfen. Ich hatte es zu spät bemerkt. Jetzt konnten wir uns mit meinen Reservestangen behelfen. Und es war gut, daß wir unser Zelt aufschlagen konnten, denn es setzten heftige Regenfälle ein, und es wurde bitterkalt. In unserem für vier Mann berechneten Zelt hatten wir genügend Platz, da einer immer vier Stunden Wache hatte. Der Beobachtungsposten lag oben am Rande der Mulde, in der unser Werfer stand, in einem Loch, von wo aus wir die Partisanenstellung

einsehen konnten. Nach rechts waren wir durch einen stark abfallenden Hang mit undurchdringlichem Dornengestrüpp gesichert. Nach links zog sich die Hauptkampflinie hin. Vier Stunden lagen wir in unserem Loch, rechts das Gewehr, links das Feldtelefon. Unbehaglich wurde es abends, wenn der Nebel die Mulde füllte, und alles eine Waschküche war. Das Auge glaubte dauernd, Schatten zu sehen, und das Ohr, Geräusche zu hören. Auf diese Weise konnten es lange vier Stunden Wache werden. An einem Morgen, der Nebel hatte sich noch nicht ganz gelichtet, glaubten wir ein leises Gebimmel zu hören. Das Geräusch kam langsam näher, und dann sahen wir eine weiß und braun gefleckte Ziege den Hang heraufkommen. An einem Band trug sie eine kleine Glocke um den Hals. Unser Gruppenführer, der ja Schlachtermeister war, leitete das Einfangen der Ziege. Fast tat es uns leid um das Tier. Aber es wurde fachgerecht geschlachtet und einige hundert Meter hinter unserer Stellung in einem kleinen Holzschuppen zubereitet. Am Abend gab es für die Werfermannschaft ein Kochgeschirr voll Ziegengulasch. Das war für uns ein Festessen, denn Schmalhans war sonst Küchenmeister.

Durch die starken Regenfälle der letzten Zeit waren die Flüsse in den Tälern über die Ufer getreten und hatten mehrere Brücken zerstört. So jedenfalls wurde uns gesagt. Die Essenholer brachten an mehreren Tagen nicht mehr als eine halbe Portion nach oben. Über drei und eine halbe Stunde brauchten sie für den Weg zur Feldküche und zurück. Auf meiner ersten Tour als Essenholer glückte es mir, beide Rocktaschen mit großen, vollreifen Hagebutten zu füllen. Was ich doch mit diesen Dingen wollte? Natürlich wollte ich die Schalen essen, da sie reichlich Vitamin C enthielten. Eines Tages fiel uns neben der Werferstellung etwas ringförmig aus der Erde ragendes Stroh auf. Was mochte das wohl bedeuten? Vorsichtig wurde die Erde entfernt, ebenso die Strohschicht – und da fanden wir in einer mit Steinen ausgelegten Höhlung große, gute Kartoffeln. Die Beute wurde unter der Werfermannschaft aufgeteilt, wobei auch der Gruppenführer seinen Anteil erhielt. Ich teilte meine Ration ein und kochte täglich eine Kartoffel in meiner Wassersuppe.

Das Wetter verschlechterte sich immer mehr. Und dann fiel der erste Schnee. Weihnachten näherte sich. Da kam das Gerücht auf, daß wir die Stellung räumen sollten. Warum auch nicht? Wir hatten doch schon so manche Stellung geräumt. Auf eine mehr oder weniger kam es nicht mehr an. Das Gerücht schien zu stimmen, denn eines Tages wurde ein größeres Kommando zusammengestellt, daß sich auf den Weg in ein unbekanntes Gelände machte. Alle Waffen mußten schußbereit getragen werden. Nach einem längeren Marsch sahen wir ein Dorf vor uns liegen, das umstellt wurde. Dann wurde damit begonnen, alles Vieh zusammenzutreiben. Einer Frau gelang es, den größten Teil ihrer Herde in eine dornige Schlucht zu treiben und so in Sicherheit

zu bringen. Ob gezielt oder nicht, ein Schütze schoß der Frau in den Arm. Sie ließ sich nicht erschüttern sondern trieb ihr Vieh immer tiefer in die Schlucht hinein. Wir hatten keine Zeit, es zu holen, denn wir mußten den Rückzug antreten. Das »requirierte« Vieh wurde zu einem Sammelplatz getrieben, und wir durften uns in unsere Stellungen zurückziehen. Der Verlust so vieler Tiere wird für die Bevölkerung ein harter Schlag gewesen sein.

Am 23. Dezember feierten wir Weihnachten, denn am folgenden Tag sollte die Stellung geräumt werden. Es wurden einige Kerzen verteilt, und jeder Soldat erhielt einige aus grauem und grobem Mehl hergestellte runde Kuchen. Aus dem Niemandsland holten wir eine kleine Kiefer, die wir schon einige Zeit vorher als unseren Weihnachtsbaum ausersehen hatten. Unsere Kerzen teilten wir in zwei Stücke und banden sie mit etwas rostigem Draht an den Baum. Es war an dem Tag kalt aber windstill. Unsere Lichter brannten ruhig. Nicht so ruhig waren unsere Gedanken. Sie gingen in die Heimat zu Frau und Kindern. Lebten sie noch? Oder waren sie schon vor langer Zeit in den Bombennächten umgekommen? Schon die letzte Zeit auf Lemnos hatten wir keine Nachricht mehr von zu Hause bekommen. Und wir hatten auch keine Post absenden können. Von den Vorgängen an den Fronten wußten wir so gut wie nichts. Wir lebten wie auf einem anderen Stern. Bis die letzten Kerzen ausgebrannt waren, saßen wir um den Baum. Gesprochen wurde nicht viel. Dann wickelten wir uns in unsere Mäntel und versuchten zu schlafen.

Am Morgen des 24. Dezember 1944 packten wir die letzten Sachen. Um acht Uhr verließen wir die Stellung. Das Feldtelefon blieb stehen, was darauf hindeutete, daß andere Einheiten die Stellung übernehmen sollten. Jeder trug außer seinem üblichen Gepäck seinen Werferteil. Und die Munitionsschützen schlepten ihre Granatkästen. Es wurde ein mühseliger Abstieg. Aber nach etwa zwei Stunden hatten wir den Sammelplatz im Tal erreicht. Es zeigte sich, daß es gelungen war, einige Pferde aufzutreiben, sodaß die Fahrzeuge wieder bespannt werden konnten. An den Wagenseiten hingen Schweine- und Rinderhälften. Es war das Vieh, das wir einige Tage vorher gestohlen hatten. Erst nach Mittag war das Batallion vollzählig versammelt und aufgestellt. Der Marsch konnte fortgesetzt werden. Es wurde kälter. Der Schnee fiel in dichten Flocken. Die Straßen wurden spiegelglatt. Ohne Pause dauerte der Marsch bis abends sieben Uhr. Das Essen wurde ausgegeben. Es gab für jeden ein kleines Brot und eine Portion Brühreis. Nach kurzer Pause ging es weiter. Der Marsch dauerte bis 24 Uhr. Eine halbe Stunde Rast. Wir nutzten die Zeit, um einige dürre Grasbüschel und einige trockene Maishalme abzureißen und anzuzünden. So konnten wir uns die Hände etwas wärmen. Auch das war ein Weihnachtsgeschenk. Dann wurde die ganze Nacht hindurch ohne weitere Pause bis zum Morgenkaffe marschiert. Brot gab es nicht, das hatten wir ja schon am Vortage



erhalten. Weiter ging es in den 25. Dezember hinein. Nach der Verpflegungsausgabe ging der Marsch weiter, nur von einigen Essenspausen unterbrochen marschierten wir bis zum Morgen des 26. Dezembers. In einer größeren Ortschaft ging das Batallion ins Quartier. Es folgte ein Ruhetag, Menschen und Tiere hatten ihn bitter nötig. Neben der Tagesration erhielt jeder eine »Schachtel Sonderverpflegung für Frontkämpfer«. Außer etwas Schokolade enthielt die Schachtel einige Zigaretten und verschiedene Süßigkeiten. Ein Ruhetag im Quartier bedeutete, daß wir uns etwas waschen und rasieren konnten. Dann wurde geschlafen. Ein alter Großvater saß die ganze Nacht am Herd und legte Holz nach. Am nächsten Morgen beim Abschied gaben wir ihm einige Zigaretten. Seine Freude war groß.

Die Schmerzen in meinen Füßen nahmen von Tag zu Tag zu. Die Schuhsohlen waren durchgelaufen. Es bestand keine Aussicht auf Ersatz oder Reparatur. Nach dem Ruhetag ging es über die inzwischen vereisten Straßen weiter. So stolperten wir vorwärts, bis ein Offizier brüllte, ob wir eine Horde Landstreicher oder was wären. Hier würde in Kolonne und im Gleichschritt marschiert! Vergebens versuchte unser Zugführer ihm klarzumachen, daß bei diesen Straßenverhältnissen nicht im Gleichschritt marschiert werden könne. Vergebens. Befehl war Befehl. Wir stolperten weiter, so gut es ging. Von Gleichschritt konnte keine Rede sein. Bei der geringsten Steigung des Weges blieben die Wagen stehen. Das bekannte Kommando erscholl: »Schiebekommando nach vorn!« Vorbei war es mit dem Marsch in der Kolonne. Wir fragten uns, woher diese Nummer von Offizier wohl käme. Er schien wohl am besten die Schreibstube zu kennen. Er ließ sich schließlich nicht mehr sehen. Wieder wurde endlos marschiert. Zusammenstöße mit Partisanen waren die einzigen Unterbrechungen. So ging es bis zum 31. Dezember. Am Rastplatz lagen einige kleine Häuser und offene Schuppen. Die Offiziere besetzten natürlich die Häuser. Die Tiere kamen in die offenen Schuppen. Unsere Werfermannschaft wußte sich zu helfen. Etwa 100 Meter von uns entfernt stand ein Heudiemen. In unseren Zeltbahnen schleppten wir Heu heran und stopften damit die Zwischenräume eines Lattenzauns. Etwas Heu auf den Boden, die Zeltbahnen zusammengeknüpft und wir hatten einen Windschutz. Das Herrichten dieses Quartiers nahm seine Zeit in Anspruch, aber wir hofften auf eine ruhige Nacht. Daraus sollte allerdings nichts werden. Punkt 24 Uhr wurde das Batallion durch Trompetensignal geweckt. Essen wurde ausgegeben. Es gab eine Portion Gulasch ohne Kartoffeln. Wir wünschten uns gegenseitig ein gutes neues Jahr und hofften, den nächsten Sylvesterabend zu Hause verleben zu können. Dann hieß es »Fertigmachen zum Abmarsch!« Viel zu packen gab es nicht. Es wurde wieder marschiert, und zwar den ganzen 1. Januar. Spät am Abend passierten wir eine Ortschaft. Ich entsinne mich noch, die ersten Häuser gesehen zu haben.

Dann sah ich nichts mehr. Meine linke Hand hatte ich durch eine Schlaufe am Wagen gesteckt, und so hielt ich mich fest. Plötzlich schreckte ich auf, so wie man plötzlich aus dem Schlaf erwacht. Ich war noch ganz benommen und fragte einen neben mir gehenden Kameraden: »Wo ist denn die Ortschaft geblieben? Ich habe doch einige der ersten Häuser gesehen.« »Mann, da sind wir doch schon lange durch.« Schon durch? Dann mußte ich geschlafen haben. Ich hatte auch das Gefühl, nicht richtig wach zu sein. Wir näherten uns der Stadt Vlasenica, die ohne nennenswerten Widerstand besetzt wurde. Beim Marsch durch die Stadt sahen wir eine Menge verbrannter Häuser. Ein großes, aus behauenen Felsen errichtetes Gebäude, das völlig ausgebrannt war, schien das Rathaus zu sein. Auf der entgegengesetzten Seite des kleinen Platzes bezogen wir Granatwerfer in einem Haus, das in besseren Tagen wohl ein Restaurant gewesen war, Quartier. Viel Staat war mit diesem Haus nicht mehr zu machen. Die meisten Dielenbretter waren herausgerissen und verbrannt worden. Um etwas Wärme zu bekommen, vollendeten wir das Werk der Zerstörung. Wir hatten uns kaum eingerichtet, als es Alarm gab. In der Ferne wurde lebhaft geschossen. Wir zogen vor die Stadt und gingen in einer kleinen Mulde in Stellung. Das Schießen wurde auf breiter Front lebhafter. Etwas links von uns stand ein schweres MG, das seine kurzen Feuerstöße in kurzen Abständen hinausjagte. Um besseres Schußfeld zu haben, lag das MG etwas eingegraben auf einer kleinen Anhöhe. In einer Feuerpause kam einer der Schützen zu uns herüber und erzählte uns, daß wir keine Partisanen sondern uniformierte Tito-Truppen vor uns hätten. In Jugoslawien noch auf uniformierte Truppen zu stoßen, war für uns ganz neu und überraschend. Wir kamen nicht zur Ruhe. Die Angriffe erfolgten pausenlos. Mehrere Tage standen wir in der Stellung und konnten nur, wenn die Gegner zu dicht herankamen, dann und wann einen Schuß abgeben. Wir mußten mit unseren Werfergranaten sparsam umgehen. Bei der Infanterie schien dagegen kein Mangel an Munition zu herrschen. Es schneite stark. In der Nacht setzte klirrender Frost ein. Meine Füße begannen stärker zu schmerzen. Zweifellos hatte ich Frost in ihnen. Plötzlich wurden wir aus Granatwerfern beschossen. Es gab keine Verluste, aber die Schüsse lagen doch dicht bei unserer Stellung.

Am nächsten Tag stellte sich heraus, daß der Gegner in unsere Linien eingebrochen war und einen Werfer erobert hatte. Dem Bataillon gelang es dann mit einer Gruppe Infanterie, den Werfer zurückzuholen.

Nach zwei Tagen trat für eine kurze Zeit Ruhe ein. Wir konnten unser Quartier aufsuchen. Als ich einen Augenblick draußen war, hörte ich in der Ferne MG- und Schützenfeuer. Sollte der Tanz schon wieder beginnen? Aber kurz darauf war wieder Ruhe. Der Schmerz in meinen Füßen wurde immer stärker. Ich beschloß, sie zu waschen, denn diese Gelegenheit hatten wir nicht

oft. In einer alten Blechschüssel begann ich, Wasser zu erwärmen. Der Unteroffizier schien das gleiche Verlangen zu spüren. Zufällig sah er auf meine Füße und rief: »Mann, was haben Sie mit Ihren Füßen gemacht?« Ein bißchen Frost, meinte ich. »So, ein bißchen Frost?! Ihre Füße sind erfroren! Gleich Morgen früh ab ins Revier.« Ich muß ihn wohl ungläubig angesehen haben, denn er sagte: »Sie scheinen nicht erfaßt zu haben, was mit Ihren Füßen geschehen ist.« Ich verbrachte eine unruhige Nacht. Die Schmerzen nahmen zu. Da wir mit Alarm rechnen mußten, konnte ich die Stiefel nicht ausziehen. Am nächsten Morgen traf ich im Revier auf sieben oder acht Leidensgenossen, alle mit Erfrierungen. Es schienen die ersten schweren Erfrierungen zu sein, denn einige Offiziere diskutierten die Fälle eifrig. Außer meinen Füßen wurden auch die Schuhe untersucht. Sie schienen in nicht gerader guter Verfassung zu sein, waren jedoch nicht die Hauptursache meiner Erfrierungen. Nachdem ich meine Personalien und den Truppenteil gemeldet hatte, sah ich, wie außerdem geschrieben wurde: »Weitertransport ins Lazarett«. Ich sollte mich wieder ins Revier begeben und dort weiteren Bescheid abwarten. Die Nacht und der folgende Tag verliefen ruhig. Am Abend wurden meine Stulpenhandschuhe und meine Pistole abgeholt, die der neue Richtschütze übernehmen sollte. Am späten Abend wurden die Angriffe so heftig, daß der Spieß befahl, alles zum Abmarsch bereitzuhalten. Es wurden schon einige Wagen bespannt. Mit größter Mühe quälte ich meine Füße in die Schuhe. Es kam dann doch nicht zu dem befürchteten Durchbruch. Das Feuer flaute wieder ab.

# Im Verwundeten»transport« nach Sarajevo

Am nächsten Vormittag ging ein LKW vollpeck mit Verwundeten und uns mit Erfrierungen ab in Richtung Sarajevo. Verzweifelt versuchte der Fahrer, die vereisten Straßen außerhalb der Stadt zu erklimmen. Alle Mühe war vergebens. Wir mußten umkehren. Am folgenden Tag wurde der Versuch mit einem anderen LKW wiederholt. Wir kamen den Berg hinauf. Aber man frage nicht, unter welchen Mühen und Strapazen! Immer wieder mußte jeder, der noch irgendwie gehen konnte, absteigen und den Wagen schieben. Oben auf der Höhe, unmittelbar neben der Straße, lag ein kleiner Stützpunkt. Weiter ging die mühselige Fahrt. Immer wieder glitt der LKW von der glatten Straße in den flachen Graben. Nach mehreren Stunden näherten wir uns einem großen Wald. Vor dem Waldrand sahen wir ein aus Ziegelsteinen erbautes Haus, auf beiden Seiten der Straße standen einige kleine Holzhäuser. Am Straßenrand waren mehrere LKWs sowie Feldküchen und ein Geschütz aufgefahren. Ein Posten hielt uns an und fragte uns nach unserem Ziel. Als er hörte, daß wir nach Sarajevo wollten, wünschte er uns gute Fahrt, meinte jedoch, daß wir lieber hier absteigen sollten, da es nicht weiterging. Die Straße sei seit einigen Tagen von Partisanen gesperrt. Die Frage, ob wir reichlich Verpflegung hätten, mußten wir verneinen. Dann mußten wir sehen, wo wir etwas beschaffen könnten. Sie könnten uns nichts geben, denn sie hätten seit einigen Tagen nichts gegessen. Das waren trübe Aussichten. Ein Offizier kam hinzu. Er bestätigte die Angaben. Uns wurde in dem festen Haus ein größerer, mit Stroh ausgelegter Raum zur Verfügung gestellt. Und damit hatte es sich. Zuerst wollten wir den Ernst der Situation nicht richtig zur Kenntnis nehmen. Wir hatten doch mehrere Feldküchen, LKWs und sogar ein Geschütz am Straßenrand stehen gesehen. Wir haben uns dann davon überzeugt, daß alle Fahrzeuge zerschossen und unbrauchbar waren. Auch das Geschütz war defekt und sollte nach Sarajevo zur Reparatur. Als die Dämmerung sich herabsenkte, hörten wir aus dem Wald Gesang. Es waren Männer-, Frauen- und Kinderstimmen. Die Soldaten des Stützpunktes sahen sich vielsagend an. Es waren die Partisanen, die ihre Kampflieder sangen. Sobald es dunkel war, begann der Angriff. Auch die von uns, die noch gehen konnten, wurden zur Verteidigung eingesetzt. Mit kurzen Unterbrechungen dauerten die Angriffe bis zum Morgengrauen. Kurz vor dem Angriff hatten wir noch einen Becher Kaffee erhalten, der in einer alten Blechtonne gekocht worden war. Am nächsten Tag hieß es auch für uns, ganz gleich ob verwundet oder mit Erfrierungen, sich am Wachdienst zu beteiligen.

Zwei Stunden im tief verschneiten Wald in bitterer Kälte Posten stehen, das ist bestimmt kein Vergnügen. So ging es vier Tage. Wir waren am Ende unserer Kräfte. In jeder Nacht griffen die Partisanen an. Hatten wir schon bisher mit der Munition sparsam umgehen müssen, wurde sie jetzt eingesammelt und neu verteilt. Die beiden Maschinengewehre erhielten einige Gurte, wir Infanteristen bekamen je sechs Schuß. Es durfte nur auf gut sichtbare Ziele geschossen werden. Die Stimmung lag auf dem Nullpunkt. Mit sechs Schuß pro Person konnte man keinen Angriff abwehren. Als ich am Nachmittag meinen Wachdienst beendet hatte, nahm ich das Bild meiner Frau und der Kinder in die Hand und verabschiedete mich in Gedanken von ihnen. Schon hörten wir die Partisanen wieder singen. Kurz darauf kamen sie näher. Die MGs jagten einige Feuerstöße hinaus. Die Not war aufs höchste gestiegen, als wir die Meldung hörten: »Hinteres Maschinengewehr ausgefallen!« Auch das noch. Es gelang, es wieder zu besetzen. Um Herr der Lage zu werden, wurde ein letzter, verzweifelter Versuch unternommen. Das beschädigte Geschütz wurde herangeholt und fast unmittelbar am Waldrand in Stellung gebracht. Es stand ohne jede Deckung mitten auf der Straße. Auch einige Schuß Munition wurden herangeschafft. Da sie nicht einwandfrei war, mußte mit Rohrkrepiern gerechnet werden. Es war daher notwendig, eine Abzugsleine anzubringen, die vom Haus aus bedient werden konnte. Als alle in Deckung gegangen waren, ertönte der Befehl: »Feuer frei!« Der Schuß ging los – und zur Erleichterung aller ging es gut. Der Schuß war direkt in den Wald hinein gefeuert worden. Ein betäubender Lärm erfüllte die Luft. Es wurde beschlossen, noch einen Schuß abzugeben. Auch der ging in den Wald hinein. Und wieder erfüllte ein ohrenbetäubender Lärm die Luft. Und dann war alles still. Die Überraschung mußte gelungen sein. Von den Partisanen war nichts mehr zu hören. Dennoch wurde die höchste Alarmbereitschaft nicht aufgehoben. Meine Füße schmerzten so, daß ich mich kaum noch aufrecht halten konnte. Auch die Finger schienen etwas abbekommen zu haben. Kein Wunder, hatte ich doch meine Handschuhe in Vlasenica abgeben müssen.

Es blieb eine Stunde still. Dann glaubten wir, Geräusche zu hören. Ein Spähtrupp wurde ausgesandt. Er kam zurück und meldete die Ankunft eigener Truppen. Da kamen sie in Batallionsstärke. Sie wollten hier ihr Nachtlager beziehen. Unser Transport wurde, mit Ausnahme derjenigen, die nicht gehen konnten, in Marsch gesetzt. Wir sollten zu einem auf der entgegengesetzten Seite des Waldes liegenden Stützpunkt und von dort weitertransportiert werden. So stapften wir in größter Ruhe in den Wald hinein. Es bestand ja die Gefahr, daß sich hier oder dort noch einzelne Partisanen aufhielten. Abwechselnd mußten zwei Mann eine schwere Holzkiste schleppen. Weiß der Teufel, was so wichtig war, daß wir uns damit abschleppen mußten. Aus dem

Wald herausgekommen konnten wir einige Holzhäuser und Wagenkolonnen erkennen. Unser vorläufiges Ziel war erreicht. Als mein Kamerad und ich die Kiste abgeliefert hatten, fanden wir keinen Platz mehr im Stroh. In einem Raum standen einige Pferde. Aber auch hier war jeder Platz besetzt. Zwischen zwei Pferden entdeckte ich einen breiten Balken, der an der Wand mit einer Kette befestigt war. Das andere Ende hing auf die Diele herab. Konnte man nicht darauf liegen? Es ging. Das heißt, es ging, wenn ich das eine Bein auf den Boden stellte und mich ruhig verhielt. Ein komfortables Bett war es nicht gerade. Aber es gab keine andere Möglichkeit. Die beiden Pferde beschnupperten mich und bliesen mir ihren warmen Atem ins Gesicht. Ganz trocken war ihr Maul nicht, aber ich war viel zu müde, um mich abzutrocknen. Es war bald Morgen. Wir wurden geweckt. Was war nun schon wieder los? Aber dieses Mal war es eine angenehme Überraschung. Der Koch hatte noch während der Nacht für uns Essen zubereitet. Der Hunger wurde gestillt, und ich konnte zwischen meinen Pferden weiterschlafen.

Als es hell geworden war, wurde die Fahrt nach Sarajevo fortgesetzt. Unterwegs kamen uns doch einige Gedanken. War es denn in Vlasenica nicht bekannt gewesen, daß die Straße gesperrt gewesen war? Hatte man uns einfach auf gut Glück losgeschickt? Ob es eine Kaserne oder Schule war, in der wir Mittagessen erhielten, kann ich nicht sagen. Das Gebäude war stark zerstört. Anstelle der Treppen waren Bretter mit Querleisten gelegt. Ja! War denn das möglich? Zum Mittagessen gab es Reis auf Gänsefleisch gekocht. Es war genug da, und wir schlugen uns den Bauch ordentlich voll. Und wieder tauchten Fragen auf: Wie konnte es gehen, daß wir in dem Stützpunkt an der Straße ohne jede Verpflegung liegen mußten – und hier schien keine Not zu herrschen.

Wir waren heraus aus dem Schlamassel. Mein guter Stern hatte mich nicht verlassen. Wie lange wir dann unterwegs gewesen sind, weiß ich nicht. Es war auf jeden Fall heller Tag, als wir Sarajevo erreichten. Welch eine Wohltat! Zuerst ging es ins Bad und zur Entlausung. Es mag unglaublich klingen, aber ich brauchte nur unter den Rockkragen zu greifen, und schon hatte ich drei oder vier Läuse zwischen den Fingern. Bevor ich ins Bad konnte, mußten mir die Schuhe von den Füßen geschnitten werden. Den Weg zum Bett konnte ich noch mühsam humpeln, dann aber war es Schluß mit dem Gehen. Dann bin ich nur noch auf der Bahre getragen worden. Welch eine Wohltat, wieder in einem Bett liegen zu können!

# Meine Füße werden gerettet wenn auch verstümmelt

Nach zwei Tagen ging es weiter nach Brod. Diese Fahrt wurde in einem LKW zurückgelegt. Wir waren nur so viele, wie auf einer Bahre quer im Wagen liegen konnten. Wieder die gleiche Zeremonie: Ins Bad und Entlausung. Schon am anderen Tage setzten wir die Fahrt fort. Wir fuhren in einem Zug. Das Ziel sollte Agram sein. Der Zug war voll besetzt. Da wir keinen Platz in einem Abteil finden konnten, wurden wir, die nicht gehen konnten, einfach auf den Gang des Wagens gelegt. Das wäre ja zu ertragen gewesen, wenn wir nicht unterwegs aus uns unbekanntem Gründen einige Stunden auf offener Strecke halten mußten. Ich klapperte vor Kälte, bis sich jemand erbarmte und eine Wolldecke über mich breitete.

In Agram (Zagreb) blieb ich zwei Tage. Meine Füße wurden verbunden, nachdem ich wieder im Bad und zur Entlausung gewesen war. Das neue Ziel war Graz. In diesem Zug war genügend Platz, so daß meine Bahre auf der Bank liegen konnte. Es war kein regulärer Lazarettzug, der uns nach Graz brachte, aber er war mit Verwundeten gefüllt. Als der Zug am Ziel ankam, gab es Fliegeralarm. Das war eine ganz neue Situation. Meine Bahre wurde auf einer Bahnsteigbank abgestellt. Als ich an die Reihe kommen sollte, in den Schutzraum getragen zu werden, fielen in größerer Entfernung einige Bomben. Im gleichen Augenblick war der Bahnsteig wie leergefegt. Ich hielt die Stellung allein. Es fielen keine weiteren Bomben. Und bald gab es Entwarnung. Der Bahnsteig belebte sich wieder. Es erschienen einige NS-Damen. Die aus dem Schutzraum kommenden Verwundeten und auch ich erhielten eine Rolle Kekse sowie eine Medizinflasche Schnaps. Die Damen trösteten uns damit, daß der Führer nun nicht länger zögern würde, die neue Wunderwaffe einzusetzen. Damit stünde der Endsieg kurz bevor. Am liebsten hätten wir die hysterischen Weiber zum Teufel gejagt, aber ihr Schnaps schmeckte gut. Im Lazarett wurde zuerst wieder gebadet und entlaust. Ich erschrak, als ich meine Füße sah. Diese unförmig geschwollenen und in allen Regenbogenfarben schillernden Klumpen sollten meine Füße sein? Der Aufenthalt dauerte zwei Tage. Die Füße wurden frisch verbunden, und ich konnte mich richtig ausschlafen. Dann ging es wieder zum Bahnhof.

Diesmal sah es anders aus. Am Bahnsteig hielt ein unendlich langer Lazarettzug. Ich wurde in das obere Bett eines Abteils gelegt und bin beim sanften Wiegen des Zuges bald eingeschlafen. Ich wachte erst auf, als der Zug entladen wurde. Wir waren in Wien. In einem Sanitätswagen ging es in langer Fahrt zu

einem großen Gebäudekomplex, von dem ich später hörte, daß es das Rainer Hospital war. Nach Bad und Entlausung wurde ich mit noch einem, der ebenfalls Erfrierungen hatte, in einen großen Saal mit etwa zwanzig Betten gebracht. Schon nach zwei Tagen mußten wir das Zimmer wieder räumen. Unsere Füße verbreiteten einen solchen Verwesungsgestank, daß es keinem zugemutet werden konnte, mit uns im selben Zimmer zu liegen. Ich wurde in ein Bett auf dem Flur im gleichen Stockwerk gelegt. Einige Meter von mir entfernt, mit den Füßen zu mir, lag ein junger Soldat, eines seiner Beine war ganz in Gips. Es stellte sich heraus, daß er der Sohn eines Generals war, der ihn mehrfach kurz besuchte.

Ich hatte einen Tag auf dem Flur gelegen, als sich mehrere Ärzte näherten. Der eine wurde mit Herr Oberstabsarzt angesprochen. Ein Sanitäter nahm meine Verbände ab. Mir schien es, als ob die Ärzte bedenkliche Gesichter machten. Ich bat den Oberstabsarzt, nicht zu amputieren. Ich könne doch nicht mein ganzes Leben als Krüppel leben. Ich wiederholte immer wieder: »Bitte, nicht amputieren.« Nachdem er sich lange mit meinen Füßen befaßt hatte, führte er mit den anderen Ärzten ein Gespräch, das ich nicht verstehen konnte. Ja, er wolle einen Versuch machen. Der Sanitäter holte einige Drahtschienen und Papierrollen. Dann wurden Drahtgitter angefertigt. Das Bett wurde verkürzt, so daß die Beine aus dem Bett hinausragten. Die Drahtgitter wurden an den Beinen befestigt und mit Papierbinden umwickelt. Oben und unten blieben die Füße frei. Dann wurden sie mit weißem Puder bestreut. »Es wird ein Versuch sein, der viel Zeit in Anspruch nimmt,« sagte der Arzt. Davon hätte ich genug, meinte ich. Es gehöre aber mehr dazu, nämlich Energie. »Sie müssen auch den Willen haben, gesund zu werden.« »Daran wird es nicht fehlen«, antwortete ich. Mit den unförmigen Drahtkästen an den Füßen konnte ich mich nicht im Bett umdrehen und mußte ständig auf dem Rücken liegen. So ging es eine ganze Zeit, bis mir die Schienen abgenommen und beide Füße mit einem Spachtel vom Schorf befreit wurden. Diese Prozedur wiederholte sich alle paar Tage. Eine junge Schwester half dabei. Als ich sie fragte, was nun passieren sollte, lächelte sie mir nur beruhigend zu.

Eines Tages blieb mein Frühstück aus. Ich sprach die Schwester an, die mir sonst eine Scheibe Brot mit etwas Wurst und einen Becher Brühe gebracht hatte. Ich sei nun acht Tage hier, und damit sei die Erholungszeit um. Nun würde ich nur die übliche Verpflegung erhalten. Die war knapp genug.

Jede Woche kam der Oberstabsarzt an mein Bett und fragte, ob ich etwas in den Füßen spüre. Jedesmal mußte ich seine Frage mit »Nein« beantworten. Aber dann, nach einiger Zeit, konnte ich etwas anderes antworten: »Die letzten Tage habe ich ein leichtes Ziehen in den Füßen verspürt.« Ich könne es nur schwer definieren, aber es sei so, als ob sich in den Füßen etwas zusammen-



zöge. »Dann haben wir gewonnen«, sagte der Arzt, »nun muß nur noch der feste Wille hinzukommen, um ganz gesund zu werden.« Es sang und klang in mir. Ich würde meine Füße behalten! Ich würde gesund werden! Das Leben wird wieder einen Sinn haben!

Ich muß gestrahlt haben, denn die Schwester fragte, ob ich eine gute Nachricht erhalten hätte. »Ja, Schwester, das habe ich. Ich werde wieder gesund werden und meine Füße behalten.« Sie freute sich mit mir. In meiner Freude zeigte ich ihr das Bild meiner Frau und den fünf Kindern.

Wenige Tage danach glaubte ich in der Ferne ein leises Grollen zu hören. Auch andere hatten es gehört. Kein Zweifel, das Grollen wurde von Tag zu Tag stärker. Es näherte sich also. Eine der Schwestern sagte uns, daß die Brücken um Wien gesprengt würden. Das könne durchaus sein, meinten wir. Aber das, was wir hören, können keine Brückensprengungen sein, es ist Artillerief Feuer. Sie sagte nichts, sondern wiegte nur den Kopf.

Meine Füße waren nun in einem Zustand, daß die erfrorenen Zehen entfernt werden konnten. Bevor die Narkose wirkte, sah ich noch, wie die Schwester die rechte Zehe einfach abhob und in einen Eimer warf. Die linke saß noch an einem Zipfel fest. Sie wurde einfach mit einer kleinen Schere abgeschnitten. Dann sehe ich mich draußen auf dem Flur vor dem Operationsraum auf einer Bahre wieder. So lag ich etwa drei, vier Stunden auf dem zugigen Flur. Vergebens rief die Schwester immer wieder die Station an und bat, mich doch endlich abzuholen. Mein Nachbar, der Sohn des Generals, war fort. Sein Vater hatte ihn mitgenommen. Die klobigen Gebilde an den Füßen brauchte ich nun nicht mehr. Es war eine Wohltat, sich wieder etwas bewegen zu können. Auf unserem Flur lag in einem Einzelzimmer ein älterer Major. Er hat uns an manchem Abend besucht und über den Frontverlauf berichtet. Seiner Sprache nach mußte er aus Süddeutschland stammen. Er war bestimmt kein Nazi, denn er sprach frei und offen über die Geschehnisse. Eines Tages, es war kurz nach dem Essen, kam er zu mir ans Bett und fragte, ob ich noch etwas essen möchte. Natürlich mochte ich. Er brachte mir einen Teller Milchreis mit Zimt. In mir tauchte der Gedanke auf, daß ich zu Hause in einer bestimmten Situation ebenfalls einen Teller Milchreis mit Zimt gegessen hatte. Ich muß wohl etwas mitgenommen ausgesehen haben, denn er kam nun mehrfach mit einem Teller Essen an mein Bett. Es hieß, daß seine Frau sich die meiste Zeit bei ihm befand.

Das Artillerief Feuer rückte immer näher heran. Und es gab öfter Fliegeralarm. Die Sanitäter schafften uns in den Keller – bis die Bomben fielen, dann sahen wir bis zur Entwarnung keinen mehr von ihnen. Wenn wir zum Fahrstuhl gebracht wurden, konnten wir vom rechten Flurfenster aus das Riesenrad im Prater sehen. Im Keller traf ich einen »Plattdeutschen«. Wir konnten uns erzählen, was wir wollten, denn keiner der anderen verstand unsere »Fremd-

sprache«. Ich habe ihn später einen kurzen Augenblick auf dem Bahnhof in Prag getroffen. Er versprach, für den Fall, daß er vor mir nach Hause käme, meiner Frau zu erzählen, daß er mich in Prag getroffen hatte, und daß es mir den Umständen entsprechend gut ginge. Er hat sein Versprechen gehalten. Damit war für meine Frau und für die Kinder eine lange Zeit quälender Ungewißheit vergangen, denn seit den letzten Wochen auf Lemnos und einer Nachricht aus Wien hatten wir keine Verbindung miteinander gehabt.

Eines Tages wurden wir durch schweres Artilleriefeuer aufgeschreckt. Eine schwere Batterie mußte in der Nähe des Hospitals in Stellung gegangen sein und griff nun in die Kämpfe ein. Nach kurzer Zeit trat eine Feuerpause ein. Es hieß, das Lazarett solle evakuiert werden. Aber wer konnte noch etwas auf Gerüchte geben? Dann aber hörten wir vom unteren Flur lebhaftes Kommen und Gehen. Einige Verwundete, die gehen konnten, berichteten uns über das, was sie gesehen hatten. Kein Zweifel: das Lazarett wurde evakuiert. Die ganze Nacht herrschte auf dem unteren Flur ein lebhaftes Treiben. Am nächsten Tag wurden Stapel neuer Wäsche in die Zimmer gebracht. Auch ich erhielt reine Wäsche. Die Schwester fragte mich, ob ich mich allein umziehen könne. Natürlich konnte ich. Da mein Bett nicht hoch war, kroch ich heraus, zog meinen Brotbeutel mit dem Rasierzeug und die Feldflasche unter dem Bett hervor. Den Rucksack und die schmutzige Wäsche – und das Gewehr ließ ich für etwaige Interessenten liegen. Es war nicht einfach, das neue Unterzeug anzuziehen, aber es glückte. Ich kroch wieder ins Bett und harpte der Dinge, die kommen sollten. Die Wartezeit wurde unendlich lang. Dazu kam die Sorge, ob wir wohl alle mitkommen würden. Aber dann begann man, die Verwundeten aus den Zimmern nach unten zu bringen. Die Spannung wuchs. Endlich kamen sie an mein Bett. Ich schnappte meinen Brotbeutel und die Feldflasche. Und ab ging es. Nun waren wir auf dem unteren Flur, doch mit dem Weitertransport sollte es noch etwas dauern, denn der Flur war voll. Hat es wirklich so lange gedauert, bis wir abtransportiert wurden? Oder waren es nur die Spannung und die Ungeduld, die uns die Zeit so unendlich lang erscheinen ließen? Endlich begann die Fahrt in einem Sanitätswagen durch das verdunkelte Wien. Das Artilleriefeuer nahm zu. Wir waren froh, als wir endlich den Sanitätszug erreicht hatten. Spät in der Nacht verließen wir Wien. Die Fahrt ging nur langsam vonstatten. Das sanfte Wiegen des Wagens lullte uns in den Schlaf. Plötzlich schreckten wir auf. Der Zug hielt. Sofort verbreiteten sich die wildesten Gerüchte: Die Russen sind durchgebrochen! Sie haben uns überholt. Als der für uns zuständige Sanitäter durch den Wagen ging, wurde er mit Fragen bestürmt. Oswald konnte uns beruhigen. Wir würden gleich wieder ein Stück zurückfahren, um noch 300 Verwundete aus Stockerau zu holen. Den Hinweis, daß der Zug doch voll belegt sei, fegte er mit der Bemerkung beiseite: »Ihr seid

ja aus Wien herausgekommen. Andere Kameraden interessieren euch wohl nicht?« Der Hieb saß. Die 300 Mann mußten untergebracht werden – und sie wurden untergebracht.

Der neue Tag brach an, als der Zug sich mit vermehrter Anzahl Verwundeter wieder in Bewegung setzte. Nach langer Fahrt erreichten wir Prag. Wieder wußten viele, daß wir hier bleiben sollten. Mein plattdeutscher Bekannter aus dem Luftschutzkeller in Wien ging draußen auf dem Bahnsteig. Er kam in den Wagen und beruhigte die Fragesteller: Nichts deute darauf hin, daß wir bleiben sollten. Im Gegenteil. Die Lokomotive werde mit Wasser und Kohle versorgt. Und es werde Verpflegung übernommen. Und das stimmte.

Später hörten wir, daß die Russen am 6. April in Wien eingedrungen waren, und daß es Straßenkämpfe gegeben hatte. In der Nacht vom 5. auf den 6. April hatten wir Wien verlassen. Mein guter Stern war also doch noch nicht untergegangen.

Die Fahrt ging weiter nach Westen. Unser Sanitäter Oswald erzählte uns, daß wir über Dresden und Leipzig fahren würden. Das schien mir die richtige Richtung: Je weiter nach Westen umso besser! Ich lag im oberen Bett und konnte daher nicht viel von Dresden sehen. Das aber, was ich sah, war erschütternd. Die in den unteren Betten liegenden Verwundeten konnten kaum ein Wort sprechen. So erschütternd war das Bild, das die Stadt ihnen bot. Langsam passierten wir das Gebiet, das einst Dresden gewesen war. So sah also eine »ausradierte« Stadt aus. Wohl hatten auch wir schwere Tage hinter uns, aber was bedeuteten die gegen die Leiden der Zivilbevölkerung in der Heimat? Das volle Ausmaß der Zerstörung habe ich allerdings erst lange nach Kriegsschluß erfahren.

Wir fuhren durch Leipzig, ohne zu halten. In Halle a. d. Saale war die Fahrt zu Ende. In der Nähe der Burg Giebichstein lagen eine Oberschule und drei achtklassige Volksschulen, die alle als Lazarett eingerichtet waren. In einer dieser Schulen erhielt ich ein Bett neben einem Mann von der Waffen-SS. Er hielt auf eiserne Disziplin und sprach von nichts anderem als vom bevorstehenden Endsieg. Einen Verwundeten, der wieder in die Stube hereinkam, jagte er wieder hinaus. Er solle gefälligst in ordentlicher Haltung hereinkommen und mit dem »Deutschen Gruß« grüßen. Alle waren von dem Verhalten des SS-Mannes peinlich berührt, zumal er dem Verwundeten eine Meldung androhte. Nach diesem Zwischenfall sprach kein Mensch auch nur ein Wort mit ihm. Meine Füße wurden alle paar Tage verbunden, aber sonst nicht mehr behandelt.

Eines Tages wurde über den Rundfunk die Nachricht verbreitet, daß »der Führer« im Kampf um Berlin »gefallen« sei. Die Nachricht wurde schweigend angehört. Auch nachher wurde sie nicht kommentiert. Es hatte den Anschein,

als ob die Menschen sich immer noch nicht von dem Bann befreit hatten, unter dem sie zwölf Jahre gelebt hatten. Unser SS-Mann wurde schweigsam. Er begann an seiner Uniform zu arbeiten. Er versuchte, ihr einen zivilen Anstrich zu geben. Da es sich um eine amtliche Nachricht gehandelt hatte, zweifelte keiner am Tode Adolf Hitlers.

Die Verpflegung wurde zusehends schlechter und reichte kaum noch aus, das Leben zu fristen. Und doch waren wir noch nicht am Ende angelangt. Eines Tages kamen die Schwestern weinend mit dem Mittagessen ins Zimmer. Es gab nur in Salzwasser gekochte Kartoffelschnitzel, wie sie als Viehfutter verwendet wurden. Es war auch Viehfutter, denn die Kartoffeln waren mit der Schale geschnitzelt und getrocknet worden. Nicht alle aßen dieses Futter. Aber was sollten wir tun?

# Das Dritte Reich endet dort, wo es hingehörte

Auch die bedingungslose Kapitulation wurde über den Rundfunk verbreitet. Wohl waren alle erleichtert darüber, daß das Morden vorbei war. Aber wie würde unser Schicksal sich gestalten? Die Stadt Halle war bereits vor der Kapitulation von den Amerikanern besetzt worden. Sie war vor der Einnahme nicht bombardiert worden. Außer ein paar Gewehrschüssen hatten wir nichts von Kämpfen gehört. Es wurde erzählt, daß der aus dem ersten Weltkrieg bekannte Graf Luckner, der »Seeteufel«, vermittelt und die kampflose Übergabe der Stadt erreicht hatte. Ob die Geschichte wahr ist, habe ich auch nach dem Kriege nicht erfahren können. Wir waren jedenfalls vom Tage der Besetzung an amerikanische Kriegsgefangene. Es dauerte einige Tage, ehe einige amerikanische Offiziere in Begleitung deutscher Ärzte durch die Stuben gingen. Die Ärzte zeigten auf meine Füße, die Amerikaner nickten nur.

An einem Nachmittag saß ich aufrecht im Bett und sah, wie aus dem gegenüberliegenden Haus, einem früheren Parteigebäude, vier bis fünf Meter große Transparente und »Hoheitsadler« herausgeholt und auf Wagen verladen wurden. Sie sollten sicherlich auf den Schuttberg gebracht werden. Das »Dritte Reich« endete dort, wo es hingehörte!

Plötzlich rieselte mir ein kalter, schmerzhafter Schauer den Rücken hinab. Ich dachte mir nichts dabei. Aber nach wenigen Augenblicken wiederholte sich der Schmerz, nur stärker. Zuletzt wurde ich von einem heftigen, anhaltenden Schüttelfrost befallen. Dazu fieberte ich stark. Ein Arzt wurde geholt, der aus dem Ohr eine Blutprobe entnahm. Wenn der Anfall sich wiederholen sollte, wollte er sofort Bescheid haben. Die Anfälle wiederholten sich täglich. Der Arzt teilte mir das Ergebnis der Blutuntersuchung mit: Malaria tertiana. Nun hieß es wieder, die bitteren Atebrintabletten schlucken. Sie halfen, denn langsam klangen die Anfälle ab.

Fast vier Monate hatte ich nicht auf meinen Füßen gestanden. Nun fing ich langsam an aufzustehen. Es war beschwerlich, da die Blutzirkulation erst wieder funktionieren mußte. Mit Hilfe des Krückstocks humpelte ich in der Stube umher. Die Füße schmerzten; es war beschwerlich, überhaupt zu gehen, da beide Großzehen und Teile der kleinen fehlten. Der Arzt ermunterte mich. Ich müsse gehen, gehen und immer wieder gehen. Auch wenn die Füße anschwellen würden, ich müsse gehen. Bald humpelte ich auch draußen umher. Neben der Schule lag ein großer, alter Friedhof mit vielen Familiengräbern. Es war pietätlos, aber an manchen Inschriften hatten wir unseren Spaß. So stand

auf einem pompösen Stein: Hier ruht in Gott der königliche Rechnungsrat und Regierungshauptkassenoberbuchhalter a. D. .... Diese Inschrift ist mir gut in Erinnerung geblieben, den Namen habe ich allerdings vergessen. Der war wohl auch belanglos. Es gab viele Inschriften, die uns ein Lächeln entlockten. Aber es gab mehr zu sehen als nur Grabinschriften. Eine uns im Norden unbekannte Sitte war, ein Foto des oder der Verstorbenen unter Glas in den Stein einzulassen. Später habe ich diesen Brauch auf vielen Friedhöfen im Süden Deutschlands gesehen. Zu den Absonderlichkeiten gehörte es, daß viele Familiengräber zu Gärten umgewandelt waren. Auf einem Grab wuchsen Frühkartoffeln, auf einem anderen standen Bohnen und Möhren. Ferner entdeckte ich Kohlköpfe und zwei große Kürbispflanzen. Sicherlich war dieser makabre Brauch ein Ausdruck der Not und des Mangels, unter denen die Menschen damals litten.

Mir waren orthopädische Schuhe verordnet worden, und eines Tages ging ich mit noch einem Verletzten in die Stadt zu einem orthopädischen Schuhmacher. Es war ein alter Meister, der Maß nahm. Auf dem Wege zurück ins Lazarett hörten wir in der Stadt ein Gerücht, das vom Rückzug der Amerikaner aus Halle berichtete. Der uns begleitende Sanitäter schien bereits Bescheid zu wissen, denn er bestätigte das Gerücht: Die Amerikaner würden sich auf eine schon vor dem Kriegsende vereinbarte Demarkationslinie zurückziehen und Halle dabei den Russen überlassen. Unter dem Vorwand, zum Schuhmacher gehen zu müssen, begaben wir uns einige Tage später wieder in die Stadt. Dort sahen wir die ersten Russen und auch noch einige Amerikaner. Die Restaurants waren geöffnet. Wir verspürten Appetit auf ein Glas Bier. Konnten wir es riskieren? Wir faßten uns ein Herz und gingen hinein. An einem etwas abseits stehenden Tisch nahmen wir Platz und erhielten unser Bier. An einigen Tischen saßen Russen, die uns nicht beachtetten. Wir hatten gestreifte Lazarettbekleidung an und gingen mit dem Krückstock. Wir blieben völlig unbehelligt. Beim Hinausgehen nickten wir ihnen kurz zu, und einige nickten etwas zurückhaltend zurück. Trotzdem fühlten wir uns unbehaglich.

In den nächsten Tagen verließen die Amerikaner Halle. Uns wurde von den deutschen Sanitätern und Ärzten versichert, daß wir nach wie vor amerikanische Gefangene seien. Aber konnten wir ihnen glauben? Im Lazarett zeigten die Russen sich nicht, wohl aber stellten sie draußen auf den Schulhöfen einige Posten auf. Eines Tages, als wir spazieren gingen, sprachen die Lazarettköche uns an. Sie fragten uns, ob wir uns ein tägliches Frühstück verdienen wollten. Darüber ließe sich reden, meinten wir. Was denn zu tun sei? Sie brauchten täglich zwei große Körbe Briketts, die wir ihnen in die Küche bringen sollten. Es durften aber nur ganze oder zumindest halbe Briketts sein. An einer Mauer lagen noch viele, zum Teil halbverwitterte Briketts. Hier suchten wir nun

täglich zwei Körbe brauchbares Material heraus und erhielten dafür unser Frühstück. In der Regel waren es zwei große Scheiben Knäckebrot mit einem Stück Sülze oder Wurst dazwischen. Wo gab es denn noch so etwas? Abends gingen wir hinunter an die Saale und ließen uns mit einer Fähre an das andere Ufer rudern. Hier lag ein Restaurant, in dem wir ein Glas Bier trinken konnten. So ließ es sich leben. Morgens ein Frühstück und abends ein Glas Bier! Das Mittagessen war auch besser geworden, nachdem wir amerikanische Verpflegung erhielten.

An einem Abend gaben die Künstler des Halleschen Theaters in der Aula der Oberschule für die Verwundeten einen »Bunten Abend«. Wie es der Zufall wollte: Am Abend vorher hatte ich eine getragene schwarze Zivilhose bekommen, da meine feldgraue Hose nicht aufzufinden war. Meinen Uniformrock hatte ich bereits erhalten, damit ich nicht in Lazarettbekleidung in die Stadt zu gehen brauchte. An den Füßen trug ich alte Lederpantoffeln. Wir verlebten mit den Halleschen Künstlern einen schönen Abend. Die Veranstaltung war gegen 22 Uhr beendet. Auf dem Schulhof standen mehrere amerikanische Lastwagen, die mit deutschen Soldaten beladen waren. »Hier ist noch ein Platz frei!« rief einer. »Der gehört mir!« rief ich. »Aber Beeilung, Beeilung, wir fahren gleich ab!« Es war also doch wahr, die Amerikaner holten ihre Gefangenen zu sich. Ich humpelte, so schnell es ging, in meine Stube, ergriff Brotbeutel und Feldflasche, die Mütze auf den Kopf und rief den in der Stube sitzenden Kameraden noch zu, sie möchten die Schwester grüßen. Ich wollte nun andere Tapeten sehen! Wohin die Fahrt gehen sollte? Danach habe ich nicht gefragt. Ich hatte nur einen Wunsch: Weg von den Russen. Der Platz im Wagen war noch frei. In einem unbeachteten Augenblick kletterte eine der Schwestern von der anderen Seite auf den Wagen und legte sich flach auf den Wagenboden. Aber der russische Posten hatte sie gesehen. Er kam heran und forderte die Schwester auf, den Wagen zu verlassen. »Du Schwester wieder absteigen. Du hierbleiben, sonst alle hierbleiben.« Dieses Risiko wollte sie nicht auf sich nehmen und kletterte mit Tränen in den Augen wieder vom Wagen herab. Sie tat uns leid, aber helfen konnten wir ihr nicht.

# Es geht in den Westen

Die Wagenkolonne setzte sich in westlicher Richtung in Bewegung. Die schwarzen Fahrer fuhren wie die Teufel, aber mit verblüffender Sicherheit. In einer kleinen Stadt blieben drei Wagen zurück, während die anderen ihre Fahrt fortsetzten. Am nächsten Abend erreichten wir die Stadt Langen (Kr. Offenbach), wo wir im Lazarett Wallschule unterkamen. Das Personal hatte schon Feierabend gemacht. Es blieb uns nichts anderes übrig, wir mußten für die Nacht mit einer Matratze vorliebnehmen. Von unserer Ankunft war anscheinend nichts bekannt, denn es war nichts vorbereitet. Den ganzen Tag hatten wir nichts gegessen – und nun mußten wir bis zum nächsten Morgen warten, an dem wir auf die einzelnen Stuben verteilt wurden. Hier gab es amerikanische Verpflegung und reichlich. Das war ein Trost: Wir brauchten nicht zu hungern.

Auf der Fahrt von Halle nach Langen waren wir aus dem Staunen nicht herausgekommen. Viele Kilometer lang standen schräg zur Straße Lastwagen an Lastwagen und auf der anderen Straßenseite Panzer an Panzer. Wieviel Material hatten die Amerikaner nach Europa gebracht? Ich dachte zurück an die alten verschlissenen Wagen in Griechenland. Sie bildeten ein Sammelsurium aus Wagen aller Größen und Marken. Hier war alles genormt und von einem Typ. Die ungeheure Materialüberlegenheit war unverkennbar.

Langen war eine kleine, und wie es schien, unzerstörte Stadt. Obwohl die Verpflegung gut war, aßen wir an zwei Abenden in der Woche im »Lämmchen« einen Teller Suppe. An den anderen Abenden tranken wir in der »Traube« einen Schoppen Wein. So litten wir zwar keine materielle Not, aber uns quälte doch die Unmöglichkeit, unseren Lieben zu Hause eine Nachricht zukommen zu lassen. Wir lebten in völliger Ungewißheit. Wie sah es zu Hause aus? In Halle hatten wir von einer schweren Explosion im Flensburger Hafen gehört. Das war nach der Kapitulation.

Mehrfach hatte ich auf dem Wirtschaftsamt in Langen versucht, ein Paar Schuhe zu bekommen, und wenn es getragene gewesen wären. Alle Bemühungen waren vergebens. Da schenkte ein Kamerad aus dem Lazarett mir ein Paar lange, getragene Gummistiefel. Nun war der Landstreicher fertig: Auf dem Kopf die Mütze, meinen alten zerschlissenen Uniformrock, ein Paar zerrissene Zivilhosen und an den Füßen lange Gummistiefel. Es war aber gut, daß ich diese Sachen bekommen hatte, denn an einem der folgenden Tage wurden die Lazarettinsassen von den Ärzten untersucht und in zwei Gruppen eingeteilt. Die Gruppe, der ich zugeteilt war, erhielt den Bescheid zu packen, denn wir sollten am folgenden Tag »verlegt« werden.



# Im Gefangenenlager

Wieder ging es per LKW zu einem unbekanntem Ziel auf die Reise. In der kleinen Stadt Babenhausen wurde Halt gemacht. An der Straße lag ein langgestreckter Bau im Stil der Wilhelminischen Zeit. Der verwischten Beschriftung war zu entnehmen, daß dieses Gebäude die Heeres Reit- und Fahrschule des Wehrbereichs YY beherbergt hatte. Hinter dem Gebäude entdeckten wir eine sehr große ebene Fläche, die mit doppelten Stacheldrahtzäunen und Wachtürmen in vier große Flächen eingeteilt war. Nur eines sahen wir nicht: Baracken oder Zelte. In allen vier »Camps« saßen, standen oder gingen Soldaten herum. Wir wurden in eines dieser Camps gelassen und befanden uns nun in einem amerikanischen Gefangenenlager. Essen gab es für die Neulinge nicht. Wir waren wohl wieder zu spät gekommen. Da es weder Baracken noch Zelte gab, blieb uns nichts anderes übrig, als die Erde zu unserem Bett zu machen und uns mit dem Himmel zuzudecken. Das war nun ein für mich ungewohntes und hartes Lager. Ich streifte ein wenig umher und entdeckte eine Grube in der Größe eines Grabes. Nur war die Grube nicht viel mehr als einen halben Meter tief. Ich stand einen Augenblick davor und wunderte mich über die sauber ausgehobene Grube. Dann ging ich weiter. Ziemlich am Ende des Camps entdeckte ich eine rostige Blechplatte von der Größe 1 mal 2 Meter. Ich stand und dachte daran, wieviele Platten dieser Art ich in der Werkstatt wohl verarbeitet hatte. Dann kam mir ein Gedanke. Damit ließ sich das »Grab« doch abdecken, und ich hätte bei Regen ein Dach über dem Kopf. Ich richtete mich häuslich ein, indem ich an der einen Seite etwas Erde auskratzte, so daß dort mein Kochgeschirr und meine Feldflasche Platz hatten. Noch etwas Erde am Fußende herausgeschafft, damit eventuelles Regenwasser sich dort sammeln konnte. Mein Quartier war fertig. Ich probierte es aus und stellte fest, daß meine Füße auch bei Regenwetter nicht naß werden würden. Ich schlief hier nur wenige Tage. An einem Vormittag kam der Befehl: »Alles mit Gepäck auf der Lagerstraße antreten!« Jeder mußte eine Art Schleuse passieren, wo er die Fragen beantworten sollte »verheiratet?«, »Anzahl der Kinder?« dann wurde er entweder für das rechte oder das linke Camp abgeteilt. Der Zweck der Übung war mir unklar. Links und rechts liefen viele mit Verbänden und Krücken herum. Da ich in ein anderes Camp als vorher kam, blieb mir nichts anderes übrig, als mich in der folgenden Nacht wieder mit dem Himmel zuzudecken.

Am nächsten Morgen wurde in unserem Camp der Befehl ausgegeben: »Alles in Gruppen zu 50 Mann mit Gepäck auf der Lagerstraße antreten!« Eine Gruppe nach der anderen marschierte aus dem Lager hinaus. Von »marschieren« konnte eigentlich nicht die Rede sein, denn viele gingen mit Krücken oder

hatten einen Arm in der Binde. Wir sollten nicht lange im Ungewissen bleiben. Der Marsch ging zum Bahnhof, wo ein langer Güterzug mit amerikanischen Güterwagen auf uns wartete. 50 Mann in jeden Waggon – und der Riegel wurde zugeworfen! Da saßen wir nun. Durch einige kleine vergitterte Öffnungen kam etwas Tageslicht herein. Stroh lag nicht auf dem Boden. Aber das hatten wir ja bereits erlebt, als wir auszogen, Großdeutschland zum Sieg zu verhelfen. So saßen wir bis zum Einbruch der Dunkelheit in den verriegelten Waggons, als Geräusche zu vernehmen waren. Die Klugen wußten gleich Bescheid: Es wird Verpflegung ausgegeben. Beim Näherkommen der Geräusche hörten wir die Rufe: »Alles aussteigen! Gepäck mitnehmen!« Als unser Waggon geöffnet wurde, sahen wir schon mehrere Gruppen auf dem Weg zurück ins Lager. Wieder kam ich in ein anderes Camp. An diesem Tag gab es nichts zu essen. Wir waren wohl wieder einmal zu spät gekommen.

Es vergingen einige Tage, als es wieder hieß: »Alles auf der Lagerstraße antreten! Ohne Gepäck!« Dann wurde bekanntgegeben, daß ein Arbeitskommando von 300 Mann gestellt werden sollte. Ich überlegte einen Augenblick – und wurde dann meinem Grundsatz, mich nie freiwillig zu melden, untreu. Ich kalkulierte so: Kannst du die Arbeit machen, kommst du aus dem Lager heraus. Ist die Arbeit zu schwer, und da konnte man ja nachhelfen, kommst du vielleicht nach Hause. Ich trat vor. Es waren aber nicht genug Meldungen. Das machte nichts, dann wurde eben abgezählt, bis die 300 Mann zusammen waren. Der Lagerälteste, oder wie er sich nannte, wollte 12 Mann für die Lagerpolizei haben. Ei, da drängten sich die vor, die sich nicht für das Arbeitskommando gemeldet hatten. Sie wurden schnell zurückgewiesen. Es wurden zwölf Mann ausgesucht, unter denen auch ich mich befand. So war ich auf eine dumme Art Lagerpolizist geworden. Als Lagerpolizei erhielten wir amerikanische Verpflegung. Es gab Bohnenkaffe, Butter, reichlich Brot, ein Stück Schokolade und einige Zigaretten. Kaffee hatten wir so reichlich, daß ich im Verlauf einiger Tage meine Feldflasche und nach und nach auch noch eine kleine Blechbüchse mit gemahlenem Kaffee füllen konnte. Wir lagen nicht mehr unter freiem Himmel sondern hatten ein amerikanisches Zelt zur Verfügung. Mein Dienst als Lagerpolizist war nicht sonderlich anstrengend. Morgens hatte ich die Lagerpforte für ein Arbeitskommando zu öffnen, und nachdem das Kommando sie passiert hatte, wieder zu schließen. Dieser Vorgang wiederholte sich in der Mittagspause und nach Arbeitsschluß. Ich hatte mir aus dem Zelt einen alten Küchenstuhl mitgenommen und machte es mir an der Pforte gemütlich. Für die Bewachung sorgten die Amis auf den Wachtürmen, andere patrouillierten zwischen den Stacheldrahtzäunen, sie waren von Hunden begleitet. Abends wurde am Zaun mancher Handel abgeschlossen. Eine Zigarette kostete drei Mark. Aber auch mancher Ehering wechselte für einige wenige Zigaretten den

Besitzer. Zu Hause konnte man dann ja eine schöne Geschichte erzählen.

Wir hatten etwas von der Kapitulation Japans gehört. Zwei sogenannte Atombomben sollten zur Kapitulation Japans geführt haben. Wir konnten uns zwar unter Atombomben nichts vorstellen, waren aber froh, daß der Krieg auch in der Gegend der Erde vorüber war. Nun konnten wir uns auch das die ganze Nacht andauernde Schießen der Amerikaner erklären: Sie feierten den Sieg.

# Die Freiheit ist 20 Zigaretten wert

Die Tage gingen dahin. Von Entlassungen aus dem Lager war nichts zu sehen oder zu hören. Der August war gekommen. Es begann, sehr warm zu werden. Die Wärme war nicht gut für meine Füße. Sie begannen wieder zu schmerzen. Dicht bei der von mir bewachten Pforte lag das Revier, ein amerikanisches Zelt mit der Flagge des Roten Kreuzes. An einem Nachmittag sprach der Sanitäter aus dem Revier mich an. Er fragte, was ich hier zu suchen hätte, mit diesen Füßen gehörte ich doch nach Hause. Dem konnte ich natürlich nur zustimmen. Ich gab aber zu bedenken, daß die Entlassung aus dem Lager ja nicht von mir abhing. Darin waren wir uns einig. Nach einer Weile sagte er: »Sie werden morgen entlassen.« Ich lachte ihn nur aus. Darauf fragte er: »Wollen wir wetten, daß Sie morgen entlassen werden?« »Was für Wetten kann ich in meiner Situation schon abschließen?« Wir einigten uns auf eine Wette um 20 Zigaretten, das Stück drei Mark. Am nächsten Morgen sollte ich mich gleich beim Lagerältesten ins Revier abmelden. Alles weitere würde sich dann finden.

Also ging ich am nächsten Morgen ins Revier. »Ja, dann wollen wir mal.« Als wir auf dem Weg zum Verwaltungsgebäude waren, rief ein Kumpel, der aus Leck stammte, mir zu: »Wo wist denn hen?« »Ik will to Hus!« »Dat wil ik ok, denn go ik mit.« »Dat kost aber twintig Zigaretten!« »Mogt niks«. Er schloß sich uns an. Der Sanitäter machte keine Einwendungen. Hier winkten ja noch einmal zwanzig Zigaretten. Unterwegs sprachen wir plattdeutsch, was die anderen nicht verstanden. Im Verwaltungsgebäude ging es durch mehrere Büros, bis wir zum Arzt kamen. Er besah sich meine Füße und drückte an ihnen herum. Ich schrie natürlich und zog die Füße weg. »Haben Sie sich nur nicht so, Sie wollen doch nur nach Hause.« »Wenn Sie Arzt sind, werden Sie wohl begreifen, daß meine Füße schmerzen, wenn sie auf ihnen herumdrücken. Wollen Sie denn nicht nach Hause?« Darauf erhielt ich keine Antwort, sah aber, daß er auf den Entlassungsschein »arbeitsunfähig« schrieb. »Was haben Sie?« fragte er meinen Kumpel. »Starke Herzbeschwerden.« Ohne Untersuchung schrieb er auch auf diesen Schein »arbeitsunfähig«. »So«, meinte der Sanitäter, »nun haben wir es geschafft. Es fehlt nur noch die Unterschrift der Amerikaner«. Dazu sagte ich, daß wir bis jetzt eigentlich noch nichts geschafft hätten, denn die Unterschrift der Amerikaner sei doch wohl entscheidend. »Die werden wir schon bekommen.« Die Herren waren zu Tisch gegangen. Also warteten wir geduldig über eine Stunde auf dem Flur, bis die beiden Amerikaner kamen. Die beiden und der Sanitäter schienen sich gut zu kennen. Sie warfen sich in ihre Sessel und legten die Beine auf den Schreibtisch. Die drei unterhielten sich eine Weile auf englisch. Der Sanitäter gab ihnen Feuer und schob

ihnen dabei die Entlassungspapiere vor die Nase. Sie sahen nicht einmal hin – sondern unterschrieben. Wir wurden überhaupt nicht beachtet. Es war geschafft.

Unser erster Weg führte uns an den Stacheldraht, wo jeder zwanzig Zigaretten kaufte. Mir schien der Preis von 60 Mark für die Freiheit gering zu sein. Nun wußten wir es genau: Unsere Freiheit war 20 Zigaretten wert!

Langsam machten wir uns auf den Weg zu unserem Zelt. Wir fühlten uns so gut wie frei. Wir hatten keine Eile mehr. Da standen schon einige und winkten uns näher. »Nun man los, ihr lahmen Enten, wir warten schon auf euch!« Unsere Entlassung war der Lagerleitung bereits gemeldet worden. Es lagen schon eine Wolldecke und die Marschverpflegung bereit. Jetzt nur noch Brotbeutel, Rasierzeug und Feldflasche zusammen mit der Verpflegung in die Wolldecke gepackt und ab ging es. Am Lagerausgang stand ein baumlanger Neger, der durch Handbewegungen darauf aufmerksam machte, daß wir die Decke auf dem Boden ausbreiten sollten. Was gab es da schon viel zu kontrollieren? Er öffnete sogar meinen Seifennapf, in dem sich nur ein Stück Kriegsseife befand. Verächtlich warf er es wieder hin. Ob er es auch verächtlich hingeworfen hätte, wenn er gewußt hätte, daß mein Ehering in der Seife verborgen war? Bei meinem Kameraden fand er ein Rasiermesser. »Du nicht haben Messer.« Er steckte es ein. Mein Kamerad wollte protestieren, doch ich hielt ihn zurück, er solle gefälligst die Schnauze halten. Ob ihm die Freiheit nicht mehr wert sei als das Rasiermesser? Er solle kein Theater machen. Ich hätte keine Lust, seinetwegen ins Lager zurückgejagt zu werden. Wir wollten unsere Bündel ordentlich packen, wurden aber durch Gesten aufgefordert, das Bündel aufzunehmen. Es gab noch eine Spritze Insektenpulver in den Nacken und dann: »Raus!«

Das Tor zur Freiheit öffnete sich für uns.

# Eine beschwerliche Heimreise

Eine Verordnung, deren tiefer Sinn mir verborgen blieb, untersagte entlassenen Gefangenen, den Zug ab Babenhausen zu benutzen. Wir mußten bis zur nächsten Bahnstation zu Fuß gehen. Bald führte der Weg uns in einen Wald, wo wir Frauen und Männer sahen, die Baumstämme fällten und von der Rinde befreiten. Ja, wir seien auf dem richtigen Weg. Nachmittags spürten wir das Verlangen auf eine Tasse Kaffee. Sobald wir Häuser erreichten, wollten wir einfach hineingehen und bitten, uns etwas Kaffee zu machen. Wir hatten ja gemahlene Kaffee bei uns. Gesagt, getan. Als einige Häuser auftauchten, klopfen wir an und baten die Frau des Hauses, uns Kaffee zu kochen. Wir hätten Kaffee. Ja, einen Kaffee könnten wir haben, aber unseren Kaffee sollten wir behalten. Davon hätte sie selber genug. Des Rätsels Lösung zeigte sich bald. Als wir am Kaffeetisch saßen, erschien die Tochter mit ihrem Freund, einem Amerikaner.

Wir erreichten rechtzeitig die kleine Bahnstation. Die Wagenfenster des Personenzuges waren teils zerbrochen, teils fehlten sie ganz. Doch wichtiger war, der Zug setzte sich in Bewegung. Wir erreichten den Ort Mümming-Grombach. Weiter ging es an diesem Tage nicht.

Es wurde schon dunkel, als wir uns trennten, um ein Nachtquartier zu suchen. Beim Gang durch den Ort entdeckte ich auf einer kleinen Höhe eine offene Aussichtslaube. Sie sollte mein Quartier für die Nacht sein. Ein sehr bequemes Lager war es nicht gerade. Aber ich hatte doch geschlafen, als ich durch Schritte geweckt wurde. »Da schläft einer«, hörte ich ein Mädchen sagen. »Laß nur«, meinte ihr Begleiter, »es ist ein Soldat.«

Am Bahnhof trafen wir uns wieder und beschlossen, zuerst nach Frankfurt/M zu fahren. Wir benutzten die Bahn, soweit es möglich war, fuhren ein Stück mit einem LKW und gingen eine Strecke zu Fuß. So erreichten wir unser Ziel. In Frankfurt konnten meine Füße verbunden werden. Wir übernachteten in den Kellern des zerstörten Opernhauses. Um unsere Marschverpflegung nicht zu stark in Anspruch zu nehmen, holten wir uns, wo immer eine Möglichkeit bestand, Essen beim Roten Kreuz.

Von Frankfurt bekamen wir eine Verbindung nach Butzbach auf der Strecke nach Kassel. Im Rathaus erhielten wir durch ein offenes Fenster Lebensmittelkarten für ein Stück Brot, 15 g Nahrungsmittel und 10 g Zucker. Ferner gab es eine Berechtigungskarte für eine Übernachtung im Bahnhofshotel. Wir würden also diese Nacht recht komfortabel verbringen. Wir fanden unser Hotel nach einigem Suchen. Im ganzen unteren Stockwerk sahen wir nur leere Zimmer. Aber im oberen Stockwerk schien es, Leben zu geben. Aber auch hier nur leere

Räume. In einer Ecke lag ein Stapel Matratzen. Die Tür zu den hinteren Räumen war durch einen quer davor gestellten Tisch abgesperrt. Darüber stand auf einem Pappschild, daß die Kaffeeausgabe um 19 Uhr erfolge. Wir fanden dann doch noch ein Zimmer, in dem es einige aus Brettern zusammengenagelte Bänke und Tische gab. Das schien die ganze Einrichtung des Bahnhofshotels zu sein. Gegen 19 Uhr versammelten sich einige Soldaten, die wie wir entlassen worden waren. Den sogenannten Kaffee süßten wir mit unseren 10 g Zucker und aßen unsere »Nährmittel«, es waren Haferflocken, roh. Dazu gab es ein Stück trockenes Brot. Im Hotel konnten wir für eine Nacht eine Matratze zu einem Preis von 100 Mark mieten. Warum sollte ich mir diesen Luxus nicht leisten? Ich hatte doch genug Geld im Ärmel meines Uniformrocks eingenäht.

In Butzbach enterten wir einen offenen Güterzug, der uns bis Hannover brachte. Von da ging es, diesmal in einem überdeckten Güterwagen, nach Lüneburg. Je weiter wir nach Norden kamen, umso größere Menschenmassen belagerten die Bahnhöfe. Egal in welche Richtung die Züge fuhren, sie waren übervoll. Auf den Bahnsteigen drängten sich unübersehbare Menschenansammlungen. Es schien, als ob sich die ganze Menschheit auf die Reise ins Unbekannte begeben hatte. Nach einigen Stunden Aufenthalt in Lüneburg stürmten wir einen Güterzug, der uns bis Harburg brachte. Bald würden wir am Ziel unserer Wünsche und Hoffnungen sein!

Zu unserer Überraschung fuhr die S-Bahn wieder. Wir sahen ein Stück des zerbombten Hamburgs. Es war ein erschütternder Anblick. Da wir in Hamburg nicht wenige Verwandte hatten, kannte ich die Stadt recht gut. Nun sah ich nur Trümmer.

In Altona trennten wir uns. Mein Reisekamerad wollte den Weg an der Westküste entlang nehmen. In Altona schlief ich in einer dicht am Bahnhof liegenden kleinen, roten Backsteinkirche. Da ich an beiden Füßen Erfrierungen hatte, konnte ich auf einer Matratze schlafen. Andere mußten sich mit einer Kirchenbank behelfen.

Wieder war das Glück mir hold. Am nächsten Tag konnte ich mit einem Personenzug bis nach Neumünster kommen. Die Auskunft, die ich dort erhielt, war allerdings niederschmetternd. An diesem Tag, und bestimmt auch am folgenden, würde kein Zug nach Flensburg fahren. Ob am Dienstag ein Zug nach Flensburg abginge, konnte man mir beim besten Willen nicht sagen. Nach dieser Auskunft zu urteilen, mußte also heute Sonntag sein. Ich besann mich nicht lange. Ich hatte so viele Kilometer marschiert, die letzten würde ich doch wohl auch noch schaffen.

Es war ein warmer Sonntag, Mitte August, als ich mich auf den Weg machte. Meine Füße schmerzten in den Gummistiefeln. Sie verbreiteten einen üblen Geruch. Seit Kassel waren sie nicht mehr frisch verbunden worden. In einem

Dorfghasthof trank ich ein großes Glas Buttermilch und setzte nach kurzer Erholung meinen Weg fort. Es wurde ein mühseliger Marsch. Aber ich erreichte Rendsburg kurz vor der Sperrstunde. Auf meine Fragen nach einem Nachtquartier zeigte man mir eine etwas abseits liegende Schule, in der Flüchtlinge untergebracht waren. Hier wurde mir ein besonderer Willkommensgruß entboten: Mir wurde der Zutritt zur Schule verweigert. Nach einem heftigen Wortwechsel schob ich die mir im Wege stehenden Leute einfach beiseite und suchte mir einen Platz im Stroh. Ich hörte einfach nicht auf das Gezeter und beantwortete die ständigen Aufforderungen, den Raum zu verlassen, mit dem bekannten Zitat aus dem Götz von Berlichingen. Das waren also die vielgerühmten Volksgenossen!

Am Morgen ging mein erster Weg zum Bahnhof. Ein Zug nach Flensburg? Das konnte man mir beim besten Willen nicht sagen. Heute würde bestimmt kein Zug fahren. Dicht beim Bahnhof war in einer Turnhalle so etwas wie ein Wirtschaftsamt eingerichtet. Mein Wunsch nach etwas Verpflegung wurde barsch abgeschlagen. Wo ich denn etwas bekommen könne? Das konnte man mir nicht sagen. Auch hier gab es eine Auseinandersetzung mit Leuten, deren Dialekt unverkennbar östlich war. Ein letztes Stück Brot hatte ich noch im Brotbeutel. Wasser gab es ja auf dem Bahnhof.

Ich war fest entschlossen, nun auch die letzte Strecke von Rendsburg nach Flensburg zu Fuß zurückzulegen. Ich war schon ein gutes Stück aus der Stadt heraus, als ein hochbeladener Lastwagen mich überholte. Der Fahrer hielt an und fragte mich nach dem Ziel meiner Reise. Ja, nach Flensburg sollte er nicht, aber bis Schleswig konnte ich mitfahren. Da hatte ich ein gutes Stück des Weges gespart. In Schleswig sollte die Ladung, es war Mehl, abgeliefert werden. Wir mußten durch die ganze Stadt hindurch, bis der Bestimmungsort erreicht war. Ich mußte diesen Weg mitmachen, weil der Fahrer aus Furcht vor Plünderungen nicht vorher anhalten durfte. Zu Fuß mußte ich zurück zur Flensburger Straße. Ein Stück die Straße hinauf stand ein überdeckter Lastwagen mit einem zweirädrigen Anhänger, in dem normalerweise Vieh transportiert wird. Um den Wagen herum standen Leute, die auf den Wagen kletterten. So schnell wie meine müden Füße erlaubten, näherte ich mich und stellte fest, daß nicht nur der Wagen sondern auch der Ochsenkarren voll besetzt war. Ich fragte nach dem Ziel der Fahrt. Der Wagen sollte nach Flensburg fahren. Er sei aber bereits voll besetzt. Das konnte ich sehen, fand dann aber doch noch eine Ecke, in der ich gerade stehen konnte. Die Fahrt kostete fünf Mark. Es war das erste Mal auf meiner Heimreise, daß ich für eine Fahrt bezahlen mußte, denn bisher war ich auf meinem Entlassungsschein immer frei gefahren. So legte ich denn die Tour von Schleswig nach Flensburg per Stehplatz in einem Ochsenkarren zurück. Angenehm war die Fahrt gerade nicht. Aber mit jeder



Umdrehung der Räder näherte ich mich meinem Ziel. Es kam mir alles so unwirklich vor, wie ein Traum, und dennoch war es die Wirklichkeit.

Die ersten Häuser und Türme Flensburgs tauchten in der Ferne auf. Bei der Gaststätte St. Pauli endete die Fahrt. Weiter könne er uns nicht bringen, meinte der Fahrer, denn er fahre schwarz. Egal ob schwarz oder weiß, Flensburg war erreicht! Vom Südermarkt würde ich die Straßenbahn bis zur Endstation Ostseebad nehmen, und dann könnte ich die letzten Schritte fast zählen. Ich stand eine längere Zeit auf dem Südermarkt und wartete auf die Straßenbahn. Es kam keine. Zuletzt fragte ich einen Passanten. Die Straßenbahn? Die fährt nicht. Das kam mir eigenartig vor. In den zerbombten Städten lief der Verkehr wieder, und in einer, wie ich glaubte sehen zu können, unzerstörten Stadt fuhr keine Straßenbahn? Also blieb mir nichts anderes übrig, als auch den letzten Weg zu Fuß zurückzulegen. Auf der Schiffbrücke sprach ich bei meiner jüngsten Schwester vor. Auch bei meiner Mutter wollte ich meine Rückkehr melden, stand aber nur vor verschlossenen Türen. Die Nachbarn wollten ihr sofort Bescheid geben. Nun hielt mich nichts mehr. Die Apenraderstraße und den Klueserweg hinauf – und da sah ich schon den Giebel meines Hauses.

# Wieder zu Hause

Ich hörte meine beiden ältesten Jungen, Herbert und Eskild, unter dem großen Kirschbaum spielen, bog den Dornenzaun etwas auseinander und sprach sie an. »Moin Arthur«, riefen sie. Arthur war der Sohn des Nachbarn. »Ich bin doch nicht Arthur! Kennt ihr mich denn nicht?« Einen Augenblick sahen sie mich verblüfft an, dann rasten sie los: »Vati ist da! Vati ist da!« »Ach seid doch ruhig!« rief ihre Mutter, »Was redet ihr da?« »Doch Vati kommt! Er ist schon da!« An der Gartenpforte fielen Emma und ich uns in die Arme. Ich war zu Hause.

Mein guter Stern hatte mich nicht verlassen.

Die drei anderen Kinder kamen hinzu. Die Freude war groß. Erst wurde eine Tasse Kaffee gekocht. Und dann wurde Wasser aufgesetzt, damit ich meine Füße baden konnte. Meine Frau und auch die Kinder brachen in Tränen aus, als sie meine wunden und verstümmelten Füße sahen.

Ich hatte gerade meine Füße ins Wasser gestellt, als ein mir unbekanntes Ehepaar mit einem etwa sechsjährigen Jungen das Haus betrat und einfach nach dem oberen Zimmer ging. »Was bedeutet das?« »Unser Besuch«, sagte meine Frau und erzählte mir, daß sie schon mehrere Monate bei uns wohnten. Der Mann gab sich als Beamter aus, und die Frau sei Angestellte bei irgendeiner Behörde gewesen. Sie seien aus Ostpreußen. Schon im Dezember seien sie angekommen, und der Nazi-Bürgermeister habe sie bei uns untergebracht. Das war eine unangenehme Überraschung, besonders nach der Bekanntschaft, die ich mit diesen Volksgenossen in Rendsburg gemacht hatte. Als »unser Besuch« nach Harrislee kam, hätte es im Ort sicherlich andere Möglichkeiten der Unterbringung gegeben. Ich nahm mir vor, mir diese Einquartierung nicht lange gefallen zu lassen. Ich will heute auch nicht bestreiten, daß die spätere Begrüßung aufgrund des Willkommens in Rendsburg etwas kühl ausfiel.

Schwester Erna kam am übernächsten Tag zu Besuch, da sie von meiner Tochter Lisa von meiner Heimkehr erfahren hatte. Freudestrahlend hatte Lisa in der Schule ausgerufen: »Min far er kommet hjem! Min far er kommet hjem!« Schon am Tage meiner Heimkehr erfuhr ich, daß meine Frau und Kinder keine Not gelitten hatten. Bis zur Kapitulation war es wohl ein bißchen knapp gewesen. Aber einmal gab der Garten etwas her, auch wenn er nicht so intensiv bearbeitet worden war. Zum anderen hatte Emma ihre Raucherkarte zu Kompensationsgeschäften benutzt. Ich hörte von der großartigen Hilfe aus Dänemark. Auch ich erhielt durch Ernas Vermittlung sofort eine Zuteilung.

Daß es dennoch Probleme gegeben hatte, erfuhr ich erst nach und nach.

Unser Leben begann sich langsam zu normalisieren, obgleich wir räumlich doch sehr beengt waren.

An einem der ersten Tage besuchte ich die Ofenfabrik und fand einen Teil der alten Kollegen vor. Es fehlten die Frauen, die Volksdeutschen und natürlich die russischen Zwangsarbeiter. Es wurden nur wenige Öfen gebaut, dafür blühte aber die sogenannte Mumpitzindustrie. Aus den verbliebenen Duralabfällen wurden die unmöglichsten Dinge produziert: Aschenbecher, Untersätze für Bügeleisen, Schaumlöffel, Kerzenhalter und was weiß ich noch. Das kurioseste Produkt dürften die »Sohlenschoner« gewesen sein, die aus runden Duralscheiben hergestellt wurden. Mit Hilfe einer Vorrichtung wurde in die Mitte der Scheiben ein kleines Loch gebohrt, und dann wurden 24 Scheiben und 24 Drahtstifte in eine durchsichtige Tüte getan. Das Resultat war eine Packung Sohlenschoner! Aus Schwarzblechabfällen machte man Rohrmuffen der gebräuchlichen Größen. Auch Knierohre und kurze Stücke Ofenrohre entstanden aus den Abfällen. Alles, auch der größte Unsinn, fand einen reißenden Absatz.

Ich hätte sofort die alte Arbeit wieder aufnehmen können, zog es aber vor, mich noch einige Wochen zu erholen. Geld hatten wir ja noch – auch wenn es an sich wertloses Papier war. Als ich dann wieder anfang zu arbeiten, sagte mein Betriebsleiter zu mir: »Ja, ja, Nielsen, Sie waren doch der Klügere.« »Sie irren sich wieder einmal, Herr Meyer. Der Klügere sind Sie und Ihresgleichen. Sie schwimmen immer wieder oben. Ich und meinesgleichen hatten und haben immer nur unsere Gesinnung.«

Ich übernahm wieder die alte Schlosserei und die Disposition. Daneben führte ich einige interessante Arbeiten aus, die nur aus der Not der Zeit heraus zu verstehen sind. So baute ich einige Öfen aus Eisenblech, in denen nach einem besonderen Verfahren Sägespäne verfeuert werden konnten. Für eine Bürstenfabrik in Råde baute ich eine Borstentrockenanlage, die ebenfalls mit Sägespänen beheizt wurde. So gab es von Zeit zu Zeit einige interessante Aufgaben. Das war gut, denn die Tätigkeit als Vorarbeiter konnte mich nicht mehr befriedigen. Am liebsten hätte ich meine alte Modellarbeit wieder aufgenommen. Aber neue Modelle wurden vorerst nicht gebaut. Ich war einfach ein unzufriedener Mensch geworden. Dazu trug viel bei, daß mit der einsetzenden Kälte meine Füße wieder wund wurden. Im Betrieb trug ich während des Winters große Strohschuhe aus Beständen des selig entschlafenen Werkluftschutzes.

Wo aber sollte ich eine andere, mir zusagende Arbeit finden?

Im Winter fiel sehr viel Schnee. Die Straßen und Wege mußten freigeschaufelt werden. Auch ich wurde von einem sogenannten Schneevogt zum Freischaufeln der Straßen aufgefordert. Da kam er aber bei Emma an die falsche Adresse! Kategorisch erklärte sie, daß ihr Mann nicht zum Schneeschaufeln

käme. Das sei eine dankbare Aufgabe für ehemalige SA-Männer, die sich während des ganzen Krieges zu Hause herumgedrückt hätten. Und dabei blieb es.

Während der ganzen Nazizeit hatten wir unsere Lebensmittelkarten in Niehuus abholen müssen. Meine Frau hatte stets mit »Guten Tag« begrüßt. Lehrer Esbensen erwiderte natürlich mit »Heil Hitler!« Die anderen Frauen, die ihre Karten abholten, benutzten sehr betont den »Deutschen Gruß«. Wenn meine Frau jetzt die Lebensmittelkarten holte, konnten alle Frauen mit ihr sprechen. Die »Heil-Hitler-Zeit« war vorbei.

Im Frühjahr 1946 unterbrach ich die Arbeit für etwa zehn bis zwölf Wochen. Durch Vermittlung meiner Schwester Erna und des dänischen Gesundheitsdienstes kam ich mit drei weiteren Südschleswigern, alles Kriegsbeschädigte, ins Statshospital in Sønderborg. Mit Dankbarkeit gedenke ich der liebevollen Behandlung, die mir dort zuteil wurde. Insbesondere dem alten Oberarzt Dr. Ipsen und den Pflegerinnen Frl. Møller und Frl. Frederiksen bin ich zu großem Dank verpflichtet. Ich fuhr nicht gerne wieder von meiner Familie fort, aber Emma und die Kinder drängten. Ich solle fahren, denn die Zeit in Dänemark würde mir gut tun. So fuhr ich – und kam gut erholt zurück.

Die Versammlungen und Zusammenkünfte im dänischen Versammlungshaus in Harrislee waren die einzigen Versammlungen, die wir besuchten. Daß wir an allen Jahresfesten teilnahmen, war eine Selbstverständlichkeit. Hier konnten wir neue Kraft zum Durchhalten holen. Das bittere Wort »Die Grenze liegt fest« hat unsere Hoffnung, uns doch einmal aus den preußisch-deutschen Fesseln lösen zu können, endgültig zerstört. Es ist wohl unser Schicksal, für immer draußen vor der Tür stehen zu müssen.

# Ungebetene Gäste

Bei Bürgermeister Schmehl hatte ich gegen die Einquartierung unserer Flüchtlinge protestiert. Ich betrachtete mich immer noch als politisch verfolgt. Auch mußte ich wegen meiner Füße ein eigenes Bett haben, was bei dem beschränkten Platz, unter dem wir litten, nicht möglich war. Es dauerte immerhin noch 1 3/4 Jahr, bis unsere unerwünschten »Gäste« eine Wohnung in Flensburg erhielten.

Im Frühjahr 1945 hatte meine Frau der Flüchtlingsfamilie ein Stück Gartenland für etwas Grünzeug zur Verfügung gestellt. Sie hatte von dem Angebot jedoch keinen Gebrauch gemacht. Zwar sei ihr Haus in der Heimat, und auch ihre Küche, doppelt so groß wie unser Haus. Auch sei ihr Garten mindestens doppelt so groß. Dazu hätten sie noch Wiesengelände vor der Stadt gehabt. Als dann die Flüchtlingsfrau im Sommer nach Petersilie und Suppenkraut fragte, erhielt sie ein klares »Nein«. Meine Frau hatte ihnen ja ein Stück Gartenland angeboten. Wir waren nicht gewillt, die Faulheit ihres Mannes zu unterstützen. Der Mann schien nicht nur faul sondern auch ein Feigling zu sein. Obwohl in Flensburg nur wenige Bomben fielen, überflogen doch große Geschwader englischer oder amerikanischer Flugzeuge die Stadt und ihr Umland. Auch nachts gab es in der letzten Zeit des Krieges wenig Ruhe. Meine Frau wurde aufgefordert, bei Fliegeralarm den Luftschutzkeller auf Klueshof aufzusuchen. Einige Male folgte sie dieser Aufforderung, blieb dann aber mit den Kindern zu Hause. Obwohl der Keller auf Klueshof bei Alarm dichtgedrängt voll war, konnten einige Menschen das Rauchen nicht lassen. Da unser Sohn Harald als Kind sehr unter Asthma litt, protestierte meine Frau gegen das Rauchen im Luftschutzkeller. Ihre Proteste blieben erfolglos, deshalb nahm sie ihre Kinder und ging. Gab es Fliegeralarm, wurde die Flüchtlingsfrau -nach Aussagen meiner Frau- nahezu hysterisch. Sie verlangte von meiner Frau, daß sie ihr beim Ankleiden ihres Jungen helfen sollte. Sie lamentierte, bis meine Frau ihr ein paar hinter die Löffel anbot. Sie solle gefälligst die Ruhe bewahren und vor allem ihren Feigling von Mann unter dem Küchentisch hervorholen. Der große Feigling unter dem Küchentisch gab vor, nicht gut sehen zu können. Das mag gestimmt haben. Aber später konnte er durch einen Spalt in den Gardinen gut die englischen Besatzungssoldaten erkennen. Dann beeilte er sich die Treppe hinunter, um Zigaretten einzukaufen. Zuletzt holten sie die Soldaten ins Haus. Meine Frau hatte schon mehrfach erklärt, daß sie keine fremden Soldaten in unserem Hause dulde. Aber den Engländern konnte sie sich nicht verständlich machen. Dann aber wurden die Engländer durch norwegische Soldaten abgelöst. Auch sie wurden ins Haus geholt, und es ging munter zu. Eines abends fing

meine Frau die norwegischen Soldaten im Flur ab und bat sie ins Zimmer. Sie erklärte ihnen, daß sie die Besuche in ihrem Hause nicht gerne sehe. Ihr Mann sei noch nicht aus dem Krieg heimgekommen, und sie wisse überhaupt nicht, ob er noch am Leben sei. Sie zeigte ihnen unser Tischbanner, den Dannebrog, und erklärte ihnen, daß dieser die ganze Nazizeit hindurch auf dem Tisch gestanden habe. Die Leute oben seien aus Ostpreußen, die ihr noch von den Nazis ins Haus gebracht worden seien. Sie wolle nicht ins Gerede kommen und bat die Norweger, nicht wiederzukommen. Recht betreten erklärten die jungen Soldaten meiner Frau, daß sie das alles nicht gewußt hätten. Ihren Wunsch, das Haus nicht wieder zu betreten, würden sie selbstverständlich respektieren. Sie würden bestimmt nicht wiederkommen. Am folgenden Abend kamen sie jedoch wieder, ohne daß meine Frau sie gesehen hatte. Leise gingen sie an das Schlafzimmerfenster, klopfen an und zeigten den Kindern einen Karton. Dabei deuteten sie auf das Fenster, das die Kinder öffnen sollten. Sie brachten den Kindern ein Paket Schokolade. Ich war stolz auf meine Frau, die auch in schweren Zeiten ihr Haus sauber gehalten hatte.

Als unsere Flüchtlinge endlich eine eigene Wohnung in Flensburg erhielten, half ein junger Mann aus der Nachbarschaft beim Umzug. Als er die letzten Möbel hinuntergebracht hatte, bat er meine Frau nach oben. In diesem Zimmer hatten also drei Menschen gelebt? Der ganze Schmutz vom Ausfegen war unter die Betten gekehrt. Große Mengen leerer Fischdosen und Zigarettenschachteln lagen dort, wo die Betten gestanden hatten. Wenn er zurückkäme, würde er den Dreck auskehren, und wenn wir keine große Schaufel hätten, würde er eine besorgen. Ich weiß nicht, wie viele Eimer er füllen mußte. In die Wände hatten sie große Nägel geschlagen und beim Fortzug herausgerissen und mitgenommen. Ich habe einen großen Eimer Mörtel anrühren müssen, um alle Löcher ausbessern zu können. Es stank im Zimmer wie in einem Affenstall. Aber konnte es auch anders sein? Ob Sommer oder Winter, die Fenster und Türen waren mit dicken Woldecken verhängen. So wurde der geringste Lufthauch durch die Decken ausgesperrt. Dazu kam, daß die beiden rauchten. Man kann sich unschwer die Luft im Zimmer vorstellen. Lüften allein trieb den Geruch nicht aus dem Haus. Ich habe daher in der Apotheke Weihrauch gekauft und oben verbrannt. Diese Prozedur mußte mehrfach wiederholt werden.

Nachbarn hatten ähnliche, ja zum Teil noch schlimmere Erfahrungen gemacht. Aus welchen Motiven handelten diese fremden Menschen so? Hatten sie in ihrer Heimat unter solchen Verhältnissen gelebt? Das war doch kaum anzunehmen. Waren es Neid und Mißgunst, die sie dazu trieben, unser bescheidenes Eigentum so zu zerstören? Ohne zu verallgemeinern, glaube ich sagen zu können, daß manche Spannung zwischen Flüchtlingen und Einheimischen ihre Ursache im Verhalten der Flüchtlinge hatte. Es blieb nicht bei

Spannung zwischen den Erwachsenen, auch die Kinder mußten darunter leiden.

Nach 1945 mußten unsere Kinder, die die dänische Schule besuchten, erleben, daß sie mehrfach nicht nur verhöhnt sondern dazu auch noch mit Steinen beworfen wurden. War das die neue Zeit? Konnte mit diesen Menschen eine neue Demokratie aufgebaut werden?

In der Nazizeit waren millionen und abermillionen Menschen, Männer, Frauen und Kinder, erschlagen und vergast worden oder verhungert. Männer, Frauen und Kinder sind den Leidensweg in den Tod gegangen. Waren die Menschen immer noch nicht zur Besinnung gekommen? Wohl haben die Flüchtlinge und Vertriebenen ein bitteres Schicksal erleben müssen. Aber wer will abwägen, ob das Schicksal des deutschen Volkes oder das Schicksal der von den Nazis überfallenen Völker schwerer wiegt? Meine Antwort ist eindeutig: Das deutsche Volk hat gnädige Richter gefunden.

# Von der Ofenfabrik zu den Wasserwerken. Gewerkschaftsarbeit und Entnazifizierungsausschuß

Wenige Tage nach meiner Heimkehr brachte ich die Mitgliedschaft in meiner Gewerkschaft in Ordnung. Das war kein Problem. Die Mitgliedsbücher der DAF waren erhalten geblieben und auf die neuen Gewerkschaften verteilt worden. Jetzt zeigte es sich, daß ich richtig gehandelt hatte, als ich nach meiner Rückkehr aus der Haft auf die Eintragung meiner Mitgliedschaft im Deutschen Metallarbeiter Verband bestanden hatte. Meine Mitgliedschaft ab 8. Februar 1921 war anerkannt. Bei vielen Kollegen fehlten diese Eintragungen. Mancher mag darüber froh gewesen sein, daß damals nicht nach seiner Verbandszugehörigkeit gefragt worden war. Nun kamen sie gelaufen, um sie anerkannt zu bekommen. Konnten sie keine alten Mitgliedsbücher vorzeigen, war guter Rat teuer. Mancher stammelte etwas verlegen, daran habe er damals gar nicht gedacht sondern das Buch, wie ja auch gefordert wurde, unterschrieben. Anderen konnte mit einer Erklärung des alten Hauskassierers geholfen werden. Er hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis und wußte über jedes Mitglied Bescheid. »Da lag der Beitrag immer pünktlich in der Tasse links im Küchenschrank«. Dann war alles in Ordnung. Anderen konnte er dagegen sagen: »Was, Dir soll ich eine Bescheinigung ausstellen?! Hast Du vergessen, daß Du mir schon 1932 sagtest 'Für die Bonzen zahle ich keinen Pfennig mehr'?«

Langsam glitt ich wieder in die Gewerkschaftsarbeit hinein. In der Ofenfabrik wurde ich in den Betriebsrat gewählt. Bei der ersten Wahl nach dem Kontrollratsgesetz Nr. 22 hatte ich noch abgelehnt zu kandidieren. Den Hinweis der Werkleitung, ich hätte ihr ganzes Vertrauen, begegnete ich mit der Erklärung, das habe nichts zu bedeuten, »entscheidend ist, ob Sie mein Vertrauen haben«. Darüber könne ich aber noch nichts sagen. Im folgenden Jahr kandidierte ich und wurde mit großer Mehrheit gewählt.

An einigen Sonnabenden gruben wir Torf in der Gegend von Wees. Die ganze Belegschaft war daran beteiligt. Als dann der Torf abgefahren wurde, hieß es plötzlich. »Der Torf ist alle«. Dabei war etwa die Hälfte der Belegschaft noch nicht beliefert worden. Sofort wurde eine Besprechung mit der Direktion und dem Pächter des Torfmoores einberufen. Der Pächter mußte zugeben, daß kein Torf mehr vorhanden war. Ich ließ mich nicht auf lange Redensarten ein, sondern forderte unseren Torf. Woher er den nehmen sollte, fragte der Pächter. Das sei sein und nicht unser Problem. Nach über zwei Stunden Verhandlung



wurde endlich eine Lösung gefunden. Die fehlende Torfmenge sollte angekauft werden. Der Pächter und die Ofenfabrik sollten die Kosten zu gleichen Teilen übernehmen. Damit war die Torflieferung gesichert. Uns war es egal, wer die Kosten trug. Wir wollten den Torf, für den wir gearbeitet hatten, ausgeliefert haben.

Die Torfmenge reichte jedoch nicht für den ganzen Winter. Es mußte ein Ausweg gefunden werden. Und wir fanden ihn. Das Emallierwerk wurde mit Kohle geheizt, und so eigenartig es klingen mag, von der hatten wir genug. Jeden Tag füllte ich eine alte Aktentasche mit Kohle und ging, als ob nichts geschehen sei, am Abend mit der Tasche unterm Arm durch die Pforte. So machten es viele. Was blieb uns auch anderes übrig? Auf diese Weise beschafften wir uns die benötigte Kohle. Der Direktor, der Prokurist und der Betriebsleiter kamen auch zu ihrem Anteil. Eines Tages standen die drei und ich auf dem Fabrikhof und besprachen eine betriebliche Angelegenheit, da sahen wir, wie aus einem zerbrochenen Fenster der Gießerei eine schwarze Hand zum Vorschein kam und in dem an der Mauer liegenden Kohlenhaufen herum-suchte, bis sie ein passendes Stück gefunden hatte und es durch das Fenster zog. »Nun sieh doch bloß mal einer an«, meinte der Direktor. Er nahm es mehr humoristisch. »Ja«, antwortete ich, »der eine so, der andere anders.« Als die Zeiten sich etwas mehr normalisiert hatten, wurde der Betriebsrat zur Direktion gebeten. Die Versorgungslage habe sich ja nun gebessert, meinte der Direktor und fragte uns, ob wir mit einem Anschlag am »Schwarzen Brett« einverstanden wären, wonach die Mitnahme von Kohlen verboten sei. Wir waren einverstanden. Es ist wohl ein ganzer Waggon dabei draufgegangen? »Ein Waggon?« meinte ich dazu, »der reicht bei weitem nicht. Wir haben ja alle, ohne Ausnahme, unsere Kohlen mitgenommen, jeder auf seine Weise. Das ist das Opfer, das das Werk tragen mußte, um die Aufrechterhaltung der Produktion zu gewährleisten.« Damit war die Kohlenfrage aus der Welt.

Meine Arbeit im Betrieb gefiel mir nicht mehr. Sie stellte keine Anforderungen an mich. Ich fühlte mich nicht ausgelastet und war unzufrieden. Inzwischen war ich 43 Jahre alt geworden, so daß es Zeit war, sich zu verändern. In einigen Jahren würde es zu spät sein. Aber wo eine passende Arbeit finden? Ich erhielt einen Hinweis, daß die Stadtwerke Einstellungen vornahmen. Es bot sich eine Möglichkeit in der Werkstatt des Wasserwerks. Nach einer gewissen Zeit mußten die Wasseruhren ausgewechselt und repariert werden. Ich nahm die Arbeit an und kündigte meine Stellung in der Ofenfabrik.

Mein Betriebsleiter wollte mich unter allen Umständen behalten. Er meinte, wenn es nur ums Geld ginge, dann ließe sich doch darüber reden. Dazu war es nun zu spät. Ich sei lange nicht mit meinem Lohn einverstanden gewesen, was ihm ja auch bekannt sei, aber das Werk sei ja zu keinen Zugeständnissen bereit

gewesen. Nach so vielen Jahren der Zugehörigkeit zum Betrieb würde ich eine Lücke hinterlassen, sagte der Betriebsleiter zu mir. Ich sah die Sache viel nüchterner und machte aus meiner Meinung keinen Hehl: »Eine etwaige Lücke wird sich schon nach acht Tagen schließen, und nach weiteren acht Tagen wird sich keiner mehr um Nielsen kümmern.« So würde es nicht nur mir sondern uns allen, auch ihm, gehen. Das mochte er nicht wahrhaben. Nach Jahren traf ich ihn im Garten des Deutschen Hauses auf einer Bank sitzen. Er verlebte seine letzten Jahre, nach dem Tode seiner Frau, im Altersheim der Arbeiterwohlfahrt. Ich war auf dem Weg zur AOK. Natürlich tauschten wir einige Erinnerungen aus. Er war nun ein Mann, der vollständig resigniert hatte: »Sie haben mir damals gesagt, Nielsen, daß auch ich nach Aufgabe meiner Arbeit schnell vergessen sein würde. Ich wollte es nicht glauben, habe es aber nun erfahren müssen.« Ich versuchte ihn damit zu trösten, daß auch diejenigen, die ihn und andere schnell vergessen hätten, schon heute zum Teil vergessen wären. »Sie sind eigentlich zu beneiden«, meinte er, »da Sie noch immer in voller Tätigkeit sind.« Das sei wohl schön, aber auch meine Zeit würde kommen, war meine Antwort.

Meine Arbeit in der Ofenfabrik war beendet. Nun arbeitete ich in der Uhrenwerkstatt des Wasserwerks. Die Arbeit war leicht und stellte keine großen Anforderungen. Wir konnten bei der Arbeit sitzen, stellten das Radio ein und »rissen uns kein Bein aus«. Glücklicherweise war ich bei dieser neuen Arbeit eigentlich nicht. Lag es an mir? Lag es an den Arbeitskollegen? Das konnte nicht sein, denn in der Werkstatt herrschte eine gute Zusammenarbeit. Vielleicht lag es daran, daß die Beschäftigten im öffentlichen Dienst doch eine andere Mentalität als die in der privaten Wirtschaft haben. Lag es daran, daß sie nicht jeden Tag so gefordert wurden, wie die in der privaten Wirtschaft? Ihr Risiko, den Arbeitsplatz zu verlieren, bestand so gut wie gar nicht, da ihre Arbeitsplätze nicht so stark der schwankenden Konjunktur ausgesetzt sind.

Bei der Betriebswahl wurde ich für das Wasserwerk gewählt und mußte in der konstituierenden Sitzung des Betriebsrats aller Werke (Kraftwerk, Gaswerk, Straßenbahn und Wasserwerk) den Vorsitz übernehmen. Das führte dazu, daß ich den stellvertretenden Vorsitz des Betriebsrats der Werke und der Verwaltung übernahm. Weiter wurde ich, auf Vorschlag der Gewerkschaften, Mitglied eines Entnazifizierungsausschusses.

Aber, wer war schon Nazi gewesen? Sie brachten alle ihren »Persilschein« mit. Auch waren es fast alles »kleine Fische«. Nur einen großen Fisch hatten wir in unserem Ausschuß an der Angel. Es war der frühere Direktor der Werke K. Als seine Sache aufgerufen wurde, war der Zuhörerraum bis zum letzten Platz gefüllt. In dieser Sache war ich nicht Beisitzer. Als Vorsitzender des Betriebsrats war ich als Zeuge geladen. Ich habe dem Ausschuß erklärt, daß ich

über die Person K. nichts aussagen könne, da ich während der Nazizeit nicht bei den Stadtwerken beschäftigt gewesen war. Ich habe aber einige Vorfälle angesprochen, die mir von zuverlässigen Kollegen berichtet worden waren. Ich wurde aufgefordert, die Namen der Betroffenen zu nennen, was ich vor diesem Kreis ablehnte. Die Zuhörer waren nicht allein alte Nazis, sie hatten auch während der Hitlerzeit führende Positionen in der Partei eingenommen. Der Vorsitzende meinte dazu, daß man meinen Ausführungen unter diesen Umständen keinen Wert beimessen könne. Das veranlaßte mich zu der Bemerkung, daß es nichts gebe, was mir gleichgültiger wäre. Der Vorsitzende wies noch darauf hin, daß man mich in Beugehaft nehmen könne. Dazu erklärte ich, daß auch eine Beugehaft meinen Standpunkt nicht ändern würde. Ich hätte schon Schwereres erlebt. Zwei Jahre Zuchthaus wegen Vorbereitung zum Hochverrat und mein Dienst in der Bewährungseinheit 999 hätten mich nicht zerbrechen können. Die geforderten Namen würde ich vor diesem Kreis unter keinen Umständen offenbaren. Man legte keinen Wert auf meine weitere Vernehmung. Der Ausschuß zog sich zur Beratung zurück. Der Spruch des Ausschusses lautete: K. wird als Belasteter eingestuft.

Nach dieser Verhandlung wurde ich eines Tages von einem zuverlässigen Angestellten der Verwaltung angerufen. Er teilte mir mit, daß K. sich in der Verwaltung befindet und sich mit den Angestellten unterhält. Ich ließ meine Arbeit liegen und eilte hinauf, um K. hinauszuerwerfen. Er war allerdings gerade gegangen, als ich oben ankam.

Von der Werkleitung wurde mir anheimgestellt, mich von der Arbeit freistellen zu lassen, was ich jedoch ablehnte. Es gäbe keine großen Probleme. Anfragen zu beantworten und Auskünfte zu erteilen benötigten nicht meine ganze Zeit.

Da der Direktor St. und ich als Vorsitzender des Betriebsrats in Angelegenheiten der Werke mit beratender Stimme an den Sitzungen des Personalausschusses teilnahmen, lernte ich Flensburgs alten Oberbürgermeister J.C. Møller gut kennen. Ich habe viel von ihm gelernt. War die Sitzung für 16 Uhr angesetzt, konnten wir sicher sein, daß im gleichen Augenblick, in dem der Uhrzeiger auf 16 Uhr vorrückte, sich die Tür öffnete, und J.C. hereinkam: »Guten Tag, meine Herren. Bitte nehmen Sie Platz. Die Sitzung ist eröffnet. Ich darf Sie bitten, sich auf die zu erledigenden Punkte zu konzentrieren. Um 17 Uhr muß ich in die nächste Sitzung. Herr Nissen, fangen Sie bitte an.« Ohne Reden aus dem Fenster wurde zu den einzelnen Angelegenheiten Stellung genommen und abgestimmt. Rückte der Uhrzeiger auf 17 Uhr vor, konnte J.C. Møller feststellen, daß die Tagesordnung erledigt war. »Meine Herren, ich danke Ihnen. Die Sitzung ist geschlossen.«

Ich entsinne mich gut einer Betriebsversammlung der Arbeiter und Ange-

stellten der Stadtwerke und der Verwaltung, die im Saal des Deutschen Hauses stattfand. Der Vorsitzende, ein Angestellter, hatte den Rechenschaftsbericht zu erstatten. Wie aus einem nicht ganz fest zugeordneten Wasserhahn ein Tropfen nach dem anderen fällt, so tropfte hier ein Wort nach dem anderen in tödlicher Monotonie vom Rednerpult. Da ich mich oben auf die Galerie gesetzt hatte, konnte ich den Saal gut übersehen. Die steigende Nervosität J.C.s war nicht zu verkennen. Plötzlich sprang er auf und verließ mit schnellen Schritten den Saal. Ich verspürte den Wunsch, es ihm gleichzutun.

Später habe ich oft in verschiedenen Körperschaften und Organisationen Sitzungen leiten müssen. Mein Vorbild war der alte J.C. Møller.

Im Wasserwerk blieb ich zweieinhalb Jahre. Dann wurde ich vor Aufgaben gestellt, mit denen ich nie gerechnet hatte.

# Gewerkschaftsfunktionär

Anfang November 1949 wurde ich gebeten, an einem der nächsten Tage im Büro der Industriegewerkschaft Metall vorzusprechen. Mein alter Kollege Boy Hansen, den ich aus der Zeit von vor 1933 gut kannte, teilte mir mit, daß er am Jahresschluß 1949 ausscheiden würde. Bis dahin müsse ein Nachfolger gewählt werden. Er forderte mich auf, mich um die Stellung des Bevollmächtigten zu bewerben. Ich war unentschlossen und bat mir Bedenkzeit aus. Er versuchte, meine Bedenken zu zerstreuen. Einige Kollegen der Ortsverwaltung und aus den Betrieben der Metallindustrie seien an ihn mit dem Ersuchen herangetreten, mit mir Verbindung aufzunehmen. Infolge meiner Beschäftigung bei den Stadtwerken hatte ich ja der für diesen Bereich zuständigen Gewerkschaft beitreten müssen. Dadurch waren meine Verbindungen zu den alten Metallern etwas lockerer geworden. Aber nun wollten sie mich also zu ihrem Bevollmächtigten wählen.

Bei den Stadtwerken hatte ich ein verhältnismäßig ruhiges Leben führen können. Damit würde es dann wohl aus sein. Auch rechnete ich mit dem Widerstand aus den Reihen der SPD. Auf wiederholtes Drängen des Kollegen Boy Hansen und anderer Kollegen gab ich dann am letzten Tag der Frist Bewerbung und Lebenslauf ab. Es war eine ganze Anzahl Bewerbungen eingegangen. Es dürften elf oder zwölf gewesen sein. Die Ortsverwaltung stellte vier der Bewerber in die engere Wahl. Es waren: Max Funke, Max Christensen, beide von der FSG, ein Klempner Radke, ein waschechter Ostpreuße, und ich. Uns wurde die Aufgabe gestellt, in fünf Minuten etwas über unsere Person zu sagen, und dann 15 Minuten über ein selbstgewähltes Thema zu sprechen. Ich hatte »Das Sozialversicherungsanpassungsgesetz« gewählt. Max Funke sprach über das Gesetz zur vorläufigen Regelung des Betriebsrätewesens in Schleswig-Holstein. Max Christensen hatte dasselbe Thema wie ich gewählt. Der vierte Kandidat hatte sich sein Referat von dem damaligen Dezernenten des Wohlfahrtsamts Dr. Karl schreiben lassen. Es war gespickt mit Fremdwörtern, die der Arme nicht lesen konnte. Es hagelte dann auch sehr schnell Zwischenrufe wie »Hier wird nicht abgelesen! Sprich Deutsch! Aufhören!« Es war nicht leicht, die Ruhe wieder herzustellen. Mehrere Redner meldeten sich zu Wort und forderten die Bewerber auf, noch einmal fünf Minuten frei über eine selbstgewählte Frage zu sprechen. Ich sprach über die Notwendigkeit, einen Vertrauensmännerkörper aufzubauen, wie ihn der alte Deutsche Metallarbeiterverband besessen hatte. Auch die drei anderen Bewerber sprachen fünf Minuten. Fast hätte ich vergessen zu erwähnen, daß die Reihenfolge der Redner durch das Los bestimmt worden war, und daß ich das

Los Nr. 1 gezogen hatte. Dann wurde in die Abstimmung eingetreten. Die einzelnen Zahlen habe ich mir damals nicht notiert, aber ich hatte mehr Stimmen auf mich gesammelt, als die drei anderen Bewerber zusammen hatten.

Am 1. Januar 1950 begann meine neue Arbeit, die ich dann zwanzig Jahre ausgeführt habe. Am 31. Dezember 1969 trat ich im Alter von 65 1/2 Jahren in den Ruhestand. Ich habe nicht gern die Arbeit am Schraubstock mit der am Schreibtisch vertauscht. In den zwanzig Jahren habe ich stürmische Zeiten und viel Unruhe erlebt. Aber ich habe es nie bereut, diesen Weg gegangen zu sein. Er brachte mich mit vielen Menschen und Verhältnissen in Berührung.

Nur ein Teil der Arbeit eines Bevollmächtigten spielt sich im Büro ab. Ein großer Teil wird von den Betriebsräten, der Teilnahme an den Betriebsversammlungen, der Mitarbeit in den Tarifkommissionen und bei Tarifverhandlungen, der Beratung der Mitglieder in Rechtsfragen, der Vertretung vor dem Arbeitsgericht oder der Mitarbeit in den verschiedenen Institutionen und Organisationen in Anspruch genommen. So war ich eine Reihe von Jahren Beisitzer im Spruchausschuß des Arbeitsamts und des Oberversicherungsamts, in zwei Perioden Schöffe in der großen und in der kleinen Kammer. Überall mußte man sich erst durchsetzen, um anerkannt zu werden. Allzuoft überlassen Beisitzer in den verschiedensten Institutionen den »Fachleuten« das erste und das letzte Wort und beschränken sich auf Kopfnicken oder Zustimmung. Wollte man nicht nur als Statist auf der Bühne in Erscheinung treten, mußte man sich schon mit der Problematik der einzelnen Fälle gründlich befassen.

### *Der erste betriebliche Kurzstreik nach 1945*

Schon kurze Zeit nach der Aufnahme meiner neuen Tätigkeit gab es eine interessante Frage zu klären. Der Betriebsrat der Kupfermühle hatte einige Differenzen mit der Werkleitung und suchte mein Büro auf. Wir konnten nicht auf eine gemeinsame Linie kommen, da wir unterschiedlicher Meinung über die Anwendung des Rahmentarifvertrags waren. Schließlich stellte sich heraus, daß wir von unterschiedlichen Ausgangspunkten ausgegangen waren. Die Kollegen von der Kupfermühle erklärten nun, einen eigenen Rahmentarifvertrag zu haben, der von der Werkleitung und dem Betriebsrat unterschrieben sei. Das war mir neu, denn es bestand überhaupt keine Veranlassung zum Abschluß eines eigenen Tarifvertrages, da die Werkleitung Mitglied des Arbeitgeberverbandes und die Arbeitnehmer Mitglieder der Gewerkschaft waren. Zumindest nach dem Erlaß des Tarifvertragsgesetzes vom November 1949 war der sogenannte Tarifvertrag der Kupfermühle rechtsunwirksam, da das Tarifvertragsgesetz von 1949 ausdrücklich nur die Arbeitgeberverbände oder ein-

zelne Arbeitgeber auf der einen Seite und Gewerkschaften auf der anderen Seite als Vertragspartner anerkannte. Es bedurfte mehrerer Besprechungen mit dem Betriebsrat, um ihn zu überzeugen, daß sein Vertrag nicht mehr wert war als ein beliebiges Stück Papier. Nachdem der Betriebsrat überzeugt worden war, glückte es auch, in einer Betriebsversammlung die Belegschaft davon zu überzeugen, daß der Rahmentarifvertrag für das Land Schleswig-Holstein auch für die Kupfermühle gelte, da er unabdingbar war. Schwieriger war es dagegen, die Werkleitung zu überzeugen. Sie zeigte sich uneinsichtig. Die Verhandlungsmöglichkeiten waren erschöpft. So blieb uns nur das letzte Mittel, der Streik, um dem Tarifvertrag auch in der Kupfermühle Geltung zu verschaffen. Der Werkleitung wurde der Zeitpunkt der Arbeitsniederlegung bekanntgegeben. Pünktlich 12 Uhr des bestimmten Tages wurde die Arbeit niedergelegt. Vorher war der technische Notdienst organisiert worden, damit die Anlagen zu jeder Zeit funktionsfähig blieben. Auch der Strom für die Lampen in Kupfermühle



*Hans Nielsen auf dem Gewerkschaftstag der IG Metall 1950*

*Foto: LAS Schleswig*

wurde im Werk erzeugt. Kurz vor 12 Uhr rief der Landesschlichter Krebs an und bot sich für eine Vermittlung zwischen den Parteien an. Ich sah keine Möglichkeit für den Schlichter, da die Arbeit wenige Minuten später niedergelegt werden sollte. Ich informierte ihn aber über die strittigen Punkte und ging, nachdem alle Vorbereitungen abgeschlossen waren, zurück in die Geschäftsstelle. Am gleichen Nachmittag rief die Werkleitung der Kupfermühle mich an und fragte, ob es möglich sei, zum Werk hinauszukommen. Man glaubte, daß eine Einigung möglich sei. Ich sagte sofort zu. Die Einigung war schnell erzielt. Der Tarifvertrag wurde in allen Punkten für verbindlich erklärt. Das Werk erklärte sich auch bereit, die ausgefallenen Stunden zu bezahlen. Aber dann erwartete die Werkleitung, daß auch wir die Verbindlichkeit der Tätigkeitsmerkmale des Vertrages anerkennen sollten. Diese Zusage konnte ich leicht geben, da die Tätigkeitsmerkmale Bestandteil des Vertrages und damit verbindlich waren. Die Verhandlungen über die Eingruppierung der einzelnen Arbeitnehmer sollten in der nachfolgenden Zeit aufgenommen werden. Hier konnten sich Probleme ergeben, aber ablehnen konnte ich diese Verhandlungen nicht. Ich sicherte mir die Hilfe eines Experten in Fragen der Arbeitsbewertung. Gleiches tat die Werkleitung. In einer langen und zäh geführten Verhandlung konnte dann ein Abschluß erreicht werden, der allen Arbeitern den Besitzstand sicherte und jede weitere Tarifverhandlung mit dem Werk überflüssig machte. Für mich persönlich waren dieser kurze Streik und das erzielte Ergebnis ein Prestigeerfolg, da beide erkennen ließen, daß ich eine klare gewerkschaftspolitische Linie verfolgte. Gleiches galt für die Vertretung vor dem Arbeitsgericht. Auch hier wurde ich schnell als ein sehr hartnäckiger Prozeßvertreter bekannt. Mit dem Vertreter des Arbeitgeberverbandes habe ich manchen Kampf ausgefochten, ohne daß dadurch unser persönliches Verhältnis zueinander getrübt wurde.

### *Der abgewürgte Streik 1952*

Im Spätsommer 1952 scheiterten die Lohnverhandlungen für die Metallindustrie Schleswig-Holteins. Es kam zum Streik. Für den ersten Streiktag waren die Bevollmächtigten des Landes nach Kiel geladen worden. Hier mußten wir zu unserem Erstaunen hören, daß bereits ein Ergebnis erzielt worden war, und daß Kuriere mit Stimmzetteln zu den einzelnen Verwaltungsstellen unterwegs waren. Die Stimmzettel waren des Nachts gedruckt worden. Über das Verhandlungsergebnis, an dem die Bevollmächtigten nicht beteiligt gewesen waren, sollte schon am gleichen Tag abgestimmt werden. Und wenn es angenommen wurde, sollte die Arbeit am folgenden Tag wieder aufgenommen werden.



Ich war keineswegs mit diesen Methoden einverstanden, mußte mich aber der Mehrheit fügen. Ich gab meine Anweisungen telefonisch nach Flensburg und beauftragte meinen Stellvertreter Funke mit der Durchführung der Abstimmung. Für den Abend hatte ich die Ortsverwaltung einberufen lassen. Hier erfuhr ich, daß in der Verwaltungsstelle Flensburg erst am folgenden Tag abgestimmt werden sollte.

Die Unzufriedenheit unter den Flensburger Mitgliedern war groß – und sie war nicht unberechtigt. Auch in den anderen Verwaltungsstellen gab es über das »Abwürgen« des Streiks große Unzufriedenheit.

Da die Räume des Gewerkschaftshauses bei weitem nicht ausreichen würden, sollte die Versammlung, auf der ich Bericht zu erstatten hatte, im Garten des Hauses stattfinden. Das war ein großer Fehler, da eine wirksame Kontrolle der Mitgliedsbücher sich hier nicht durchführen ließ. Schon vor Beginn der Versammlung war ich davon unterrichtet worden, daß eine größere Anzahl auswärtiger Kollegen mit Lastwagen nach Flensburg gekommen war, um an unserer Versammlung teilzunehmen. Da die RGO (Revolutionäre Gewerkschaftsopposition) in diesen Jahren sehr aktiv war, konnte ich mir denken, welchen Besuch wir zu erwarten hatten. Es war sicher, daß es unruhig zugehen werde. Meine Befürchtungen zeigten sich sehr schnell als berechtigt. Das Mikrofon hatte ich auf das flache Dach der Kegelbahn gestellt. Von dort sprach ich zu den Kollegen. Von Anfang an hagelte es Zwischenrufe, die alles andere als sachlich waren. Ich war in einer schwierigen Situation. Einerseits konnte ich den Unwillen der Kollegen gut verstehen, andererseits hatte ich als Bevollmächtigter die Anweisungen der Bezirksleitung zu befolgen. Auch ich hätte lieber gesehen, daß wir zumindest noch einen Tag Zeit gehabt hätten, um das Verhandlungsergebnis in Ruhe zu diskutieren.

Die Kollegen von der Ortsverwaltung hatten mir ihren Schutz versprochen. Sie wollten sich in unmittelbarer Nähe unterhalb des Mikrofons aufhalten, um so verhindern zu können, daß ich persönlich angegriffen werden konnte. Das sei zwar gut gemeint, sagte ich ihnen, ich verstehe die erbitterte Kritik der Kollegen, aber keiner wird mich tätlich angreifen. Sollte es dennoch geschehen, könnte auch die Ortsverwaltung mich nicht vor 1 500 Kollegen schützen. Und wo blieb die Ortsverwaltung, als es unruhig wurde? Sie war wie vom Winde verweht!

Nach Beendigung meiner Berichterstattung bat ich die Kollegen, im großen Saal des Hauses die Abstimmung vorzunehmen. Ich habe ihnen auch wahrheitsgemäß mitgeteilt, daß in den übrigen Verwaltungsstellen die Arbeit am heutigen Tage bereits aufgenommen worden war. Daß somit die Abstimmung in Flensburg nichts am Gesamtergebnis ändern könne. Ein ohrenbetäubendes Pfeifkonzert war die Antwort. Als ich vom Dach der Kegelbahn stieg, wurde

ich gleich von einer großen Schar umringt, die erregt auf mich einsprach. Ich forderte die Leute auf, mir ihr Mitgliedsbuch zu zeigen, andernfalls würde ich nicht mit ihnen diskutieren. Da keiner sein Mitgliedsbuch zeigte, forderte ich sie zum Verlassen des Gartens auf. Hier fände eine Versammlung der Flensburger und nicht der Kieler Metallarbeiter statt. Viel fehlte nicht, und es wäre zu Handgreiflichkeiten gekommen. Die der SPD angehörenden Kollegen traten überhaupt nicht in Erscheinung. Das galt nicht nur in diesem Fall sondern in vielen anderen ebenfalls. Sie scheuten sich vor einer offenen Auseinandersetzung mit den Kollegen der KPD und der RGO.

### *Es geht um den Erhalt Flensburger Betriebe*

Ein Betrieb der Metallindustrie, der immerhin 300 Mann beschäftigte, war in gewisse Liquiditätsschwierigkeiten geraten. Da Hilfe in Flensburg nicht zu bekommen war, ich mich aber für den Bestand des Betriebes interessierte, setzte ich mich mit meiner Bezirksleitung in Verbindung und regte Verhandlungen mit dem Wirtschaftsministerium in Kiel an. Sie kamen auch zustande. Allerdings war der Verlauf dann anders, als ich mir vorgestellt hatte. Nach einer kurzen, völlig unverbindlich verlaufenden Besprechung mit zwei Regierungsräten erlaubte der Bezirksleiter sich die Bemerkung: »Wir lieben ja die Flensburger nicht gerade, aber wir müssen wohl etwas für sie tun.« Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Wir verabschiedeten uns bald. Auf dem Flur sagte ich meinem Bezirksleiter, daß wir uns dieses Theater hätten ersparen können. Mir täte das Fahrgeld nach Kiel leid. Wenn wir etwas erreichen wollten, müßten wir höhere Beamte ansprechen. »Zu denen kommen wir nicht vor.« Was sollte ich meinen Flensburger Kollegen sagen? In unbestimmten Redewendungen habe ich versucht, ihnen zu erklären, daß man in solchen Fällen nicht mit einer sofortigen Entscheidung rechnen könne. Eine solche Angelegenheit müsse gründlich geprüft werden, und das erfordere eben Zeit. Für mich stand fest, daß der Betrieb nicht zu retten war. So kam es dann auch: 300 Mann verloren ihren Arbeitsplatz.

Einen anderen kleinen Betrieb des graphischen Gewerbes gelang es zu retten. Er beschäftigte etwa 45 Mann. Der Betrieb war in Schwierigkeiten geraten. Eine neue Technologie war angeschafft worden und sollte von auswärtigen Fachkräften eingefahren werden. Bevor die Belegschaft mit der neuen Technologie vertraut war, zog der Lieferant jedoch die Fachkräfte zurück. Es stellte sich heraus, daß der Finanzier mit anderen Betrieben ebenso verfahren war. Sie waren in Schwierigkeiten gekommen und konnten ihre Wechsel nicht einlösen. Zwar wurden diese ein Mal prolongiert, aber dann schlug der Fi-

nanzier zu und bemächtigte sich des Betriebes. Dieses Spiel sollte nun auch in Flensburg vor sich gehen. Hinzu kam, daß der für den Betrieb Verantwortliche, ein Verwandter des verstorbenen Chefs, den Betrieb von vielen Werten entblößt und diese in seinen Kieler Betrieb gesteckt hatte. Der Flensburger Betrieb konnte die sozialen Beiträge nicht aufbringen, und die Krankenkasse mußte zu Zwangsmaßnahmen greifen. Die Situation war hoffnungslos. Ein Wechsel sollte acht Tage später präsentiert werden. Die Einlösung war unmöglich. Der Finanzier, ein Frankfurter, hatte schon erklärt, daß seine Geduld erschöpft sei. Das war die Situation, als der Vollziehungsbeamte der Krankenkasse mit dem Betriebsrat des Betriebes mich in meinem Büro aufsuchte. Sie schilderten mir die Lage und sagten, ich sei ihre letzte Rettung. Ich verwies sie an Ernst Beyer von der Gewerkschaft Druck und Papier und an Ernst Beyreis im DGB, dessen Aufgabe es war, sich besonders der kleinen Gewerkschaften anzunehmen. Ob ich denn glaube, daß die Genannten bereit und in der Lage seien, hier zu helfen? Es sei keine Zeit zu verlieren, es müsse schnell gehandelt werden. Das sah ich ein. Ich hatte aber immer noch Bedenken, mich in die Angelegenheit anderer Gewerkschaften zu mischen. Aber dem Drängen des Betriebsrats und des Vollziehungsbeamten der Kasse gab ich nach. Immerhin konnte ich ja als Vorsitzender der Krankenkasse tätig werden. Es mußte jetzt nur ein schneller Weg gefunden werden. In Flensburg war keine Hilfe zu bekommen. Hier waren alle Möglichkeiten erschöpft. Da fiel mir Dr. Seehusen im Wirtschaftsministerium ein. Ihn kannte ich von mehreren Probefahrten der Kümo-Werft Johannsen und Sörensen her. Dr. Seehusen war gebürtiger Flensburger. Während einer Probefahrt hatte er mir mal gesagt, wenn ich Sorgen hätte, könnte ich ihn in Kiel anrufen. Nun hatte ich Sorgen. Ich rief ihn umgehend an, bekam Verbindung mit ihm und habe ihm in wenigen Worten die verzweifelte Situation eines an sich gesunden Betriebes geschildert. Wir vereinbarten für den folgenden Tag um 9 Uhr eine Besprechung im Ministerium. Der Betriebsrat kam selbstverständlich mit. Er hatte die Bilanzen der letzten Jahre und sonstwie benötigte Unterlagen mit. Einige Zweifelsfragen, unter anderem die Frage, wieso ein so gesunder Betrieb nicht den Betrag von vierzigtausend Mark aufbringen konnte, wurden schnell geklärt. Dr. Seehusen rief in unserer Gegenwart zwei Herren der Landesgarantiekasse an und avisierte ihnen unseren Besuch. Weiter sagte er ihnen, daß er sehr daran interessiert sei, daß in diesem Fall geholfen würde. Wir wurden auch dort sofort empfangen und trugen in wenigen Worten unser Anliegen vor. Auch ihnen war natürlich unverständlich, daß ein an sich gesunder Betrieb nicht die Summe von 40 000 DM aufbringen konnte. Wir haben es ihnen kurz erläutert. Die Frage, ob der Wechsel nicht prolongiert werden könne, beantwortete ich mit einem klaren »Nein« und nannte in meinen weiteren Ausführungen den Namen des Frankfurter Fi-

nanziers. Die beiden Bankbeamten sahen sich vielsagend an, worauf ich ihnen sagte, daß der Name des Herren ihnen ja auch bekannt sei. Eine endgültige Antwort konnte man uns an diesem Tage nicht geben. Man versprach aber, die Angelegenheit schnellstens zu prüfen. Der Betriebsrat überreichte die Bilanzen und die Gewinn- und Verlustrechnungen der letzten drei Jahre mit der Zusicherung, daß sämtliche Unterlagen des Betriebs jederzeit zur Verfügung ständen. Das Ergebnis der Prüfung war, daß die Landesgarantiekasse den Wechsel übernahm. Der Betrieb konnte erhalten werden.

### *Der Kampf um die Ortsklasse I 1953/54*

Die nächste große Auseinandersetzung um Flensburgs Einstufung in die Ortsklasse I ließ nicht lange auf sich warten. Im Rahmentarifvertrag (RTV) für die Metallindustrie Schleswig-Holsteins vom 1. Juli 1949 war Flensburg in die Ortsklasse II mit 97% des sogenannten Ecklohns, nach dem alle Lohngruppen berechnet wurden, eingestuft. In der Ortsklasse I waren nur Kiel und Lübeck. Die übrigen Städte und das flache Land gehörten zur Ortsklasse III mit 93%. Der erste RTV von 1949 war nur zustande gekommen, weil Flensburg in die Ortsklasse II kam, sonst wäre der Vertrag nicht unterschrieben worden. Wir hatten die Forderung, in die Ortsklasse I zu kommen, nie aufgegeben. Schon lange vor 1954 beantragte ich bei der Bezirksleitung, bei den kommenden Tarifverhandlungen alles zu unternehmen, damit unsere Forderung nach Ortsklasse I erfüllt werde. Wenn es nicht anders ging, war ich auch bereit, einen Stufenplan anzuerkennen.

Mehrere Verhandlungen verliefen negativ. In einer Verhandlung im Eiderkrug in Rendsburg erklärte Direktor Hilgenberg von der Flensburger Schiffbauengesellschaft seine grundsätzliche Bereitschaft, sich für die Ortsklasse I einzusetzen. Er bat jedoch noch um etwas Geduld, da die Lage im Schiffbau nicht sehr gut sei. Eine Erhöhung der Löhne und Gehälter um drei Prozent und die dazukommenden allgemeinen Lohnerhöhungen könnten zur Zeit nicht verkraftet werden. Da erlaubte sich der Bezirksleiter (Heinrich Bohnsack), der die Verhandlungen leitete, die Bemerkung: »Wenn Sie nicht zahlen können, machen Sie doch Ihren Saftladen zu.« Es fiel mir schwer, in diesem Augenblick die Ruhe zu bewahren. Die Verhandlungen verliefen ohne das geringste Resultat. Ich muß in diesem Zusammenhang sagen, daß unser Bezirksleiter sich nicht sehr für die Flensburger eingesetzt hat. Vielleicht spielten hier politische Motive mit, denn er war ein guter »Schleswig-Holsteiner«.

Die Zeit verging, und eine weitere Verhandlung um die Ortsklasse I verlief wieder ohne Ergebnis. Die Erbitterung unserer Kollegen war groß. Ich stellte

daher bei der Bezirksleitung den Antrag auf Genehmigung einer Urabstimmung und erhielt diese auch. Die Vorbereitungen wurden eingeleitet und der Tag der Urabstimmung festgesetzt. Am gleichen Tag fand in Hamburg eine Konferenz der Bevollmächtigten statt, an der ich teilnehmen mußte. Im Konferenzzimmer in Hamburg lag ein schriftlicher Bescheid vor, daß ich mich sofort nach meiner Ankunft beim Bezirksleiter melden sollte. Ich war etwas erstaunt, außer dem Bezirksleiter auch Direktor Hilgenberg von der FSG vorzufinden. Letzterer versuchte immer wieder, mich zu veranlassen, die Urabstimmung abzustoppen. Das war ein unmögliches Verlangen. Ich konnte ihm natürlich nicht sagen, daß eine entsprechende Anordnung von mir in Flensburg einfach nicht befolgt werden würde. Es hätte auch eine heillose Verwirrung gegeben, wenn ich von Hamburg aus telefonisch das Abstoppen der Urabstimmung angeordnet hätte. Alle Betriebe hätten angerufen werden müssen, und sie hätten natürlich eine plausible Begründung verlangt. Und die konnte ich nicht geben. Der Bezirksleiter verhielt sich die ganze Zeit passiv. Dir. Hilgenberg drängte immer wieder auf Abbruch der Urabstimmung. Aber er konnte weder ein akzeptables Angebot machen noch einen Verhandlungstermin nennen. Zuletzt machte ich ihm folgenden Vorschlag: Er möge auf der Rückreise bei Dr. Schütte in der Carlshütte (in Rendsburg) vorsprechen und einen Verhandlungstermin für die kommende Woche vereinbaren. Ich müsse einen Bescheid so rechtzeitig erhalten, daß ich mein Büro in Flensburg anrufen könne, um zu veranlassen, daß das Ergebnis der Urabstimmung nicht ausgezählt sondern unter Verschuß gehalten wird. Das sei mein letztes Wort. Der Bescheid, daß am Mittwoch der kommenden Woche in der Mensa in Kiel verhandelt werden würde, kam rechtzeitig. Ich gab ihn nach Flensburg durch und verpflichtete meinen Stellvertreter M. Funke, die Auszählung unter allen Umständen zu verhindern. Ich hätte Dir. Hilgenberg mein Wort gegeben, daß so verfahren wird. Die Kollegen in Flensburg gaben sich zufrieden, da ja in wenigen Tagen verhandelt werden sollte. Die Ortsverwaltung bestimmte zwei Kollegen, die außer mir an der Verhandlung teilnehmen sollten. Verhandlungsleiter sollte der Bezirksleiter sein. Außer ihm nahm auch der Kieler Bevollmächtigte teil, der in der Organisation eine wichtige Position einnahm.

Der Arbeitgeberverband hatte seine Spitzenkräfte entsandt. Nach langen und zähen Verhandlungen wurde uns ein Vorschlag gemacht: Ab der nächsten Lohnwoche sollten der Lohn und die Gehälter von bisher 97% auf 98% erhöht werden. Über die weiteren Erhöhungen sollte im kommenden Frühjahr verhandelt werden. Es war ein mehr als bescheidener Erfolg. Aber die 97% waren vom Tisch. Ich versuchte immer wieder, verbindliche Termine für die weiteren Angleichungen an die Ortsklasse I zu erreichen, wobei ich auch bereit war, längere Fristen zu akzeptieren. Aber an dem gemachten Vorschlag war nicht zu

rütteln. Wir zogen uns zurück, um über den Vorschlag zu beraten. Ich erbat mir einige Minuten Bedenkzeit. Die Situation war kompliziert. In der Urabstimmung war die Frage gestellt worden, ob die Mitglieder die Eingruppierung in die Ortsklasse I durch Kampfmaßnahmen erzwingen wollten. Das Ergebnis der Abstimmung war nicht ausgezählt worden und konnte nun auch nicht mehr ausgezählt werden, weil die Situation sich verändert hatte. Bei einer veränderten Situation hätte eine neue Abstimmung, nun über das Verhandlungsangebot der Arbeitgeber, erfolgen müssen. Das aber würde eine heillose Verwirrung und Unruhe geben. Ich trug meine Auslegung der Satzungsbestimmungen vor und stellte die Frage, ob sie richtig sei. Das wurde mir bestätigt. Nach nochmaligen Überlegungen erklärte ich mich bereit, das Verhandlungsergebnis zu akzeptieren. Der Kieler Kollege meinte: »Du wirst es schwer haben in Flensburg.« »Wem sagst Du das, Emil? Hast Du eine bessere Lösung?« Er hatte keine. Meinen beiden Kollegen stellte ich es frei, ob sie dem Vorschlag zustimmen oder ihn ablehnen wollten. Sie stimmten zu. Nachdem das Ergebnis unserer Beratung den Arbeitgebern mitgeteilt worden war, wurde es Zeit, wenn wir den Zug noch erreichen wollten.

Für 19.30 Uhr hatte ich vorsorglich die Ortsverwaltung einberufen und für 20 Uhr die Vollversammlung der Vertrauensleute. Es konnte nicht ausbleiben, daß wir uns auf der Heimfahrt über den Verlauf der Verhandlungen unterhielten und auch darüber, ob wir in allen Fragen übereinstimmten. Zwischen Husby und Maasbüll erklärte der eine Kollege plötzlich: »Nein, ich lehne das Ergebnis als nicht ausreichend ab.« Da lehnte auch der andere Kollege ab. Meinen Hinweis, daß sie doch in Kiel zugestimmt hätten, fegten sie mit einer Handbewegung weg. Allem Zureden gegenüber blieben sie taub. So gingen wir tief zerstritten in die Ortsverwaltungssitzung. Nach einer kurzen Berichterstattung und Auslegung der Satzungsbestimmungen legten die beiden Kollegen los – und zogen alle Mitglieder der Ortsverwaltung auf ihre Seite. Das war nicht so schwierig, da sie alle gefühlsbetont argumentierten.

Die Vertrauensmänner waren alle versammelt und wurden unruhig! Einige drangen ins Büro ein und verlangten die Eröffnung der Versammlung. Ein letzter Appell an die Vernunft verhallte ungehört.

Der Sprecher der Vertrauensleute eröffnete die Versammlung und gab mir das Wort zur Berichterstattung. Zuerst verlief alles ruhig. Dann aber stellte ich fest, daß unsere »linken Freunde« von Tisch zu Tisch gingen und mit den Kollegen flüsterten. Das hatte etwas zu bedeuten. Als ich auf das Angebot der Arbeitgeber einging und die Satzungsbestimmungen erläuterte, kam es zu stürmischen Unruhen. Die Kollegen verlangten nun die Auszählung der Urabstimmung. Ich lehnte dieses Verlangen mit dem Hinweis ab, daß die Urabstimmung den 97% galt und nicht auf das Verhandlungsergebnis angewandt

werden könne. Mein Stellvertreter Funke forderte von mir die Auslieferung der Schlüssel zur Geschäftsstelle, um an die Behälter mit den Stimmzetteln der Urabstimmung zu kommen. Ich lehnte seine Forderung ab. Dann forderte er die Schlüssel von unserer Kassiererin. Ich verbot ihr die Auslieferung. Funke bestand darauf und erhielt die Schlüssel. Mit Triumph wurden nun die Stimmzettel ausgezählt und ergaben erwartungsgemäß eine übergroße Zahl von Stimmen (81,3%) für den Arbeitskampf. Auf die Frage einiger Ortsverwaltungsmitglieder, wie es nun weitergehen sollte, erklärte ich kurz und bündig: »Im kommenden Frühjahr.« Die Vertrauensmänner beschlossen die Einberufung einer allgemeinen Mitgliederversammlung, die sich mit dem Verhandlungsergebnis befassen sollte.

Alles deutete darauf hin, daß der Besuch überwältigend sein würde. Ich ließ für alle Fälle in den beiden unteren Sälen des Hauses eine Lautsprecheranlage installieren. Im oberen Saal würde ich selber sprechen. Wohl hatte ich mit einem großen Versammlungsbesuch gerechnet, aber nicht mit einem, der alle Rahmen sprengte. Nicht allein alle Sitzplätze waren besetzt, viele Teilnehmer standen gedrängt wie Heringe in einer Tonne. Der Bezirksleiter Bohnsack nahm auch an der Versammlung teil. Es wäre besser gewesen, wenn er in Hamburg geblieben wäre, denn seine Anwesenheit wirkte wie ein rotes Tuch auf den Stier. Schon als wir den Saal betraten, erhob sich ein ohrenbetäubender Lärm und ein von Zurufen begleitetes Pfeifkonzert. Zurufe wie: Raus! Verräter! Arbeitverräter! hagelten auf uns herab. Das Gedränge war so groß, daß wir Mühe hatten, uns bis zur Rednertribüne hindurchzuschlängeln. Da ich Berichterstatter war, mußte Funke die Versammlung leiten.

Als ich das Rednerpult betrat, wurde ich wieder mit einem Pfeifkonzert begrüßt. Ich gab einen ausführlichen Bericht über die Verhandlung und über die Vorgeschichte des Tarifvertrages. Verstanden worden bin ich kaum. Immer wieder wurde ich von Zurufen und Zwischenrufen unterbrochen. Nach meiner Meinung müssen wieder ortsfremde Mitglieder oder Angehörige bestimmter politischer Gruppen an der Versammlung teilgenommen haben. Allerdings konnte ich dieses nicht beweisen. Eine ordnungsgemäße Abwicklung der Versammlung war nicht gewährleistet. Die Erregung steigerte sich noch, als der Bezirksleiter mit seinem Fahrer die Versammlung vorzeitig verließ. Obwohl keiner ein Wort verstanden hatte, beendete ich meinen Bericht. Funke eröffnete die Aussprache. Keiner kümmerte sich um Wortmeldungen. Alles rief und schrie durcheinander. Nach einiger Zeit forderte ich Funke auf, die Versammlung zu schließen, was er ablehnte. Kurzerhand übernahm ich die Versammlungsleitung und gab eine kurze Erklärung ab, bat die Mitglieder der Ortsverwaltung ins Geschäftszimmer und schloß die Versammlung. Nur wenige dürften verstanden haben, worum es ging. Der Ortsverwaltung habe ich noch

einmal die Bestimmungen der für uns alle verbindlichen Satzung erläutert. Keiner konnte meine Darstellung widerlegen. Ich erklärte auch, daß ich von meinem Standpunkt nicht abweichen und alle sich etwa ergebenden Konsequenzen auf mich nehmen würde.

Bevor wir im Frühjahr 1954 die Verhandlungen mit dem Arbeitgeberverband aufnehmen konnten, hatten wir unsere Jahresvertreterversammlung. In dieser wurden die Ortsverwaltung, die Delegierten zur Bezirkskonferenz und der Bevollmächtigte sowie die Kassiererin gewählt. Meine Aufgabe als Bevollmächtigter und Geschäftsführer war es, den Rechenschaftsbericht über die Arbeit des vergangenen Jahres abzulegen. Abgesehen von einigen kritischen Stimmen war der Verlauf der Versammlung relativ ruhig und sachlich. Als Wahlangestellter hatte ich mich alle zwei Jahre zur Wahl zu stellen. Später wurde die Legislaturperiode auf drei Jahre verlängert. Alle Wahlen mußten schriftlich erfolgen. Das führte dazu, daß einige Kollegen der Ortsverwaltung nicht wieder gewählt wurden. Bei der Wahl des Bevollmächtigten bekam ich eine beachtliche Zahl von Nein-Stimmen, wurde aber dennoch für weitere zwei Jahre gewählt. Bei späteren Wahlen habe ich keine Gegenstimmen mehr erhalten.

In den Verhandlungen um die Ortsklasse I konnten endlich die Termine vereinbart werden, an denen Löhne und Gehälter auf 99% und schließlich auf



*Der Gewerkschaftsfunktionär Hans Nielsen an seinem Schreibtisch. 1954.*



100% festgesetzt wurden. Es ging uns nicht allein um die 3% sondern vor allem um die Frage, ob Flensburg für dauernd in der Ortsklasse II bleiben oder wie die Städte Kiel und Lübeck in I eingestuft werden sollte. Für uns war die Ortsklasse I zu einer Prestigefrage geworden. Nun war das Ziel erreicht, und es kehrte wieder Ruhe in der Organisation ein. Es zeigte sich bald, daß es eine trügerische Ruhe war. Unter der Oberfläche gärte und brodelte es.

*Politische Gegensätze im Betriebsrat der Flensburger  
Schiffsbaugesellschaft  
November 1955*

Mit der parteipolitischen Neutralität der Gewerkschaften war es eine eigene Sache. Schon von der Tradition her hatte es immer eine enge Verbindung zwischen Gewerkschaften und SPD gegeben. Diese Tradition lebte nach 1945 selbstverständlich wieder auf. Ebenso wie die christlichen Gewerkschaften aus der Zeit vor 1933 waren auch die (eher liberalen) Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften und die früheren Mitglieder der (kommunistischen) Revolutionären Gewerkschaftsopposition Mitglieder der neuen Gewerkschaft geworden. Konnte es gelingen, alle diese verschiedenen Richtungen zu einer Einheitsorganisation zusammenzuschmelzen? Nach einiger Zeit brachen alte Gegensätze wieder auf.

Auch das Verhältnis zu den Arbeitgebern verhärtete sich. Vergessen waren die Angebote der Arbeitgeber von 1945, den Arbeitern und Angestellten das Recht der vollen Mitbestimmung einzuräumen. Es dauerte nicht lange, und das Ahlener Programm (der CDU von 1947) war das Papier nicht wert, auf dem es gedruckt war. Mit der schnell fortschreitenden Restauration verschärfte sich die Gegensätze in Staat und Gesellschaft immer mehr. Nach dem Verbot der KPD (1956) verlagerte die Partei ihre Arbeit mehr in die Betriebe.

Im norddeutschen Raum traten die christlichen Gewerkschaften überhaupt nicht in Erscheinung. Soweit ich beurteilen kann, hatten sie in Flensburg keine Anhänger. Anders war es mit der KPD, die besonders in den Hafenstädten mit ihren Werften relativ stark vertreten war. Auch in Flensburg kam es zu heftigen Auseinandersetzungen in den Betrieben und in der Organisation. Eines Tages<sup>1</sup> kam es zu einer Kraftprobe im Betrieb der FSG. Während einer Auseinandersetzung im Betriebsrat löste dieser sich auf und erklärte geschlossen seinen Rücktritt. Funke rief mich an und sagte mir: »Ich wollte Dir nur mitteilen, daß wir uns soeben aufgelöst haben.« Ich bat ihn zu wiederholen, was

1. 11. November 1955.

er mir soeben gesagt hatte, da ich meinte, seine Mitteilung nicht verstanden zu haben. Ja, es stimmte. Der Betriebsrat hatte sich soeben aufgelöst, da eine sachliche Zusammenarbeit mit den Kollegen der KPD bzw. RGO sich als unmöglich erwies. Ich habe kein Blatt vor den Mund genommen und ihm vorgehalten, daß der Betriebsrat vor der KPD, die höchstens 25% der Sitze innehatte, kapituliert hätte. Es wurde für die nächsten Tage eine Sitzung der Ortsverwaltung einberufen, die sich mit der Neuwahl des Betriebsrats befassen sollte. Auch in der Sitzung der Ortsverwaltung habe ich den Kollegen ihre Unentschlossenheit und Nachgiebigkeit gegenüber der Opposition vorgehalten. Aber was half es? Ein einmal erklärter Rücktritt ist endgültig. Es wurde beschlossen, eine Betriebsversammlung im großen Saal des Deutschen Hauses abzuhalten. Meine Bezirksleitung in Hamburg wurde über die Vorgänge informiert. Zu der Zeit war der frühere Bezirksleiter Bohnsack seiner Funktion enthoben und in die Wüste geschickt. Mit dem neuen Bezirksleiter Sührig, der leider nach wenigen Jahren einem Herzleiden erlag, und seinem Nachfolger Heinz Ruhнау hat es nie Differenzen gegeben. Selbstverständlich hätten alle es gern gesehen, daß auch ich Mitglied der SPD geworden wäre. Aber sowohl die Bezirksleitung als auch der Vorstand in Frankfurt respektierten meine Haltung, die ja auch in Übereinstimmung mit einer großen Zahl unserer Mitglieder war.<sup>2</sup>

Nun, die Versammlung im Deutschen Haus fand statt und nahm, wie konnte es anders sein, einen stürmischen Verlauf. Ein führender Kollege der Opposition geriet derart in Ekstase, daß er sich zu einer Beleidigung des Direktor Hilgenberg von der FSG hinreißen ließ. Seine Äußerung war eindeutig eine Beleidigung, die eine fristlose Entlassung nach sich ziehen konnte – und diese erfolgte umgehend am folgenden Tag. Da der Sachverhalt klar war, weigerte ich mich, eine Klage vor dem Arbeitsgericht zu vertreten.

Da eine wirksame Türkontrolle sich nicht durchführen ließ, habe ich berechtigten Grund zur Annahme, daß auch in dieser Versammlung auswärtige Kräfte anwesend waren. In der Aussprache beschworen viele Kollegen die Einheit der Organisation. Sie konnten oder wollten nicht einsehen, daß die kurze Zeit der friedlichen Zusammenarbeit aller Kräfte endgültig vorbei war, und daß viele politische Gegensätze, die nun nicht mehr im parlamentarischen Rahmen ausgetragen werden konnten, in die Gewerkschaften und Betriebe verlagert wurden.

Um Einsprüche gegen die Neuwahl zu verhindern, mußten die Vorschriften des Betriebsverfassungsgesetzes peinlich genau beachtet werden. Die Wahl

2. Hans Nielsen war nach Ausschluß des Flensburger Ortsverbandes der SPD durch Kurt Schumacher für kurze Zeit Mitglied der dänisch gesinnten Sozialdemokratischen Partei Flensburg (1946-1954). 1948 fand er seine politische Heimat im SSW (Südschleswigscher Wählerverband).

fand termingemäß statt – und brachte keine Veränderung des Kräfteverhältnisses. Viel Energie war sinnlos verschwendet und viel Unruhe gestiftet worden. Es gab zwar im Betrieb eine große SPD-Betriebsgruppe, die aber nicht effektiv arbeitete. Sie scheute die offene Auseinandersetzung mit den oppositionellen Kräften. Das war aber der eigentliche Zweck der Betriebsgruppen. Damit soll jedoch nicht gesagt werden, daß sie völlig untätig war: Sie bereitete meinen Sturz vor. Auf einer Konferenz der SPD-Betriebsgruppe erzählten die drei Flensburger Vertreter dem Bezirksleiter Ruhнау freudestrahlend, daß sie Hans Nielsen rausschmeißen würden, wenn er nicht bis zum Jahresende der SPD beigetreten sei. Sie waren an die falsche Adresse geraten. Ruhнау sagte ihnen, sie sollten einmal genau zuhören: Der Hans Nielsen wird bleiben, bis er in Ehren in den Ruhestand tritt. Ist das verstanden worden? Es wurde verstanden! Ich habe mir aber nicht verkneifen können, der Ortsverwaltung bei passender Gelegenheit zu sagen, daß ich Verfolgter des Naziregimes sei. Daran sei ich nicht zerbrochen. Ich hätte das Zuchthaus und die Bewährungseinheit 999 überstanden, ohne zu zerbrechen. Ich würde es auch überleben, SPD-Verfolgter zu werden. Ich wurde verstanden und habe mit mehr Ruhe meiner Arbeit nachgehen können.

*Der große Streik vom 24. Oktober 56 bis zum 14. Februar 57:  
Lohnfortzahlung im Krankheitsfall für alle!*

Der Einsatz der Gewerkschaften war nicht vergeblich gewesen. In zähen Verhandlungen war es gelungen, die Löhne und Gehälter beachtlich zu erhöhen. Wir hatten die Arbeitszeit verkürzen und längeren Urlaub sowie zusätzliches Urlaubsgeld erkämpfen können. Die Organisation hatte sich stabilisiert. Der Mitgliederbestand zeigte eine steigende Tendenz. Aber ein großes Problem harnte noch seiner Lösung: Die Gleichstellung der Arbeiter mit den Angestellten im Krankheitsfall.

Bei einer Erkrankung, die zur Arbeitsunfähigkeit führte, erhielt der Angestellte für die Dauer von sechs Monaten sein Gehalt weiter, während der gewerbliche Arbeiter sich mit einem unzureichenden Krankengeld durchschlagen mußte. Wir verlangten die Gleichstellung der Arbeiter mit den Angestellten im Falle einer Erkrankung, die zur Arbeitsunfähigkeit führte. Den Arbeitgebern war unsere Forderung bekannt. Aber bis es zu echten Verhandlungen kam, verging lange Zeit. Wie zu erwarten war, wurden unsere Forderungen abgelehnt. Es gelang lediglich, für einige Tage der Arbeitsunfähigkeit einen kleinen Zuschuß auszuhandeln. Auf diese Weise konnte das Problem nicht gelöst werden. Im Parlament lag seit längerer Zeit ein Gesetzesentwurf

für eine bessere Versorgung im Krankheitsfall. Dieser Gesetzesentwurf verstaubte in den Schubladen. In vielen Sitzungen des Sozialpolitischen Ausschusses des Bundestages ist viel geredet worden. Der Lösung ist man jedoch keinen Schritt näher gekommen. Der Vorstand der IG Metall in Frankfurt hatte, genau wie die Mitglieder draußen im Lande, die Geduld verloren, da einfach kein guter Wille zur Lösung des Problems zu erkennen war. Wenn alle Verhandlungsmöglichkeiten erschöpft sind, gibt es nur den Verzicht auf die Forderungen – oder Kampfmaßnahmen, d. h. Streik. In Frankfurt wurde beschlossen, zu Kampfmaßnahmen zu schreiten. Der nächste Schritt war, ein Tarifgebiet zu bestimmen, in dem der Kampf geführt werden sollte. Die Bevollmächtigten in Schleswig-Holstein hatten sich intensiv mit der Sache befaßt und waren bereit, diesen Kampf zu führen. Der Vorstand stimmte zu. Die Metallarbeiter Schleswig-Holsteins sollten den Kampf eröffnen. Eine erneute Verhandlung mit den Arbeitgebern verlief ohne Ergebnis. Die Organisation erklärte die Verhandlungen für gescheitert und stellte in Frankfurt den Antrag auf Genehmigung der Urabstimmung. Das Gesamtergebnis der in Schleswig-Holstein abgegebenen Stimmen ergab über 75% für Kampfmaßnahmen.<sup>3</sup> Das bedeutete Streik. Wir hatten schon lange mit der Möglichkeit eines Arbeitskampfes gerechnet und rechtzeitig mit den Vorbereitungen begonnen. Die Streikenden mußten jeden Tag registriert und die Streikkarten in zwei Ausfertigungen ausgeschrieben werden. Im Böckler-Saal des Gewerkschaftshauses wurden sechs Zahlstellen eingerichtet, damit die Auszahlung der Streikunterstützung reibungslos abgewickelt werden konnte. Für die Vertrauensmänner wurden Verhaltensrichtlinien ausgearbeitet. Jeden Morgen erhielten die Streikenden die neuen Streiknachrichten der Bezirksleitung, die für den Ablauf des Streiks verantwortlich war. Auch die täglichen Streikposten mußten eingeteilt werden. Es war nicht schwer, für diese Arbeit Freiwillige zu finden. Besonders die ersten Streikposten, die rechtzeitig vor den Betrieben aufkreuzen mußten, waren sehr beliebt. Es war am Morgen zwar recht kalt, aber die ersten Streikposten erhielten einen großen Becher heißen Tee, in dem eine gute Portion Rum enthalten war. Um alle bestreikten Betriebe rechtzeitig am Morgen erreichen zu können, wurde ein Fahrdienst eingerichtet, der auch den Tee mit Rum zu den Streikposten brachte. Nachdem auf Beschluß des Vorstandes wöchentlich eine Sonderunterstützung von 10,00 DM und eine monatliche Mietbeihilfe von 45,00 DM für Verheiratete und 25,00 DM für Ledige ausgezahlt wurde, mußten die Zahlstellen mit weiteren Helfern verstärkt werden. Jeden Tag waren außer den Streikposten zwischen 40 und 45 Kollegen als Helfer eingesetzt. Teils

3. Die Urabstimmung fand am 11./12. Oktober 1956 statt. Von den etwa 21 000 bis 23 000 abgegebenen Stimmen sprachen sich 77,5% (nach anderer Angabe: 88%) für den Streik aus.

arbeiteten sie nur vormittags, teils eine Zeit am Nachmittag. Jeder Streikhelfer erhielt täglich ein gutes Mittagessen und ein Getränk zusätzlich zu seiner satzungsmäßigen Unterstützung. Die wöchentliche Auszahlung der Unterstützung war so organisiert, daß auf dem Höhepunkt des Streiks etwa 2 000 Kollegen ihre Unterstützung im Verlauf einer Stunde erhielten. Keiner brauchte sich zu langweilen. Im großen Saal des Gewerkschaftshauses wurden Skat- und Schachturniere ausgetragen. Brettspiele standen in großer Zahl zur Verfügung. Ausgehend von der Erkenntnis, daß in einem Streik die Frau ein besonders wichtiger Faktor ist, war auch an sie gedacht worden. Im großen Saal des Hauses wurden für jeweils 300 Frauen ein Unterhaltungsnachmittag veranstaltet. Sie wurden mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Eine Musikgruppe spielte, oder es wurde eine Laienspielgruppe verpflichtet. In wenigen Minuten wurden die Frauen über Sinn und Zweck des Streiks informiert. Für die Frauen war es außerdem sehr wichtig zu erfahren, daß ihre Männer auch während des Streiks gegen Krankheit versichert waren, die Beiträge zahlte die Gewerkschaft. Es waren allerdings nur Leistungen ohne Barleistungen. Für den Lebensunterhalt zahlte die Gewerkschaft ja ihre Unterstützung. Es herrschte immer eine vorzügliche Stimmung. Im großen Saal des Deutschen Hauses wurden Veranstaltungen mit bekannten Künstlern durchgeführt. Das Weihnachtsfest nahte. An solchen Festtagen versuchten die Arbeitgeber, die Stimmung der Menschen für sich zu nutzen. Sie versandten Briefe an die »Lieben Mitarbeiter«, in denen sie mitteilten, daß die Arbeitsplätze zu jeder Zeit wieder eingenommen werden könnten. Es fiel keiner auf diesen Schmus herein. Zwei große Weihnachtsfeiern wurden im Deutschen Haus für die Streikenden und ihre Frauen veranstaltet. Aber auch an die Kinder wurde gedacht. Für drei Altersgruppen gab es Weihnachtsfeiern mit einem Programm, das dem Alter der Kinder entsprach. Auch hier herrschte eine vorzügliche Stimmung.

Gleich zu Beginn des Streiks beschuldigten die Arbeitgeber uns, die Friedenspflicht im Schlichtungsabkommen verletzt zu haben, da wir vor dem Ablauf der Friedenspflicht die Urabstimmung durchgeführt hatten. Unser Standpunkt war natürlich ein anderer. Wir betrachteten die Urabstimmung lediglich als eine Befragung der Mitglieder. Die Arbeitgeber gingen vor das Arbeitsgericht, das in letzter Instanz die IG Metall schuldig sprach. Sie forderten Schadensersatz in Höhe von 35 Millionen DM. Gegen das Urteil des Bundesarbeitsgerichts legte die Organisation Verfassungsbeschwerde ein. Zu einer endgültigen Entscheidung ist es nicht gekommen. Nach dem Streik einigten Arbeitgeber und Gewerkschaft sich unter Aufrechterhaltung ihrer unterschiedlichen Standpunkte auf eine Schlichtungsvereinbarung. An der waren sie genau so interessiert wie die Gewerkschaft, denn ohne eine Schlichtungsvereinbarung hätte, ohne Einhaltung von Fristen sofort nach Ablauf eines

Tarifvertrages, mit Kampfmaßnahmen begonnen werden können.

Ende Dezember 1956 kam es in Kiel zu einer Schlichtungsverhandlung, in welcher der Arbeitsrechtler Prof. Dr. Ernst Nikisch den Vorsitz führte. Ich gehörte dem Ausschuß an. An drei Tagen wurde in mühevoller Arbeit ein Vorschlag erarbeitet, der in der Abstimmung von mir als Sprecher der Gewerkschaft abgelehnt wurde. Der alte Professor Nikisch hat sich große Mühe gegeben, mich doch noch zur Annahme des Vorschlags zu bewegen. Seine Mühe war vergebens. Da es sich um eine freiwillige Schlichtung handelte, war sie nicht verbindlich. Prof. Nikisch stimmte mit den Arbeitgebern für den Vorschlag. Am 7. Januar 1957 ging der Schlichtungsvorschlag in die Urabstimmung. Die Beteiligung an der Abstimmung betrug 98,98%. Für die Ablehnung des Vorschlags stimmten in Schleswig-Holstein 97,38%.<sup>4</sup> Der Streik ging weiter. Nun schaltete sich der Bundeskanzler Dr. Adenauer ein. Er lud die streitenden Parteien zu sich nach Bonn. Es kam nichts dabei heraus. Der Bundeskanzler beschwor die Gewerkschaft, den Streik abubrechen, da der durch den Arbeitskampf entstandene volkswirtschaftliche Schaden nicht zu verantworten sei. Einen positiven Vorschlag konnte aber auch er nicht machen.

In langwierigen Verhandlungen wurde zwischen dem Arbeitgeberverband und der IG Metall ein neuer Vorschlag erarbeitet, der einige nicht unwesentliche Verbesserungen enthielt aber in der Urabstimmung mit 76,24% der Stimmen abgelehnt wurde. Daraufhin rief der Vorstand die Freiwillige Schlichtungsstelle an, die unter dem Vorsitz des früheren Arbeitsministers von Nordrhein/Westfalen Ernst am 8. und 9. Februar im Landeshaus in Kiel zusammentrat. In den späten Abendstunden des 9. Februars konnte ein neuer, verbesserter Vorschlag der großen Tarifkommission vorgelegt und zu Annahme empfohlen werden. Am Mittwoch dem 13. Februar sollte der Vorschlag in die Urabstimmung gehen. Für die Annahme stimmten 57,66%, für die Ablehnung 39,66%. Damit war der Schlichtungsvorschlag angenommen.<sup>5</sup> Die Arbeit konnte am 15. Februar nach fast 17 Wochen Streik wieder aufgenommen werden.

Die abschließenden Versammlungen verliefen zum Teil stürmisch. Aber sie mußten durchgestanden werden. Nicht nur in Flensburg<sup>6</sup> sondern auch in Eckernförde, wo ich über die letzten Verhandlungsergebnisse zu referieren und das Verhandlungsergebnis zur Annahme zu empfehlen hatte, gab es stürmische

4. In Flensburg gaben am 7. Jan. 1957 von 2 102 stimmberechten Metallern 2 100 ihre Stimme ab. 2 083 (99,2%) lehnten den Schlichtungsvorschlag ab, lediglich 16 waren für die Annahme.

5. Zum Verständnis der folgenden stürmischen Auseinandersetzung in Flensburg muß angemerkt werden, daß in Flensburg von den 2 097 Stimmberechtigten 2 020 an der Urabstimmung teilnahmen. Für die Annahme votierten nur 355, für die Ablehnung 1 656 (82,1%), der Rest waren ungültige Stimmen.

Auseinandersetzungen. Aber die Arbeit wurde in voller Ordnung wieder aufgenommen.

Von dem Ergebnis dieses großen Streiks profitierten nicht nur die Metallarbeiter Schleswig-Holsteins. Nun bequemte sich endlich auch der Gesetzgeber! Dem Bundestag wurde ein Gesetzesentwurf vorgelegt, der allen gewerblichen Arbeitnehmern im Falle der Arbeitsunfähigkeit wegen Krankheit 90% des Nettolohns für die Dauer von sechs Wochen sicherte. Im folgenden Jahr wurde eine Gesetzesänderung vorgenommen, durch welche den gewerblichen Arbeitern im Krankheitsfall 100% des Nettolohns für die Dauer von sechs Wochen gezahlt wurden. Die Dringlichkeit dieser sozialpolitischen Maßnahme war weder von den Arbeitgebern noch vom Parlament erkannt worden. Es bedurfte eines Streiks von vielen Wochen, um sie zum Handeln zu bewegen.

6. Hans Nielsen wurde in Flensburg mit Pfiffen und Raus-Rufen begrüßt. Störungen und Tumulte prägten die Versammlung. Du Schwein, Lump, Arbeitverräter und Adenauerknecht waren die Bezeichnungen, die H. Nielsen über sich ergehen lassen mußte.

# Vertreter der Versicherten in der AOK Flensburg

Es kamen für mich nun etwas ruhigere Jahre. Die politischen und persönlichen Anfeindungen ebten etwas ab, und ich konnte mich mehr und ungestörter mit dem Ausbau der Organisation befassen. Die Zusammenarbeit im Gewerkschaftshaus ließ allerdings zeitweise zu wünschen übrig. Der Vorsitzende des DGB-Kreises Flensburg wollte gerne die dominierende Rolle spielen. Mehr als einmal war es notwendig, ihn in seine Schranken zu verweisen und ihm zu verstehen zu geben, daß der DGB zwar die repräsentative Spitze der Gewerkschaften sei, auch Gemeinschaftsaufgaben wahrzunehmen habe, die einzelnen Gewerkschaften aber autonome Organisationen waren. Wir waren beide harte Köpfe. Und so konnte es nicht ausbleiben, daß die Funken flogen.

Bei der Neuwahl des Vorsitzenden des Landesbezirks Nordmark des Deutschen Gewerkschaftsbundes verzichtete ich auf mein Mandat, da ich den vorgeschlagenen Kollegen nicht wählen konnte, und es keine Alternative gab. Grund für meine Ablehnung war die Tatsache, daß er während des Krieges der Waffen-SS angehört hatte. Ob er schon Offizier gewesen war – oder auf die Offiziersschule geschickt werden sollte, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Er soll auch nachgewiesen haben, daß sowohl seine Einheit als auch er selber keine Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen hatten. Es mag auch durchaus so gewesen sein. Auch in seiner Amtsführung konnte ihm nichts angelastet werden. Aber ich hatte meine Grundsätze.

Als Nachfolger für Max Beyreis, der 1965 wegen Erreichen der Altersgrenze ausschied, wurde Heinz Podschun zum Geschäftsführer des DGB-Kreises Flensburg gewählt. Auch hier gab es keine Alternative. Die Zusammenarbeit mit ihm vollzog sich nicht reibungslos. Wir beide waren eben nicht auf gleicher Wellenlänge. Daß er der führende Kopf des Dreigestirns gewesen war, das mich »rausschmeißen« wollte, wirkte sich nicht gerade günstig auf das gegenseitige Verhältnis aus. Es waren aber doch nicht überwiegend persönliche sondern sachliche Bedenken, die ich gegen ihn hatte. Nach meiner Ansicht verfügte er einfach nicht über das Wissen, das er als hauptamtlicher Gewerkschaftsfunktionär haben mußte.

Eine hauptamtliche Tätigkeit in der Gewerkschaft zieht automatisch ehrenamtliche Funktionen nach sich. So konnte es nicht ausbleiben, daß ich aktiv an den Vorarbeiten für die Übernahme der Selbstverwaltung der Sozialversicherung teilnahm. Es galt, besonders die jüngeren Kollegen gründlich für die Mitarbeit in den Vorständen und Vertreterversammlungen zu schulen. Der



Gesetzgeber ließ sich auch hier viel Zeit. Erst im Jahre 1953 konnten die Wahlen für die Vorstände und Vertreterversammlungen ausgeschrieben werden. Vor 1933 stellten die Versicherten zweidrittel und die Arbeitgeber ein Drittel der Mitglieder des Vorstandes und der Vertreterversammlung. Die damalige Regelung entsprach der Aufteilung des Beitrags auf die Versicherten und Arbeitgeber. Bei der Wiederherstellung der Selbstverwaltung stellten sowohl die Versicherten als auch die Arbeitgeber je die Hälfte der Mitglieder des Vorstandes und der Vertreterversammlung. Auch der Beitrag wurde je zur Hälfte von den Versicherten und den Arbeitgebern aufgebracht.

Bei der ersten Wahl im Jahre 1953 wurde ich in die Vertreterversammlung und von dieser in den Vorstand der Allgemeinen Ortskrankenkasse für die Stadt Flensburg gewählt. In der konstituierenden Sitzung des Vorstandes wurde ich zum Vorsitzenden gewählt. Die Vertreter der Arbeitgeber wählten den Fabrikanten Friedrich Klaus zum Vorsitzenden. Die Funktion als Vorsitzender ging im jährlichen Wechsel vom Vertreter der Versicherten zu dem der Arbeitgeber. Für die Vertreterversammlung galt die gleiche Regel mit der Maßgabe, daß in dem Jahr, in dem der Vertreter der Versicherten den Vorsitz im Vorstand hatte, in der Vertreterversammlung der Vertreter der Arbeitgeber den Vorsitz führte. Die Arbeit im Vorstand war zu jeder Zeit von sachlicher Zusammenarbeit gekennzeichnet. Es hat in den 21 Jahren, in denen ich im Vorstand arbeiten konnte, keine Kampfabstimmung gegeben. In Personalangelegenheiten war jedes Vorstandsmitglied bemüht, in Zusammenarbeit mit dem Verwaltungschef und der Personalvertretung, jedem Mitarbeiter zu seinem Recht zu verhelfen. Das bedeutet aber nicht, daß alle Wünsche erfüllt werden konnten. Es konnte nicht ausbleiben, daß auch einmal ein »Nein« gesagt werden mußte. Vor allem bemühte sich jeder darum, es nicht zu einer sogenannten Vetternwirtschaft kommen zu lassen.

War die Zusammenarbeit im Vorstand gut, kann solches von der Zusammenarbeit zwischen Vorstand und Vertreterversammlung nicht gesagt werden. Besonders bei der Festsetzung des Voranschlags und der Abnahme der Jahresrechnung kam es fast immer zu unerfreulichen Auseinandersetzungen. Zum Teil mögen sie darauf zurückzuführen sein, daß die Sprecher die Problematik nur unzureichend erkannten und rein gefühlsmäßig argumentierten. Einen beliebten Ansatzpunkt für die Kritik bildeten immer die Ausgaben für die Versicherung der Rentner. In völliger Verkennung der Tatsachen warf man mir immer vor, gegen die Rentner zu sein. Nichts war abwegiger als dieser Vorwurf. Er wurde auch durch die den Rentnern gewährten Leistungen widerlegt. Wenn der Gesetzgeber die Kassen verpflichtet, die Einnahmen und Ausgaben der Pflichtmitglieder und der Rentnerkrankensversicherung gesondert aufzuführen, dann muß so verfahren werden. Es ergeben sich so auch die besten

Vergleichsmöglichkeiten. Eine oft wiederholte Forderung, wir sollten uns der solidarischen Verpflichtung gegenüber den Rentnern bewußt sein, war stets ein Schlag ins Wasser. Die Zahlen der Jahresabrechnungen waren der beste Beweis dafür, daß den Rentnermitgliedern alles gewährt wurde, was sie nach billigem Ermessen fordern konnten. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß die Einnahmen für die Rentnerversicherung bei weitem nicht die Ausgaben abdecken konnten. Die Unterschüsse gingen in den letzten Jahren meiner Mitarbeit in die Millionen. Die Fehlbeträge mußten durch die Beiträge der Pflichtmitglieder gedeckt werden. Unsolidarisches Verhalten konnte uns nicht vorgeworfen werden.

Die Ortskrankenkassen können stolz auf ihre Leistungen sein. Nichts ist ungerechter als sie als »Armeleutekassen« zu diskriminieren.

Außer der Arbeit im Vorstand der örtlichen Kasse gehörte ich der Vertreterversammlung des Landesverbandes der AOK an. Bei der Wiedereinführung der Selbstverwaltung wurde auch der alte Landesverband Norden wieder errichtet. Er umfaßte, wie in der Zeit vor 1933, außer den Ortskrankenkassen in Schleswig-Holstein auch die der Hansestadt Hamburg. Die Landesregierung in Kiel erhob gegen diesen Zusammenschluß Einspruch, da die Hamburger Kasse nach Ansicht der Landesregierung für sie kein Verhandlungspartner sein konnte. Der Verband mußte ohne Hamburg weitergeführt werden.

Die Arbeit im Landesverband mußte wahrgenommen werden. Sie konnte mich aber nicht befriedigen. Das mag zum Teil an den Führungskräften im Landesverband gelegen haben, die, was die Versichertenvertreter anbelangt, mehr nach parteipolitischen Gesichtspunkten zusammengesetzt waren. Es wurde auch zu viel hinter den Kulissen geschoben. Auf Informationen aus dem Landesverband konnte man sich nicht immer voll verlassen. In Flensburg waren wir gewohnt, sparsam zu wirtschaften, insbesondere wenn es um Reisekosten ging. Im Landesverband arbeitete man großzügiger. Für eine Vertreterversammlung wurden zwei Tage angesetzt. Der erste Tag diente der Anreise und der Vorbesprechung der Tagesordnung. Arbeitgeber und Versicherte berieten getrennt. Die gemeinsame Tagung fand dann am folgenden Tag statt. Manche Vertreterversammlung schleppte sich mühsam bis Mittag hin. Dafür konnten zwei Tagegelder, Reise- und Hotelkosten kassiert werden. Für die ersten Vertreterversammlungen, die noch dem Aufbau des Landesverbandes dienten, konnten zwei Tage gerechtfertigt sein. Später hätte ein Tag vollauf genügt. Ich machte in einer Vorbesprechung der Versicherten einen entsprechenden Vorschlag, der aber ohne Aussprache vom Tisch gefegt wurde.

Die letzte Vertreterversammlung vor Ablauf meiner letzten Legislaturperiode fand im Mai 1974 auf Helgoland statt. Wie immer fand eine Vorbesprechung statt. Der Vorsitzende war in dem Jahr ein Versicherter. Er brachte den schriftlichen Bericht über die Arbeit des Jahres 1973 mit und las ihn Wort für Wort

vor, so daß wir mühelos folgen konnten. Wir hatten vorher ein Exemplar erhalten. Zu meiner Überraschung wurde über eine schwerwiegende Maßnahme der Landesversicherungsanstalt Schleswig-Holstein in Lübeck, von der die gewerblichen Arbeitnehmer betroffen wurden, kein Wort gesagt. Gegen Ende des Jahres 1973, wir hatten den Voranschlag für das Jahr 1974 bereits beschlossen, erreichte uns ein an alle Ortskrankenkassen des Landes gerichtetes Schreiben der Landesversicherungsanstalt (LVA) in Lübeck, in dem den Kassen mitgeteilt wurde, daß der Zuschuß der LVA aus haushaltsrechtlichen Gründen mit sofortiger Wirkung gestrichen wird. Von dieser Mitteilung waren wir nicht informiert worden, bevor das Schreiben an alle Kassen hinausgegangen war, und das, obwohl ein Mitglied unserer Vertreterversammlung auch Mitglied der Vertreterversammlung der LVA war und dort auch dem Finanzausschuß angehörte. Nach den Bestimmungen der Satzung zahlten wir für Zahnersatz 60% der Kosten, dazu kam ein Zuschuß von der LVA in Höhe von 33 1/3%. Der geringe Restbetrag mußte vom Mitglied aufgebracht werden. Dieser Zuschuß fiel nun ersatzlos fort mit der Maßgabe, daß bereits bewilligte Anträge auf Zahnersatz noch bezuschußt würden. Für Versicherte ohne Anspruch auf Zuschuß der LVA zahlte die Kasse 80% der Kosten. Die Mitglieder, die nun Antrag auf Zahnersatz stellten, wurden schriftlich von der Neuregelung in Kenntnis gesetzt, und es wurde ihnen zugesichert, daß sie bei Rücknahme der Maßnahme der LVA den Differenzbetrag zwischen 80 und 93 1/3% erstattet bekommen sollten. Ich setzte mich sofort mit dem Vorstand des Landesbezirks Nordmark des DGB in Verbindung und protestierte gegen die Benachteiligung der gewerblichen Arbeitnehmer im Lande Schleswig-Holstein. Es könne nicht hingenommen werden, daß gewerbliche Arbeiter des Landes zu Versicherten minderen Grades degradiert werden. Auch im Lande selbst werde durch die Maßnahme der LVA ungleiches Recht geschaffen, denn die im Einzugsgebiet Hamburgs wohnenden und in Hamburg beschäftigten Arbeiter würden von der Maßnahme der LVA nicht betroffen werden. Ich forderte den Landesbezirk Nordmark des DGB auf, sich unverzüglich für die Wiederherstellung des bisherigen Rechtszustandes einzusetzen. Es vergingen mehrere Wochen, ohne daß ich eine Stellungnahme oder auch nur eine Empfangsbestätigung über den Eingang meines Schreibens erhielt. Schon erwog ich, mir die Antwort persönlich abzuholen, als ich endlich eine Antwort erhielt. Sie war allerdings das Papier nicht wert, auf dem sie geschrieben war: Man sei sich der Brisanz der Maßnahme der LVA durchaus bewußt, hoffe aber, daß es in absehbarer Zeit .... Das war alles. So war der Stand dieser Angelegenheit, als die Versichertenvertreter ihre Vorbesprechung auf Helgoland abhielten. Im schriftlichen Bericht des Landesverbandes wurde die Maßnahme, wie bereits angeführt, mit keinem Wort erwähnt.

Der Kollege des Landesbezirksvorstandes, der bisher an allen Vorbesprechungen teilgenommen hatte, war nicht erschienen, da er eine Sitzung in Hamburg hatte, die seine Anwesenheit erforderte. Dazu hatte ich trocken bemerkt: »Wir haben auch hier eine Sitzung.« Nach der Verlesung des Jahresberichts wurde die übliche Frage gestellt, ob einer der Kollegen das Wort wünsche. Ich wartete einen Augenblick, da vielleicht einer der übrigen Vorstandsmitglieder etwas zum Bericht zu sagen hatte. Das war offensichtlich nicht der Fall, was der Leiter der Vorbesprechung gerade feststellen wollte, als ich mich zu Wort meldete. Zum Bericht des Vorstandes hätte ich nichts zu sagen, wohl aber zu dem, was nicht gesagt worden ist. Ich habe dann in längeren Ausführungen meiner Enttäuschung über die passive Rolle des Landesbezirks und des Vorstandes Ausdruck gegeben. Daß der Landesverband eine so einschneidende Maßnahme, von der alle gewerblichen Arbeitnehmer des Landes betroffen würden, überhaupt nicht zur Kenntnis genommen hatte, sei niederschmetternd. Wortmeldungen erfolgten nicht, auch der Vorstand nahm meine Ausführungen schweigend hin. So konnten sich denn die Vertreter in das »Helgoländer Nachtleben« stürzen.

Am folgenden Tag fand dann die eigentliche Verbandstagung statt, an der die drei Säulen der Selbstverwaltung teilnahmen: Arbeitgeber, die Geschäftsführer der Kassen und die Vertreter der Versicherten. Alle saßen säuberlich voneinander getrennt. Die Geschäftsführer der Kassen hatten kein Stimmrecht und verhielten sich passiv. Aber von den Beschlüssen mußten sie ja, soweit die einzelnen Kassen von ihnen betroffen würden, Kenntnis haben. Wie immer wurden einige Ehrengäste, unter ihnen der Direktor der LVA Lübeck, begrüßt. Meine Hoffnung, daß der Vorsitzende mit einigen wenigen Worten auf die Maßnahme der LVA eingehen würde, erfüllte sich nicht. Er hielt sich streng an sein Manuskript. Es war das gleiche Bild wie auf fast allen Tagungen, angefangen beim Bundestag bis zum kleinsten Gesangsverein: Die Redner klammern sich krampfhaft an ihr Manuskript und tauchen nur wenige Augenblicke mit der Nase aus ihrer Textvorlage auf. So kann es nicht verwundern, wenn sich auf allen möglichen Tagungen eine gähnende Langeweile ausbreitet. Die freie Diskussion, in der die Meinungen aufeinanderprallen, gehört anscheinend der Vergangenheit an. Viele Politiker und Inhaber hoher Titel sind Marionetten ihrer Assistenten, die ihnen ihre Reden schreiben. Gut, daß sie wenigstens lesen können!

Nach dem Bericht des Vorsitzenden wurde mit der Aussprache begonnen. Wieder ließ ich mir Zeit, bis ich mich zu Wort meldete. Nachdem ich die Maßnahmen der LVA einer sachlichen Kritik unterzogen hatte, ging ich zu einigen grundsätzlichen Bemerkungen über und zeigte einige organisatorische Mängel unserer Sozialversicherung auf, und zwar unter besonderer Betonung

der Maßnahmen der LVA. Ich wüßte, daß ich hier an Tabus rührte, aber Tabus, die der Weiterentwicklung gesellschaftspolitischer Strukturen im Wege stünden, müßten beseitigt und durch zeitgemäße, auf die Zukunft gerichtete Einrichtungen ersetzt werden. So wie es für die Angestellten eine bundeseinheitliche Rentenversicherungsanstalt gäbe, müßte an die Stelle der 16 Landesversicherungsanstalten der Arbeiter eine bundeseinheitliche Versicherungsanstalt geschaffen werden. Als Fernziel könnte ich mir eine einheitliche Rentenversicherung für Arbeiter und Angestellte denken. Hätten wir eine einheitliche Rentenversicherung, dann könne es auch nur ein einheitliches Recht für alle geben, nicht aber, wie im vorliegenden Fall, zu einer Ungleichheit führen. Wortmeldungen von Arbeitgebern und Versicherten lagen nicht vor. Aber der Direktor der LVA meldete sich zu Wort. Zuerst dankte er für die Einladung zur Tagung. Er sei gekommen, da er mit einer Diskussion über die Maßnahmen der LVA gerechnet hätte. (Sie war ja sehr einseitig!) Dann glaubte er, mich darüber aufklären zu müssen, daß es sich bei den Zuschüssen der LVA zum Zahnersatz um eine freiwillige Leistung handle. Zur Frage der einheitlichen Rentenversicherungsanstalt berief er sich auf die Stellungnahme des DGB, der ausdrücklich die gegliederte Sozialversicherung bejaht habe. Nach einigen belanglosen Bemerkungen schloß er seine Ausführungen mit den Worten ab: »Das, Herr Nielsen, wollte ich Ihnen nur gesagt haben.« Zu diesen Ausführungen bemerkte der Direktor der Flensburger AOK zu den bei ihm sitzenden Geschäftsführern: »Lassen Sie nur. Das läßt der Herr Nielsen sich nicht gefallen. Er wird schon eine passende Antwort geben.« Das tat ich denn auch. Kaum hatte der LVA-Direktor seine Ausführungen beendet, als ich mich für eine persönliche Bemerkung zu Wort meldete. Bevor mir das Wort erteilt wurde, stand ich schon am Rednerpult. Der Tagungsleiter, ein Herr Stoltenberg aus Schleswig, fragte mich, ob ich denn nicht Demokrat sei und eine einmal getroffene Entscheidung respektiere. Natürlich sei ich Demokrat, und das sogar aus Überzeugung. Eine lebendige Demokratie könne aber nicht statisch sein sondern müsse, wenn sie wirklich als Demokratie verstanden werden soll, dynamisch sein. Das bedeute auch, daß man für die Abänderung einer Entscheidung, wenn sie sich im Widerspruch mit der gesellschaftlichen Entwicklung befindet, eintreten könne und müsse. Dann wandte ich mich an den Direktor der LVA. Ich hätte mich mit meinen Ausführungen an die Vertreterversammlung gewandt. Da er sich aber ausschließlich an mich persönlich gewandt hätte, solle er auch eine persönliche Antwort erhalten. Mit leichter Ironie habe ich ihm dann erklärt, daß ich sehr wohl wisse, daß es sich bei den bisherigen Zuschüssen zum Zahnersatz um freiwillige Leistungen gehandelt habe. Aber ihre ersatzlose Streichung nur bei der LVA in Schleswig-Holstein, während die Zuschüsse von den anderen LVAs weiterhin gezahlt würden, bedeute doch, daß

die gewerblichen Arbeitnehmer im Lande Schleswig-Holstein zu Arbeitnehmern minderen Rechts gegenüber ihren Kollegen in den anderen LVAs degradiert würden. Die ersatzlose Streichung der Zuschüsse in Schleswig-Holstein lege die Mängel in der Struktur der Arbeiterrentenversicherung offen. Meine weitere Frage, ob wir bei einer bundeseinheitlichen Arbeiterrentenversicherung nicht doch auch weiterhin eine gegliederte Sozialversicherung hätten, blieb unbeantwortet.

Über die Reaktion der Arbeitgeber und der Versichertenvertreter kann ich nichts sagen, da sie sich ausschwiegen. Anders war die Reaktion der Geschäftsführer. Wie mir Direktor Pinn von der AOK Flensburg nach Tagen sagte, standen sie positiv zu meinen Ausführungen: »Das mußte endlich einmal gesagt werden«. »Hier spricht endlich mal ein Vertreter, der auch weiß, wö-rüber er spricht«. Die Ausführungen des Direktors der LVA bezeichneten sie als »sehr ungeschickt«.

So endete die letzte Vertreterversammlung des Landesverbandes der Allgemeinen Ortskrankenkassen, an der ich teilnehmen konnte. Von den Arbeitgebern habe ich nicht viel erwartet. Aber die vollkommen negative Haltung der Versichertenvertreter hat mich tief enttäuscht. Die Legislaturperiode lief aus. Die Selbstverwaltungsorgane mußten für die Dauer von sechs Jahren neu gewählt werden. Ich habe nicht mit einer Wiederwahl gerechnet, da ich am Ende der Legislaturperiode 70 Jahre alt sein würde.

Es war selbstverständlich, daß neue Kräfte nachdrängten, um die alten abzulösen. Das ist nun einmal der Lauf der Welt. Aber es kommt doch wohl darauf an, unter welchen Umständen man aus einer langjährigen Tätigkeit ausscheidet. Ich hatte erwartet, daß die Kollegen vor der Aufstellung der Kandidaten zumindest ein Gespräch mit mir führen würden. Ich hörte auf der Straße, daß ich nicht wieder aufgestellt werden sollte. Zu meinem Nachfolger im Vorstand der AOK Flensburg wurde Heinz Podschun gewählt.

# Meine Mitgliedschaft in der SPD und im SSW

Einen Streifzug durch mein Arbeitsleben muß ich noch schildern. Wie meine Mitgliedschaft in der SPD und später in der SAP endete ist bekannt. Nach dem Ende des Naziregimes wurde u. a. auch die SPD neu gegründet. Es fehlte nicht an Bemühungen, mich für die Partei zu gewinnen. Ich bin kein SPD-Mitglied geworden. Zu tief saß die Enttäuschung über den kampflosen Untergang der Arbeiterbewegung. Sie beeinträchtigte jedoch nicht die Ehrfurcht vor den Opfern, die sowohl von der Partei als auch von den Gewerkschaften gebracht worden sind. Der Unduldsamkeit gegenüber Andersdenkenden fielen millio-nen und abermillionen Menschen überall auf der Welt zum Opfer. Hatten die Menschen sich nach den grausigen Erlebnissen gewandelt? Waren sie nach den furchtbaren Erlebnissen der letzten zwölf Jahre bereit, einen neuen Anfang zu machen? Waren sie bereit, von der totalen Unduldsamkeit abzulassen und auch Andersdenkende zu respektieren? Zum größten Teil verhielten die Menschen sich abwartend. Keiner wollte es gewesen sein. Keiner hatte je etwas von Konzentrationslagern gehört. Alle waren guten Glaubens gewesen. Als die große Abrechnung ausblieb, faßten sie wieder Mut. Sie hatten ja alle nur das Beste gewollt. Sie seien getäuscht worden. Nun sollte alles anders und besser werden. Aber hatten die Menschen wirklich den ernststen Willen, einen neuen Anfang zu machen? Ich glaubte nicht richtig an den guten Willen und verhielt mich abwartend. Es sollte sich bald zeigen, daß der Geist der Unduldsamkeit nach wie vor in den Köpfen der Menschen spukte. Viele Flensburger Arbeiter bekannten sich zum dänischen Volksteil – und hatten das seit Jahrzehnten getan. Was für Flensburg galt, das galt auch für den ganzen nördlichen Landesteil. Die SPD, die sonst immer mit vielen schönen Worten für das Selbstbestimmungsrecht der Menschen und Völker eintrat, war nicht gewillt, den Menschen unseres Landesteils Schleswig das Selbstbestimmungsrecht einzuräumen. Sie forderten ein klares Bekenntnis zum neuen Staat. Die Auseinandersetzungen innerhalb der Partei spitzten sich zu und endeten mit dem Ausschluß des gesamten Ortsvereins Flensburg der SPD aus der Gesamtpartei. Bezeichnend für den wahren Geist in der SPD war, daß der Vorsitzende Kurt Schumacher den Ausschluß [am 7. Juli 1946] in einer Parteiversammlung in Husum bekanntgab. Die ausgeschlossenen Flensburger Mitglieder bildeten die Sozialdemokratische Partei Flensburg (SPF). Auch in anderen Orten unseres Landesteils gab es Bestrebungen, sich der neuen Partei anzuschließen und örtliche Gruppen einer Sozialdemokratischen Partei Südschleswig zu bilden,

was aber am Verbot der Militärregierung scheiterte. Sie alle, die ausgezogen waren, eine neue Demokratie aufzubauen, für das Selbstbestimmungsrecht einzutreten, traten diese Rechte mit den Füßen. Ich hatte mich nach anfänglichem Zögern der SPF angeschlossen, gab aber meine Mitgliedschaft wieder auf, da es offensichtlich war, daß führende Kräfte innerhalb der SPF auf eine Wiedervereinigung mit der SPD hinarbeiteten. So ist es denn auch [am 25. Juni 1954] gekommen. Später wurde versucht, den Eindruck zu erwecken, daß Kurt Schumacher von seinen Beratern falsch unterrichtet worden sei. Die Wahrheit aber ist, daß er ganz bewußt die Parteiorganisation ausgeschlossen hatte, um »klare Verhältnisse« zu schaffen.

Die politische Organisation, der meine Frau und ich uns anschlossen, war der Südschleswigsche Wählerverband (SSW).<sup>1</sup>

Das Leben begann sich langsam zu normalisieren. Die ersten Wahlen wurden ausgeschrieben. Bei der ersten Wahl zur Gemeindevertretung [im September 1946] gab es in Harrislee nur zwei Listen: die des dänischen Volksteils<sup>2</sup> und die deutsche Liste. Obwohl ein Landesparteitagsbeschluß der SPD die örtlichen Parteiorganisationen verpflichtete, überall, wo es irgend ging, eigene Listen aufzustellen, ignorierte die Harrisleer SPD diesen Beschluß. Dieser Verstoß gegen einen klaren Parteitagsbeschluß führte aber nicht zu Konsequenzen. Blau-weiß-rot umrandete Flugblätter warben für eine Liste, auf der von den alten Nazis bis zu den Sozialdemokraten zur Rettung des bedrohten Deutschtums aufgerufen wurde. Die totale Konfrontation war in Harrislee eine Tatsache, die auf Jahre hinaus das politische Klima vergiften sollte.

1. Der SSW wurde am 6. August 1948 von der britischen Militärregierung für das Gebiet, das zwischen der deutsch-dänischen Staatsgrenze und der Eider liegt, als politische Partei der Dänischgesinnten anerkannt.
2. Die Kandidaten des Südschleswigschen Vereins, der von der Militärregierung nicht als politische Partei anerkannt wurde, traten bei dieser Wahl als »unabhängige Kandidaten« an, so daß nur die gewonnenen Direktmandate zählten. In Harrislee gelang es den »Unabhängigen«, sämtliche Direktmandate zu gewinnen.



# Kommunalpolitiker in Harrislee

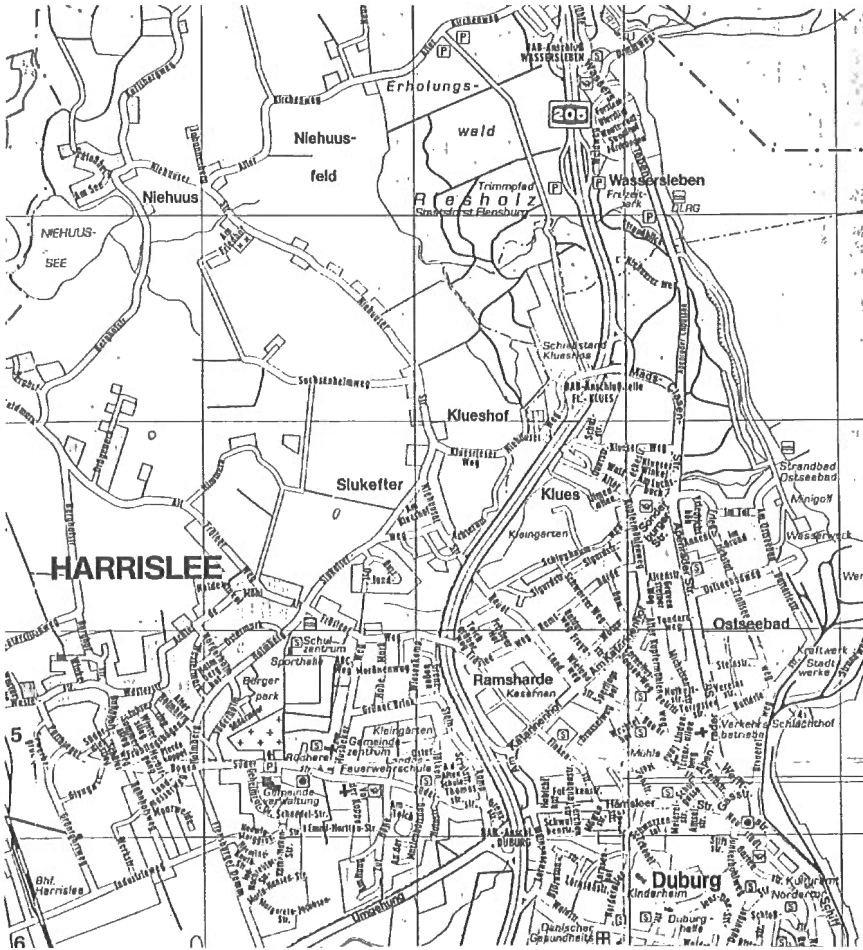
Für die Kommunalwahl 1951 wurde ich vom SSW aufgefordert zu kandidieren. Ich folgte der Aufforderung und wurde auch gewählt.

In Ermangelung eines Rathauses fanden die Sitzungen der Gemeindevertretung abwechselnd in den Gaststätten der Gemeinde statt. Bürgermeister war der SPD-Mann Wilhelm Schmehl, der die Gemeinde ehrenamtlich leitete. Da die Einwohnerzahl der Gemeinde einen hauptamtlichen Bürgermeister zuließ, wurde von deutscher Seite eifrig für die Wahl eines hauptamtlichen Bürgermeisters geworben. Da W. Schmehl völlig unbelastet war, er zählte zu den politisch Verfolgten, konnten persönliche Bedenken gegen ihn nicht vorgebracht werden. Da er sich aber ohne Vorbehalte zur deutschen Seite rechnete, war er politisch unser Gegner und konnte deshalb nicht mit unserer Unterstützung rechnen. Um einer breiten Bürgerschaft die Wahl des hauptamtlichen Bürgermeisters schmackhaft zu machen, wurde zu einer öffentlichen Bürgerversammlung auf dem damaligen Sportplatz am Musbeker Weg aufgerufen. Es kam zu erregten Zwischenrufen und Unruhen, aber nicht zu Tätlichkeiten.

Die Gemeindevertretung wählte, wie vorauszusehen war, den bisher ehrenamtlich tätigen zum hauptamtlichen Bürgermeister. Bisher war der Bürgermeister zugleich Vorsitzender der Gemeindevertretung gewesen. Nach der Neuordnung mußte ein neuer Vorsitzender mit der Bezeichnung »Bürgervorsteher« gewählt werden. Es wurde Hans Beyer (CDU). Nachdem Wilhelm Schmehl die Altersgrenze erreicht hatte und aus seinem Amt ausschied, wurde die Stelle des Bürgermeisters ausgeschrieben. Gegen starke Konkurrenz wurde Hans Beyer gewählt [20. Dez. 1957]. Bürgervorsteher wurde der Landwirt Hans Hansen, Johannisberg. Er war ein stark engagierter Schleswig-Holsteiner und ein erbitterter Gegner unseres dänischen Volksteils.

Auch bei der Kommunalwahl im Jahre 1958 wurde ich wieder in die Vertretung und in der konstituierenden Sitzung zum stellvertretenden Bürgervorsteher gewählt. Hans Hansen wurde Bürgervorsteher. Das politische Klima war immer noch sehr rauh. Sowohl in den Sitzungen der Vertretung als auch in den Ausschüssen wurde viel Energie durch lange Fensterreden vergeudet. Anträge des SSW wurden grundsätzlich abgelehnt, und umgekehrt wurde ebenso verfahren. Von einer Fortentwicklung der Gemeinde konnte unter diesen Umständen keine Rede sein. Dabei gab es eine Fülle von Problemen, die gelöst werden mußten. Als größtes Hindernis erwies sich die zu schmale finanzielle Basis der Gemeinde.

Eines der größten und der drückendsten Probleme war die Wohnungsnot. Sicherlich hatte eine Anzahl Flüchtlinge im Zuge der allgemeinen Umsiedlung



die Gemeinde verlassen und Gebiete aufgesucht, die bessere Arbeitsmöglichkeiten boten. Aber allzu viele Menschen drängten sich noch immer in den engen Wohnungen zusammen. Es bot sich eine Möglichkeit, Wohnungen zu bauen. Die Wohnungsbaugenossenschaft GEWOBA plante, am Musbeker Weg eine Reihe Wohnhäuser zu errichten. Der Plan stieß auf den Widerstand und der Ablehnung der SSW-Fraktion, weil die geplanten Wohnungen für Flüchtlinge und Heimatvertriebene vorgesehen waren. Natürlich war die Wohnungsnot unter den Flüchtlingen groß. Aber auch die einheimische Bevölkerung litt unter dem Wohnungsmangel. Während vieler Jahre war in der Gemeinde Harrislee so gut wie gar nicht gebaut worden. Die Kinder der Einheimischen wuchsen heran und forderten Arbeit und Wohnraum. Ihnen konnte jedoch nichts geboten

werden. Nicht nur Flüchtlinge sondern auch junge Einheimische wanderten in die Ballungsgebiete an Rhein und Ruhr ab. Das Problem war zwar von vielen erkannt worden, aber zur Lösung wurde nichts getan. Mit noch so schönen Redensarten konnte man der jungen Generation weder Arbeitsplätze noch Wohnraum beschaffen. Das Bauvorhaben der GEWOBA nahm konkrete Formen an. Eine Entscheidung mußte getroffen werden. Die SSW-Fraktion war nach wie vor gegen das Vorhaben der GEWOBA, da die Belange der Einheimischen nicht genügend berücksichtigt wurden. Sie wollte nicht erkennen, daß doch eine große Zahl unserer Einheimischen wieder Herr in ihren eigenen Wohnungen werden konnte. Ich habe mich lange und ernsthaft mit dem Problem der Wohnungsnot befaßt, und zwar nicht nur in meiner Eigenschaft als Gemeindevertreter sondern auch als Bevollmächtigter meiner Gewerkschaft. Ich wäre mit Schimpf und Schande davongejagt worden, wenn ich mich gegen einen möglichen Wohnungsbau gewandt hätte. In der entscheidenden Sitzung der Gemeindevertretung stimmte ich im Gegensatz zu meiner Fraktion für den Wohnungsbau. In der nächsten Fraktionssitzung gingen die Wogen der Erregung hoch, man sparte nicht mit heftigen Vorwürfen gegen mich. Ich war bereit, die Konsequenzen auf mich zu nehmen und bot der Fraktion meinen Rücktritt an. Mein Angebot wurde nicht angenommen. Bezeichnend für die Stellung unserer Fraktion dürfte sein, daß ein Fraktionskollege im Betriebsrat seines Betriebes im Wohnungsausschuß tätig war und sich dort der Sorgen aller Kollegen, ganz gleich ob Einheimische oder Flüchtlinge, annahm. Aber das war wohl eine andere Sache.

Nicht nur die Wohnungsnot bereitete uns Sorgen. Hinzu kam eine überdurchschnittlich hohe Arbeitslosigkeit im Arbeitsamtsbezirk Flensburg. Dazu einige Zahlen: Vom Jahresende 1950 bis 1956 stieg die Zahl der-Beschäftigten im Bundesgebiet um 27,1%. Im gleichen Zeitraum waren es im Arbeitsamtsbezirk Flensburg nur 11,1%. Dabei ist zu beachten, daß die Ausgangsbasis für den Arbeitsamtsbezirk Flensburg schon 1950 sehr viel niedriger lag als im Bundesgebiet. Überall sprach man von der Notwendigkeit, Arbeitsplätze zu schaffen. Geredet wurde viel, getan aber nicht sonderlich viel. Auch in Harrislee wurde versucht, neue Arbeitsplätze zu schaffen. Es kam zur Errichtung einer Kartoffelstärkefabrik. Von Anfang an hatte das Werk mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Klärung der Abwässer funktionierte nicht richtig. Viele Lieferverträge wurden nicht erfüllt, es mußten zusätzlich Kartoffeln angekauft werden. Ich habe persönlich gesehen, daß im Flensburger Hafen kleine Segelschiffe mit polnischen Kartoffeln entladen wurden. Allein die Transportkosten dürften astronomische Höhen erreicht haben. Mir ist nicht bekannt, ob vor der Gründung der Kartoffelstärkefabrik eine Marktanalyse erarbeitet worden ist. Wie dem auch sei, die Produktion schrumpfte immer mehr zusammen,

und zuletzt ging dem Betrieb der Atem aus. Harrislee war um eine Erfahrung reicher und um eine Hoffnung ärmer.

Es ist in der Regel so, daß nicht das Rohprodukt sondern erst das veredelte Produkt Gewinn abwirft. Auch in Flensburg kam eine Anzahl Betriebe, besonders der Metallverarbeitung, zum Erliegen. Im Wettbewerb mit den neuen Betrieben an Rhein und Ruhr konnten sich die relativ kleinen Flensburger Betriebe nicht behaupten. Die technische Einrichtung mancher Flensburger Betriebe war hoffnungslos veraltet. Dazu kam ein nicht zu behebender Kapitalmangel. Teilweise fehlte den Betrieben aber auch eine dynamische Führung. Unser ganzer Landesteil blieb weit hinter der technischen und sozialen Entwicklung in den übrigen Teilen der Bundesrepublik zurück. Es war fast die gleiche Situation wie nach dem ersten Weltkrieg. Auch im Vorstand des DGB in Flensburg haben wir uns fortgesetzt mit der wirtschaftlichen Entwicklung unseres Organisationsgebiets befaßt. Da meine Gewerkschaft, die Industrie-gewerkschaft Metall, durch die Betriebsstillegungen besonders betroffen wurde, mußte ich nach Mitteln und Wegen suchen, die uns ermöglichten, diese negative Entwicklung in eine positive zu wenden. Im April 1957 überreichte ich den Mitgliedern des geschäftsführenden Vorstands des örtlichen DGB einige Leitsätze und Gedanken über die Einleitung von wirtschaftsfördernden Maßnahmen in unserem Wirtschaftsraum. Vor allem wies ich darauf hin, daß die bisherigen Erfahrungen zu bestätigen schienen, daß der Nord-Ostseekanal bei der Verlagerung und Neugründung von Betrieben eine natürliche Grenze zu bilden schien. Aus dieser Erkenntnis ergebe sich die zwingende Notwendigkeit, sich dem skandinavischen Markt zuzuwenden. Es kam im DGB jedoch zu keiner Zusammenarbeit. Ich versuchte noch einmal nachzustoßen. Aber meine Kollegen im Vorstand waren nicht zu aktivieren. Unter anderem regte ich eine enge Zusammenarbeit der drei Städte Flensburg, Schleswig und Husum an, da sie alle drei in einem Arbeitsamtsbezirk lagen. In den drei Städten sollte je ein »Wirtschaftsfördernder Ausschuß« gebildet werden, deren Arbeiten zu koordinieren waren. Weiter hatte ich eine enge Zusammenarbeit mit den umliegenden größeren Gemeinden vorgeschlagen. In Harrislee alleine diese Gedanken zu entwickeln, erschien mir nach den Flensburger Erfahrungen wenig sinnvoll. Hier mußte erst die totale nationale Konfrontation abgebaut und unter gegenseitiger Respektierung der unterschiedlichen nationalen und parteipolitischen Gegensätze durch den Willen zu sachlicher Zusammenarbeit zur Lösung kommunaler Probleme ersetzt werden. Aber dazu war die Zeit noch nicht gekommen.

Am 19. November 1961 starb der Bürgervorsteher Hans Hansen. Bis zur Kommunalwahl im März 1962 wurde ich zwangsläufig amtierender Bürgervorsteher. Mit dieser politischen Möglichkeit hatten weder meine politischen

Freunde noch meine Gegner gerechnet. Es mußte nun notwendigerweise zu einer gewissen Zusammenarbeit in der Vertretung und mit der Verwaltung kommen. Es konnte nicht ausbleiben, daß man meiner Amtsführung anfangs ein gewisses Mißtrauen entgegenbrachte. Aber ganz langsam entspannte sich die Atmosphäre. Wir konnten miteinander reden. Da ich in den Selbstverwaltungsorganen der Sozialversicherung gewohnt war, mit den Arbeitgebern und den Versicherten zusammenzuarbeiten, fiel es mir nicht schwer, auch in der Gemeindevertretung einen sachlichen Ton anzuschlagen.

Bei der Kommunalwahl im März 1962 errang der SSW so viele Stimmen, daß er die stärkste Fraktion bildete. Die CDU und die SPD respektierten die gute demokratische Regel, nach der die stärkste Fraktion den Bürgervorsteher stellt. In der konstituierenden Sitzung der neuen Vertretung wurde ich zum Bürgervorsteher gewählt. Ich verzichtete auf eine große programmatische Rede. Ich erklärte lediglich, daß es mein Bestreben sein werde, aus dem Gegeneinander zu einem Nebeneinander und aus dem Nebeneinander zu einem Miteinander bei der Lösung kommunaler Aufgaben zu kommen.

Bürgermeister Hans Beyer starb 1962. Die Stelle wurde ordnungsgemäß ausgeschrieben. Es meldeten sich mehrere Bewerber. Wir wünschten eine Person, die ihre Dienste der Gemeinde viele Jahre zur Verfügung stellen sollte. Wir wählten den jüngsten Bewerber. Es war Hans Werner Iversen von der Kreisverwaltung Flensburg Land. Und mit ihm bekam die Gemeinde einen jungen, dynamischen Bürgermeister, dessen Wirken bald zu spüren war. Ich hatte mich sehr für seine Wahl eingesetzt, da ich erkannte, daß er über gute Kenntnisse auf dem Gebiet der öffentlichen Verwaltung verfügte. Daß sich unser Verhältnis nach der Kommunalwahl 1970 erheblich trübte und zuletzt zu einem völligen Zerwürfnis führte, ist eine andere Sache.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der neue Verwaltungschef einige Arbeitsgebiete anders aufteilte und der eine oder andere Angestellte versetzt wurde. Ein Angestellter des Bauamts hatte sich schon vor der Wahl des neuen Bürgermeisters unliebsam bemerkbar gemacht. Nach der Amtsübernahme des neuen Bürgermeisters habe ich mir überlegt, ob ich ihn auf den betreffenden Angestellten aufmerksam machen sollte. Ich habe es nicht getan, denn wenn der Mann war, für was ich ihn hielt, würde der neue Chef das schon entdecken. So kam es denn auch. Der Mann wurde fristlos gekündigt – und zog später seine Klage vor dem Arbeitsgericht wegen Aussichtslosigkeit wieder zurück.

Die Verwaltung stellte einen Katalog der vordringlich zu lösenden Aufgaben zusammen. Der Aufgaben waren sehr viele. Die finanziellen Mittel waren dagegen mehr als beschränkt.

In Flensburg war ich mit meinen Bemühungen und Vorschlägen zur Durchführung wirtschaftsfördernder Maßnahmen gescheitert. Ich wollte nun unter-

suchen, ob Harrislee sich aufgeschlossener zeigen würde. Zuerst mußte ich mir überlegen, vor welchem Forum ich meine Gedanken entwickeln sollte. Es mußte ein unkonventioneller Kreis sein, der nicht mit Vorurteilen belastet war. Da wir aus eigener Kraft die Probleme nicht lösen konnten, mußten andere Kreise, die über einen gewissen Einfluß verfügten, mit herangezogen werden. Ich stellte mir folgenden Personenkreis vor: Zuerst mußte der Landrat mit seinen Führungskräften und dann der Bürgermeister mit den Spitzenkräften der Verwaltung herangezogen werden. Damit von seiten der politischen Parteien jede mögliche Unterstützung gesichert werden konnte, sollten nach meiner Meinung alle Vorstandsmitglieder der in der Gemeinde tätigen politischen Parteien eingeladen werden. Selbstverständlich mußten die Gemeindevertretung und die Presse teilnehmen.

Die Veranstaltung fand am 3. Mai 1963 im Sitzungssaal der Gemeindevertretung statt. Der Titel meines Referats, das beifällig aufgenommen wurde, lautete »Regionale Wirtschaftsförderung, ja oder nein?« Abgesehen von einer Wortmeldung gab es keine allgemeine Aussprache. In einer Entschließung bekräftigten alle Anwesenden einstimmig, sich tatkräftig für die Schaffung neuer Arbeitsplätze einsetzen zu wollen. Ob alle von ganzem Herzen der Entschließung zugestimmt haben, wage ich zu bezweifeln. Aber durch ihre Zustimmung waren sie gewissermaßen gebunden. Und das war es, was ich beabsichtigt hatte. Verwunderlich wäre eine zumindest skeptische Haltung nach den bisher gemachten trüben Erfahrungen nicht gewesen. Auch im Landratsamt gab es genügend Skeptiker, die sinngemäß meinten: Alles gut und schön. Der Wille, etwas zu tun, ist vorhanden, aber es wird ja doch nichts danach kommen. Jedenfalls hatten wir durch die einstimmig angenommene Entschließung »grünes Licht« bekommen. Ein bisher kaum beachteter Umstand kam unseren Bemühungen zugute: die sich abzeichnende Strukturwandlung innerhalb der Landwirtschaft. Es zeigte sich nämlich eine Möglichkeit, den Landmesserhof zu erwerben. Dessen Gelände konnte geradezu als ideal für Gewerbeansiedlung bezeichnet werden, da es außerhalb der Wohngebiete lag. Auch die Finanzierung gelang mit der WKA in Kiel. Aber mit der grünen Wiese allein war nicht viel anzufangen. Das Gelände mußte planmäßig erschlossen werden. Die Kosten der Erschließung wurden auf etwa eine Million Mark veranschlagt. Bisher hatte die Gemeindevertretung ihren Stolz darin gesehen, eine seriöse Gemeinde zu vertreten, die keine Schulden machte. Sparsamkeit ist zwar eine Tugend, aber sie kann zu einer Untugend werden, wenn notwendige Investitionen nicht vorgenommen werden, weil diese nur mit Hilfe von Darlehen zu finanzieren sind. Ein zu sparsames Verhalten kann unter Umständen zu erheblichen Wertminderungen an Einrichtungen und Gebäuden u.s.w. führen. Hier das richtige Verhältnis zwischen Sparen und Schulden-

machen zu finden, ist nicht immer leicht. Es ist daher verständlich, daß wir mit einer gewissen Besorgnis der Vertretersitzung entgegensahen, die eine so große Darlehensaufnahme bewilligen sollte. Bisher hatten die meisten Vertreter nur mit Beträgen kleinerer Größenordnung zu tun gehabt. Während der verhältnismäßig kurzen Aussprache hatte ich das Gefühl, daß der eine oder andere in einer gewissen fatalistischen Stimmung für die Darlehensaufnahme stimmte. Aber wie dem auch sei: die Hauptsache war, daß das Darlehen bewilligt wurde.

Nun konnte mit den Erschließungsarbeiten begonnen werden. Bei einer Besichtigung der Arbeiten durch den Bauausschuß schüttelten einige Vertreter besorgt den Kopf. »Was soll das alles nur einmal werden?« Nun, es sollte ein Industriegelände werden. Von der Million war nicht mehr viel zu sehen. Sie war unter der Erde verschwunden! Ein erschlossenes Gelände hatten wir nun. Woher jetzt die Betriebe nehmen? Es mußten solche sein, die bereit waren, sich im EWG-Raum anzusiedeln. Also mußten wir uns dem skandinavischen Raum zuwenden. Da der Zeitpunkt der Messe in Hannover sich näherte, beschaffte die Verwaltung sich die Namen und Anschriften derjenigen skandinavischen Unternehmen, die in Hannover vertreten sein würden. Die Betriebe, die uns als aussichtsreich für eine Ansiedlung im EWG-Raum erschienen, wurden ange-



*Das Gewerbegebiet auf dem Gelände des ehemaligen »Landmesserhofs«.*

schrieben. Ihnen wurde ein Besuch unseres Bürgermeisters während der Mes-  
setage in Aussicht gestellt. Daneben wurde eine in deutscher und dänischer  
Sprache gut aufgemachte Werbebroschüre mit dem Slogan »Harrislee schon  
EWG« an die Betriebe versandt. Der Bürgermeister besuchte die Messe und  
knüpfte dort Kontakte zu nordischen Unternehmen. Wir waren uns darüber  
klar, daß der erste Schritt der schwerste war. Hatten wir erst einen Betrieb  
gewonnen, dann würden schon weitere folgen. Der dänische Betrieb »Glyng-  
øre« am Limfjord zeigte sich interessiert. Die Kontakte wurden vertieft. Der  
Landrat war nach wie vor skeptisch, wurde aber nach einem Besuch des  
Betriebs davon überzeugt, daß man am Limfjord ernste Absichten hatte, sich  
im EWG-Raum anzusiedeln. Daraufhin förderte er das Projekt tatkräftig. Und  
»Glyngøre Limfjord GmbH« war dann auch der erste Betrieb, der auf der noch  
grünen Wiese baute. Weitere folgten bald nach. Und im Verlauf weniger Jahre  
entstand ein Gewerbegebiet, das sich wirklich sehen lassen konnte. Aber nun  
überstürzten sich die Probleme. Die gesamte Infrastruktur der Gemeinde mußte  
im wahrsten Sinne des Wortes umgekrempelt werden, und zwar nicht nur der  
Entwicklung der Gemeinde folgend sondern ihr ein gutes Stück voraus. Trotz  
aller Unkenrufe und Skepsis war es gelungen, Arbeitsplätze zu schaffen.  
Harrislees Einwohnerzahl begann zu wachsen. Der Bedarf an Wohnraum stieg  
entsprechend. Neue Wohngebiete mußten erschlossen und bebaut, das Straßen-  
netz erweitert werden. Die Wasserversorgung mußte ebenso wie die Ab-  
wässerbeseitigung gesichert werden. Ein neues Postamt mußte her. Die idyl-  
lische Zeit, in der der Bürger mit einem Brief oder Paket zum Posthalter ging  
und bei dieser Gelegenheit einen kleinen Klöhnschnack hielt, war vorbei.

Natürlich ließen sich nicht alle Probleme im Handumdrehen lösen. Es gab  
Widerstände zu überwinden. Besonders den älteren Gemeindevertretern fiel es  
nicht immer leicht, sich mit der neuen Zeit abzufinden. So wurde die Befesti-  
gung der Bürgersteige als überflüssiger Luxus angesehen. Nachdem das Ge-  
werbegebiet fast vollständig ausgebaut war, machte sich der Mangel eines  
zentralen Postamtes stark bemerkbar. Die Diskussionen zogen sich in die  
Länge. Dieselben Argumente wurden immer wieder wiederholt, ohne über-  
zeugender zu werden. In solchen Fällen mußte man die Opponenten reden  
lassen, bis ihre Kraft erschöpft war – und dann zu einer Beschlußfassung  
kommen.

Viele Sorgen bereitete uns die Wasserversorgung. Die Ortsteile Harrislee  
und Harrisleefeld wurden von der Stadt Flensburg beliefert. Ein vor vielen  
Jahren abgeschlossener Wasserlieferungsvertrag war nicht mehr aufzufinden.  
Es mußte ein neuer Vertrag geschlossen werden. Die Verhandlungen zogen sich  
über viele Jahre hin, ohne daß sie zu einem Vertragsabschluß führten. Flens-  
burger Stellen ließen, wenn auch nicht offiziell, durchblicken, daß die Wasser-



versorgung von Harrislee nicht auf Dauer garantiert werden könne. Das war für uns ein Alarmsignal. Wir mußten uns nach einem neuen Lieferanten umsehen und fanden ihn im Wasserbeschaffungsverband Nord. Von einigen Seiten wurde dieser Schritt der Gemeinde stark kritisiert. Nur beachteten die Kritiker nicht den Beschluß der verantwortlichen Gremien der Stadt Flensburg, nach dem außerhalb des Gebiets der Stadt keine Versorgungsleitungen mehr verlegt werden sollten. Ein Gemeindevertreter, der in jeder Sache zur Opposition gehörte, konnte die Notwendigkeit, daß wir uns dem Wasserbeschaffungsverband Nord anschlossen, absolut nicht einsehen, denn »Wir haben ja Wasser«. Ja, er hatte Wasser. Aber wie war die Situation in anderen Teilen der Gemeinde? Dort litt man unter einer drückenden Wassernot. Ich habe den Anschluß der Gemeinde an den Beschaffungsverband kräftig gefördert. Nachdem der Abschluß perfekt war, war ich heftigen Angriffen einiger Flensburger SSW-Vertreter ausgesetzt. Ihnen konnten die wahren Zusammenhänge nicht bekannt gewesen sein.

### *Scharmützel mit der Nachbarstadt und der Ministerialbürokratie*

Nicht überall sah man Harrislees Entwicklung mit freundlichen Augen an. Aber was hatten wir denn getan? Wir hatten die sich uns bietenden Möglichkeiten genutzt. Wir hatten uns nicht damit begnügt, nur von anderen zu fordern, daß sie uns helfen sollten. Wir hatten zur Selbsthilfe gegriffen und den Beweis geliefert, daß Arbeitsplätze geschaffen werden konnten. Wir hatten Harrislee von einer kaum noch lebensfähigen Gemeinde zu einem Gemeinwesen entwickelt, das den Bürgern alle Einrichtungen zur Verfügung stellt, die heute als Selbstverständlichkeit angesehen werden. Harrislee war eine Gemeinde geworden, in der die Menschen gerne lebten. Das aufgesplitterte Schulwesen war durch eine moderne Zentralschule abgelöst worden. Die ersten Pläne waren schon zur Zeit des Bürgermeisters Beyer entwickelt worden. Damals war es eine Zukunftsmusik gewesen, die wenig Aussicht auf Verwirklichung hatte. Heute stehen den Einwohnern der Gemeinde die deutsche Zentralschule und zwei dänische Schulen zur Verfügung.

Im Dezember 1965 gab der Magistrat der Stadt Flensburg eine Kurzfassung des Teiles II der von Dr. Hübschmann erstellten Strukturanalyse Flensburg Stadt und Landkreis Flensburg heraus. Da diese Analyse sich auch auf den Landkreis erstreckte und damit auch die Gemeinde Harrislee berührte, bat ich den zuständigen Dezernenten um ein Exemplar der Kurzfassung. Ich glaubte zu dieser Bitte berechtigt zu sein, da ich allen Magistratsmitgliedern die von mir verfaßte Denkschrift über die Notwendigkeit der Durchführung wirtschafts-

fördernder Maßnahmen im Wirtschaftsraum Flensburg zur Verfügung gestellt hatte. Ich wurde mit einigen unverbindlichen Floskeln abgespeist. Als ich noch einmal nachfragte, war der Dezernent nicht zu erreichen. Auf Umwegen habe ich mir dann doch einige Exemplare beschaffen können. Dr. Hübschmanns Strukturanalyse beschäftigte Flensburgs Magistrat und Ratsversammlung mehrere Jahre, bis endlich die Ratsversammlung am 13. März 1969 in einer EntschlieÙung u.a. auch die Eingemeindung Harrislees in Flensburg forderte. Die Berufung auf Dr. Hübschmanns Analyse war dabei völlig abwegig, denn er hatte keineswegs Harrislees Eingemeindung in Flensburg verlangt.

Harrislees Antwort ließ nicht lange auf sich warten. In einer graphisch gut aufgemachten Schrift »Harrislee und die Gebietsreform« wurde die EntschlieÙung der Flensburger Ratsversammlung in allen Punkten widerlegt und alle Eingemeindungsforderungen abgewiesen. Die Harrisleer Schrift ging auf den Flächennutzungsplan ein und wies mit seiner Hilfe nach, daß Flensburgs Entwicklungslinien eindeutig nach Süden, Südost und Südwest und keinesfalls nach Norden bzw. Nordwesten verliefen. Harrislee stand damit der räumlichen Entwicklung Flensburgs nicht im Wege.

Nun, die Entwicklung Harrislees ging weiter. Wir mußten immer wieder neue Bebauungspläne aufstellen. Nachdem sie alle Instanzen durchlaufen hatten, landeten sie im Innenministerium in Kiel. Hier kamen sie in die Mühlen der Bürokratie. Mit den Trägern der öffentlichen Belange, die alle gehört werden mußten, kamen wir in der Regel gut und ohne Schwierigkeiten zurecht. Anders verlief es mit der Prozedur im Ministerium. Es kam vor, daß der Architekt bis zu sieben Mal in Kiel erscheinen mußte, da immer wieder neue Änderungen gefordert wurden. Dabei handelte es sich meist um Lappalien. Die Gemeindevertretung mußte sich dann mit den geforderten Änderungen befassen. Am Gesamtplan wurde dabei nichts verändert. Es ist vorgekommen, daß zwei Wörter durch einen Bindestrich miteinander verbunden werden mußten. In einem anderen Fall mußten die Wörter »Altbebauung« und »Neubebauung« gestrichen und durch »Bebauung« ersetzt werden. Als die Gemeindevertretung sich wieder einmal mit solchen Kleinigkeiten befassen mußte, erklärte ich in öffentlicher Gemeinderatssitzung: »Mir scheint, die Ministerialbürokratie entwickelt sich langsam zu einem Krebschaden am Volkskörper.« Wir müÙten uns wohl überlegen, ob es nicht notwendig wird, dem Ministerium in Kiel einen Besuch abzustatten. Mit großen Schlagzeilen veröffentlichte die Presse meine Kritik am Ministerium. Dessen Reaktion kam umgehend. Der Bürgermeister erhielt ein Schreiben, in welchem er aufgefordert wurde, zu einem bestimmten Zeitpunkt im Ministerium zu erscheinen. Außerdem solle er den Bürgervorsteher mitbringen! Im Scherz fragte ich den Bürgermeister, wie er es wohl anstellen wolle, »mich mitzunehmen«. Aber dann sah ich die Sache von einer

anderen Seite an: Da der Innenminister oberste Kommunalaufsicht war, mußte der Bürgermeister der Aufforderung, in Kiel zu erscheinen, Folge leisten. Aber einen politischen Vertreter, der von seinen Wählern mit einem Mandat betraut worden ist, aufzufordern, im Ministerium »zum Rapport« zu erscheinen, dürfte ein einmaliger Fall sein. Oder vielleicht doch nicht? Auf jeden Fall offenbarte dieser Vorfall mit wünschenswerter Deutlichkeit die Selbstherrlichkeit der Bürokratie gegenüber politischen Vertretern. Ich habe den Herren in Kiel eine eindeutige Antwort gegeben. Natürlich könne ein Bürgermeister aufgefordert werden, im Ministerium zu erscheinen. Er habe aber nichts mit der von mir geübten Kritik zu tun. Die Kritik an der Behandlung unserer Bebauungspläne sei nicht vom Bürgermeister gekommen. An der »angeordneten« Besprechung werde ich nicht teilnehmen. Wünsche man eine Aussprache mit einem politischen Vertreter, stehe dem nichts entgegen. Nur müsse die Form gewahrt werden. Es müsse ein Termin vereinbart werden, der von beiden Seiten akzeptiert wird. Im Harrisleer Rathaus wurde mir gesagt, daß der Minister rase. Dazu meinte ich nur: »Er wird sich schon wieder beruhigen und nach seinem Höhenflug auf die Erde zurückkehren.«

Ein Mann hatte die Situation sofort erfaßt: Der Landrat Lausen. Er erteilte den Kieler Herren den dringenden Rat, die Sache in Ordnung zu bringen. Eine Aufforderung, im Ministerium zu erscheinen, ließe sich dieser Bürgervorsteher nicht gefallen.

Es wurde dann ein mir passender Termin vereinbart. Zu dem Zeitpunkt befand sich der Bürgermeister zur Kur in Badenweiler. Ich nahm einige Gemeindevertreter mit, damit ich gegebenenfalls Zeugen hatte. Gleichzeitig wollte ich so zum Ausdruck bringen, daß eine einige Gemeindevertretung hinter mir stand. Von der CDU-Fraktion begleitete mich Herr Adolf Matzen, von der SPD-Fraktion war es Herr Sörensen. Von der Verwaltung nahm ich den Amtsrat Schönege mit, damit er dem Bürgermeister einen sachlichen Bericht über diesen Besuch in Kiel erstatten konnte. Den SSW vertrat ich selber. So begaben wir uns denn an dem vereinbarten Tag auf die Reise. Im Sekretariat des Herrn Ministerialdirigenten wurden wir freundlich aufgenommen und gebeten, uns einige Augenblicke zu gedulden, da der Herr Ministerialdirigent Besuch hätte, der aber jeden Augenblick wieder gehen würde. Inzwischen erschienen auch Landrat Lausen und ein Leitender Ministerialrat sowie ein Amtmann als Protokollführer. Es war ein etwas schwüler und drückender Vormittag. Der Ministerialrat fuhr sich etwas nervös mit den Fingern zwischen Hals und Kragen: »Es ist recht schwül heute. Vielleicht wird es ein Gewitter geben.« Das sei schon möglich, erklärte ich, aber ein kleines Gewitter kann auch seine guten Seiten haben. Es reinigt jedenfalls die Atmosphäre. Kurz darauf verabschiedete sich der Besuch. Der Ministerialdirigent begrüßte uns

Harrisleer sehr freundlich. Nachdem wir im Amtszimmer Platz genommen hatten, wurde uns nach Wahl Kaffee oder Tee angeboten. Nach einigen einleitenden Worten versicherte der Ministerialdirigent uns, daß ein derartiger Lapsus, wie er leider passiert sei, sich nicht wiederholen werde. Ich hatte danach keine Veranlassung, eine unnötige Schärfe ins Gespräch zu bringen sondern nahm diese Erklärung dankend zur Kenntnis und erklärte, daß damit dieser Punkt unserer Besprechung erledigt sei. Doch der Ministerialrat wollte noch etwas zu diesem Thema sagen. Ich schnitt ihm sofort das Wort ab, indem ich sagte: »Soeben hat der Herr Ministerialdirigent uns versichert, daß ein derartiger Lapsus sich nicht wiederholen wird. Dazu habe ich gesagt, daß dieser Punkt unserer Besprechung erledigt ist. Nun fangen Sie bitte nicht wieder damit an.« Da ich dem Landrat direkt gegenüber saß, bemerkte ich sein leichtes Schmunzeln. Dann nahm ich das Wort zu einigen grundsätzlichen Bemerkungen über das Recht des Staatsbürgers und insbesondere eines politischen Vertreters, unverständliche Maßnahmen der Bürokratie, die sich hemmend auf die Arbeit einer aktiven Gemeinde auswirken, zu kritisieren. Unsere Kritik solle nicht negativ verstanden werden. Harrislees Vertretung hätte wohl bewiesen, daß sie hart gearbeitet hatte und sich gegen kleinliche Maßnahmen seitens der Behörde zur Wehr setzen wird. Da alle Gesprächsteilnehmer die Ursache der Kritik erkannt hatten, bedurfte es nicht mehr vieler Worte. Die beiden Gemeindevertreter, die mich begleiteten, bestätigten, daß ich nicht nur meine persönliche Meinung zum Ausdruck gebracht hatte sondern die der ganzen Vertretung. Wir wurden uns schnell einig. Bezüglich des noch nicht genehmigten Bebauungsplans wurden wir gebeten, den Plan umgehend einzusenden. Er solle dann nach Ablauf von acht Tagen genehmigt sein. Ich bemerkte, daß der Amtmann resigniert den Kopf schüttelte und sprach ihn sofort an: »Schütteln Sie bitte nicht mit dem Kopf. Soeben hat der Herr Ministerialdirigent uns versichert, daß der Bebauungsplan nach Eingang im Ministerium nach acht Tagen genehmigt sein wird. Wollen Sie die Worte des Herrn Ministerialdirigenten etwa in Zweifel ziehen?« Damit war das Gespräch beendet. Wir tauschten unsere Telefonnummern aus und verabschiedeten uns. Unten in der Halle verabschiedeten wir uns vom Landrat, der uns noch mit auf den Weg gab, daß wir bestimmt erreicht hätten, daß Bebauungspläne der Gemeinde Harrislee in Zukunft zügig bearbeitet werden würden. Das war ja auch Sinn und Zweck unseres Besuchs in Kiel gewesen.

Nach Ablauf der Frist teilte der Ministerialdirigent meiner Sekretärin im Gewerkschaftsbüro mit, daß der Bebauungsplan am gleichen Tag auf den Weg gebracht worden sei. Mir persönlich ließ er freundliche Grüße bestellen.

Wir hatten uns auf jeden Fall im Ministerium Respekt verschafft.

Bei der Kommunalwahl im Jahre 1966 hatte der SSW sich als stärkste Partei

behauptet. Die nächste Wahl fand im Jahr 1970 statt. Sie führte nicht nur zu einer Niederlage für den SSW sondern auch zu einer Niederlage für mich.

### *Ein wenig erfreulicher Abschied aus der Politik*

Aus den Vorschlagslisten für die Wahl von 1970 war zu erkennen, daß mit erheblichen Veränderungen in der neuen Vertretung gerechnet werden mußte.

Die Nachfrage nach Wohnraum in Harrislee war nach wie vor groß. Es mußte neues Bauland erworben werden. Es bot sich die Gelegenheit, das Gelände »Holmberg« zu erwerben. In einer Unterredung mit dem Bürgermeister wurde deutlich, daß die Finanzierung gesichert werden konnte. War es nun ratsam, ein so großes Vorhaben so kurze Zeit vor Ablauf der Legislaturperiode in die Vertretung zu bringen? Ich hatte überhaupt keine Bedenken. Für mich war die Vertretung bis zum letzten Tag der Legislaturperiode beschlußfähig. Die Gemeindevertretung wurde einberufen – und stimmte geschlossen für den Erwerb des Geländes »Holmberg«.

Die kurz darauf folgende Wahl, und zwar nach einem vom SSW mit Laschheit und Gleichgültigkeit geführten Wahlkampf, führte zu einer schmerzhaften Niederlage für den SSW. Wir verloren zwei Mandate und waren damit nicht mehr die stärkste Fraktion. Ich kam über einen Listenplatz in die Vertretung. Die SPD wurde die stärkste Fraktion. Am Wahlabend blieb ich zu Hause. Wie immer auch das Ergebnis aussehen würde, am folgenden Tag würde ich es wissen. Doch ich brauchte nicht lange zu warten. Als das Wahlergebnis vorlag, also noch am Wahlabend, erhielt ich Besuch von einem Gemeindevertreter, der der CDU angehörte. Er versicherte, daß seine Fraktion mich nach wie vor unterstützen wolle. Ich sah jedoch bei der neuen Konstellation keine Möglichkeit, weiterhin als Bürgervorsteher tätig zu sein. Er hatte sich kaum verabschiedet, als der nächste Besucher erschien. Es war ein Vertreter der SPD. Er erklärte mir, daß man keineswegs die Absicht habe, mich zu verdrängen. Ich entgegnete ihm, daß von Verdrängen überhaupt nicht die Rede sein könne. Die SPD sei in Harrislee die stärkste Partei geworden, ihr Anspruch auf die Funktion des Bürgervorstehers sei legitim, seine Partei habe den nächsten Bürgervorsteher zu bestimmen. Es sei zwar schmerzlich für den SSW, die Niederlage hinzunehmen, aber so sei es nun einmal im politischen Leben.

Wie schon gesagt, das SSW-Wahlergebnis entsprach dem lasch geführten Wahlkampf. Ich war während des »Wahlkampfes« so gut wie übergangen und nicht in Anspruch genommen worden. Wie ich später erfuhr, war dies ein »Beschluß des Vorstandes« gewesen. Ein anderes SSW-Vorstandsmitglied erzählte mir nach der Wahl, daß man im Vorstand darüber gesprochen hatte, daß,

wenn der SSW auch nur eine Stimme verlieren würde, ich nicht mehr zum Bürgervorsteher vorgeschlagen werden sollte. Daraus schloß ich nun, daß ich nicht mehr das Vertrauen des SSW hatte. Doch wäre es nicht ehrlicher gewesen,

**ERNENNUNGSURKUNDE**

~~Herr / Frau - Person~~

**Hans Nielsen**  
(Vor- und Nachname)

---

wird

unter Berufung in das


**Beamtenverhältnis als Ehrenbeamter**


zum / ~~aus~~

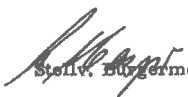
**Ersten Stellvertreter des Bürgermeisters**  
(Amtsbearbeitung)

ernannt.

**Harrislee, den 21. Mai 1970**  
(Ort, Datum)

  
Bürgermeister



  
Stellv. Bürgermeister

vorher ein offenes Wort mit mir zu sprechen? In der konstituierenden Sitzung der Fraktion spürte ich deutlich, daß hinter meinem Rücken noch mehr Absprachen getroffen worden waren. Da ich nicht dem SSW-Vorstand angehörte, war es auch gar nicht so schwierig, mir gegenüber strengstes Stillschweigen zu bewahren. Es dauerte lange, bis man sich auf einen Fraktionsvorsitzenden geeinigt hatte. Diese Funktion wurde, nicht ohne Gegenstimmen, mir übertragen. Es war keineswegs eine klare Entscheidung. Viel Unausgesprochenes blieb zwischen uns. Und wie ich später erfahren habe, hatte es vor der Sitzung bereits Absprachen zwischen dem SSW und der SPD gegeben, nach denen der SSW den 1. stellvertretenden Bürgermeister stellen sollte. Und es gab weitere Absprachen innerhalb meiner Partei. So sollte der Fraktionsvorsitzende gleichzeitig den stellvertretenden Bürgermeisterposten übernehmen. Dabei hatte man aber keineswegs an meine Person gedacht. Durch meine -nicht geplante- Wahl zum Fraktionsvorsitzenden geriet nun das ursprüngliche Konzept durcheinander. Das war eine schlechte Grundlage für die kommende Arbeit.

In der konstituierenden Sitzung der neuen Vertretung kam es so, wie es nach dem neuen Kräfteverhältnis kommen mußte: die SPD stellte den Bürgervorsteher, die CDU den 1. stellvertretenden Bürgervorsteher und der SSW den 1. stellv. Bürgermeister.



*Der Strand von Wasserleben 1970*

Die ersten Monate nach der Wahl von 1970 verliefen nicht gerade ruhig und reibungslos. Aber konnte es denn anders sein? Von der alten Vertretung waren nur fünf wiedergewählt worden. Das bedeutete, daß vierzehn neue Vertreter, die ohne jegliche Erfahrung waren, im Gemeindeparlament saßen. Es wurde nur kritisiert, und die alles zersetzende Kritik ging quer durch alle Parteien. Schon sah man im Geist den Strand von Wassersleben von Hamburger und Berliner Multimillionären und Filmdivas in Besitz genommen. Es wurde befürchtet, daß der Strand über kurz oder lang durch Stacheldrahtzäune abgesperrt sein würde und Kurabgaben erhoben würden. Sollten alle Mühen vergebens gewesen sein? Das Tauziehen mit der Stadt Flensburg um die Überlassung eines schmalen Geländestreifens neben der Straße hatte jahrelang gedauert, bis er endlich in Harrislee eingemeindet werden konnte. Bis dahin hatte dieser schmale Geländestreifen mehr einem Schuttabladeplatz als einem Strand geähnelt. Jetzt drängte die Zeit, denn im dänischen Folketing war ein Gesetzesentwurf eingebracht worden, der einen Exportstop für Kies, Steine und Sand vorsah. Es mußte schnell gehandelt werden. Außer einer deutschen Firma bewarb sich nämlich auch eine Firma aus Aarhus um den Auftrag, den Strand aufzuspülen. Da die dänische Firma das günstigere Angebot abgegeben hatte, erhielt sie den Zuschlag. Es wurde schließlich ein Strand von etwa 700 m Länge und 50 m Breite aufgespült.



*Derselbe Strand 1971*



Von Multimillionären und Filmdivas oder Stacheldrahtzäunen spricht heute kein Mensch mehr.

War die Gemeindevertretung zuerst gegen alle Vorschläge gewesen, vollzog sie nach wenigen Monaten eine totale Kehrtwendung. Aus den Nein-Sagern wurden buchstäblich über Nacht Ja-Sager. Alle Projekte wurden gefördert, neue eingeleitet. Worauf dieser plötzliche Sinneswandel -auch unserer Fraktion- zurückzuführen war, ist mir nie klar geworden. Aber die trübe Erfahrung des Wahljahres 1970, und daß der SSW in Harrislee nach der Wahl die weitere Entwicklung der Gemeinde hatte bremsen wollen, und zwar hinter meinem Rücken, ohne eine offene Kritik meines Handelns, hat mich schwer enttäuscht. Und daß der SSW nach 1970 mit anderen Parteien, besonders mit der SPD, gekungelt hat, hat mich, als ich es erfuhr, tief getroffen. Nach Ostern 1973 zog ich mich aus der Kommunalpolitik zurück, ich hatte das Gefühl, daß man nicht mehr mit mir zusammenarbeiten wollte. Nicht einmal darüber ist es zu einer Aussprache gekommen. Doch nun ergriffen die Pharisäer das Wort: Sie überboten sich in der Presse in Lobeshymnen über die »unschätzbaren Dienste«, die ich geleistet hatte. Zahlreiche Einrichtungen in und um Harrislee werden »noch lange von seinem Wirken zeugen«. Ich habe beim Lesen nur »Pfui« gesagt.

So endete nach 22 Jahren meine ehrenamtliche Tätigkeit in und für die Gemeinde Harrislee. Mit Dank habe ich nie gerechnet. Wer das tut, sollte seine Finger von jeder ehrenamtlichen Tätigkeit lassen.

# Abschluß

Im August 1974 endete nach 21 Jahren mit Ablauf der Legislaturperiode auch meine ehrenamtliche Tätigkeit im Vorstand der Allgemeinen Ortskrankenkasse der Stadt Flensburg und in der Vertreterversammlung des Landesverbandes Schleswig-Holstein der Allgemeinen Ortskrankenkassen. Nun war ich frei und ungebunden.

Seit dem Tode meiner lieben Frau Emma, die in der Nacht zum 9. Juli 1978 von mir ging, ist mein Leben einsam geworden. Ich habe keinen Tätigkeitsbereich mehr und gleiche einem Menschen, der aus seinem Fenster auf das Leben und Treiben auf der Straße hinausblickt, ohne Anteil daran zu haben. Blicke ich auf mein Leben zurück, kann ich sagen, daß es mir viel Mühe und Arbeit, viel Not und Sorgen, aber auch viel Glück und Liebe gebracht hat. Damit ist es ein volles Menschenleben geworden, das sich langsam oder schneller, wer kann es wissen, seinem Abschluß entgegenneigt.

Slukefter, August 1980.

# Nachwort des Herausgebers

Im dänischen Fernsehen sah ich 1979 die Wiederholung der Sendung »Hans Nielsen, De er anholdt!« (Hans Nielsen, Sie sind verhaftet). Es war das Interview mit einem Flensburger Arbeiter, der in echtem Sønderjysk über seine schweren Erlebnisse während der Nazi-Zeit erzählte. Der Inhalt, die klare, unsentimentale Art des Berichtens und vor allem die Person des Interviewten beeindruckten mich so stark, daß ich einige Zeit später mit meinem Freund Lars Schubert (1907-1984) über dieses Interview sprach. Er kannte Hans Nielsen. Wir wurden uns schnell einig, daß wir diesen Mann aufsuchen mußten. Lars sprach mit Hans Nielsen, und so kam es, daß wir ihn an einem Abend im Frühherbst 1979 in seinem Haus in Slukefter, Harrislee, besuchen konnten. Wir spürten schnell, daß diesen starken Mann der Verlust seiner Frau, die über ein Jahr vorher gestorben war, tief getroffen hatte. Als wir ihn im Laufe des Gesprächs baten, seine Erinnerungen aufzuschreiben, sagte er ohne Zögern zu. Er lebte sichtbar auf. Es war, als ob er eine Aufgabe entdeckte, die seinem Leben einen neuen Inhalt gab. Er schrieb seine »Streifzüge« im Laufe von wenigen Monaten nieder und schloß das Manuskript im August 1980 ab. Er gab uns die Erlaubnis, es einige Jahre nach seinem Tode zu veröffentlichen. Hans Nielsen starb am 6. Mai 1982.

Nur wenige Menschen wissen, daß Hans Nielsen einer der führenden Flensburger Gerwerkschafter während der großen Arbeitskämpfe der fünfziger Jahre gewesen ist. Und kaum einer kennt das schwere Schicksal dieses aufrechten Demokraten während der Nazizeit. Den dänischgesinnten Südschleswigern ist Hans Nielsen vor allem als SSW-Kommunalpolitiker in Harrislee bekannt. 1951 wurde er zum ersten Mal in die Gemeindevertretung gewählt, der er dann 22 Jahre angehörte. Über drei Jahre war er stellvertretender und dann acht Jahre gewählter Bürgervorsteher, es folgten dreieinhalb Jahre als stellvertretender Bürgermeister.

Es war für Harrislee eine überaus erfolgreiche Zeit. Hans Nielsen und der Bürgermeister Hans Werner Iversen haben das große Verdienst, daß dänische Firmen vor Dänemarks Mitgliedschaft in der EG (1. 1. 1973) in größerer Zahl in Harrislee ansiedelten und andere Betriebe nachzogen. Beschäftigungssituation und Ökonomie der Gemeinde erhielten so eine dauerhaft stabile Grundlage. Der Abschnitt über diese Tätigkeit ist in dieser Ausgabe gekürzt worden, da er vor allem lokale Auseinandersetzungen schildert, die nicht von allgemeinem Interesse sind. Sie sollten zusammen mit anderen Quellen für eine Geschichte von Harrislee ausgewertet werden.

Die Kinder- und Jugendjahre, die Zeit der Verfolgung durch die Nazis, die

Kriegserlebnisse in der »Bewährungseinheit 999« und die Schilderung der Gewerkschaftsarbeit sind dagegen so gut wie ungekürzt in das vorliegende Buch eingegangen.

Hans Nielsen hat sein Manuskript in einem Zug ungegliedert niedergeschrieben. Es hat kaum Abschnitte und keine Kapiteleinteilungen. Hier setzte die Aufgabe des Herausgebers ein. Es wurden einige Sprachkorrekturen vorgenommen, der Text wurde in Kapitel eingeteilt. An einigen wenigen Stellen war aus Gründen der Chronologie oder der Thematik die Umstellung einiger Abschnitte notwendig. Außerdem sind Wiederholungen gestrichen und offensichtliche Datierungsfehler berichtigt worden. Die Eingriffe in den Text sind aber von geringem, kaum nennenswertem Umfang.

Das Originalmanuskript liegt im Archiv an der »Dansk Centralbibliotek for Sydslesvig« in Flensburg.

Die Tätigkeit des Gewerkschaftsfunktionärs Hans Nielsen hat in dem Buch »Die Geschichte der Metallarbeiterbewegung und ihrer Gewerkschaften in Flensburg« (Flensburg/Hamburg 1992) von Michael Joho eine berechtigte Würdigung gefunden. Dieses stoffreiche Werk hat dem Herausgeber wichtiges Hintergrundwissen vermittelt, das er für die Anmerkungen auswerten konnte.

Hans Niensens Buch »Streifzüge durch mein Leben« ist das Vermächtnis eines aufrechten, kernigen und wahrscheinlich auch schwierigen Mannes. Es ist der Lebensbericht eines Arbeiters, der sich für die Arbeiter einsetzte. Hans Nielsen hielt sich für unpolitisch. Aus seinem tiefen Gefühl für gesellschaftliche Verantwortung, Gerechtigkeit und Demokratie heraus führte dieser unpolitische Mann ein politisches Leben und war jederzeit bereit, die Konsequenzen seines Handelns auf sich zu nehmen.

Hans Nielsen war ein dänischer Südschleswiger, der für politische Anständigkeit, soziale Gerechtigkeit und Demokratie in Deutschland kämpfte.

Flensburg, den 9. Juni 1993

Johann Runge

## STUDIEAFDELINGENS UDGIVELSER

1. Hermann Clausen: Der Aufbau der Demokratie in der Stadt Schleswig nach zwei Weltkriegenen. 303 s. 1966. (Udsolgt).
2. H.V. Gregersen: Niels Heldvad 1564-1634. Ein Schleswiger der nordischen Renaissance – ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. 272 s. 1967. (Udsolgt).
3. Lorenz Rerup: A.D. Jørgensen. Historiker aus dem schleswigschen Grenzland (1840-1807). 160 s. 1967. (Udsolgt).
4. Vores egne vindver. Ved Poul Kürstein. 192 s. 1967. (Udsolgt).
5. Nørre og Sønder Gøs Herred. Red. af Poul Kürstein. 205 s. 1969. (Udsolgt).
6. Hartwig Schlegelberger: Europa set fra den dansk-tyske grænse. 121 s. 1971.
7. L.S. Ravn: Lærerne under sprogeskripterne 1851-1864. 295 s. 1971. (Udsolgt).
8. Barn i Flensborg 1890-1920. Ved Poul Kürstein. 343 s. 1972 og 1973. (Udsolgt).
9. Helmut Leckband: Krigsfangelazarettet i Tamanskajagaden. 269 s. 1973 og 1974. (Overtaget af Gyldendal.) (Udsolgt).
10. Søren Ryge Petersen: Dansk eller tysk? En undersøgelse af sprogforholdene i en flersproget sydslesvigsk kommune i 1973. 132 s. 1975.
11. Anders Ture Lindstrøm: Landet Slesvig-Holstens politiske historie i hovedtræk 1945-54. 200 s. 1975.
12. Barn og ung i Flensborg 1920-1945. Red. af Lars Schubert og Johann Runge. 335 s. 1977.
13. Paul Tappe: Det gamle Læk i billeder og tekst. 119 s. 1977. (Udsolgt).
14. Egernførde bys historie. Red. af Harald Jørgensen, Frants Thygesen og O.M. Olesen. 291 s. 1980.
15. Jane Bossen/Helge Krempin: Granit i Angel. Romansk stenhuggerkunst i et sydslesvigsk landskab. 93 s. 1980. – Bogen har fået prædikaten »Godt Bogarbejde 1980«. (Udsolgt).
16. Carsten R. Mogensen: Dansk i hagekorsets skygge. Det tredje Rige og det danske mindretal i Sydslesvig 1933-39. 1981. 444 s. i 2 bd. (Registerbind med kilder og noter. 374 + 70 sider.) (Udsolgt).
17. Johann Runge: Sønderjyden Christian Paulsen. Et slesvigsk levnedsløb. 344 s. 1981. (Udsolgt).
18. Paul Tappe: Det gamle Kær herred i billeder og tekst. 228 s. 1982. (Udsolgt).
19. Franz Wingender: Mit danske liv. Baggrund og grundlag for en tilværelse som dansk i Sydslesvig 1920-1950. 218 s. 1983. (Udsolgt).
20. Franz Wingender: Krigens lænker. Dansk sydslesvigsk dagbog 1939-1944. 211 s. 1984. ISBN 87-423-0435-0.
21. Lars N. Henningsen: Provinsmatadorer fra 1700-årene. 472 s. 1985. (Disputats). (Udsolgt).
22. Barn og ung i Sydslesvig 1900-1982. 1 og 2. Red. af Jørgen Hamre og Johann Runge. 510 s. 1986. ISBN 87-423-0464-4.
23. Jane Bossen/Helge Krempin: Helligåndskirken i Flensborg 1386-1986. 108 s. 1986. ISBN 87-423-0496-2.
24. Bjørn Poulsen: Land – By – Marked. To økonomiske landskaber i 1400-tallets Slesvig. 299 s. 1988. (Disputats). (Udsolgt).
25. Franz Wingender: Modstand i Sydslesvig – før og efter 1945. 1988. (Udsolgt).
26. Ole Ventegodt: Redere, rejser og regnskaber. Et par flensborgske partederiregnskaber 1783-1812. 258 s. 1989. (Udsolgt).

27. Franz Wingender: Generalsekretær Frederik Petersen. En danskhedens repræsentant i Sydslesvig 1923-45. 122 s. 1990. (Udsolgt).
28. Duborg-Skole-elever i krigens år. På korsvejen mellem nødvendighed og frivillighed. 152 s. 1990. ISBN 87-89178-07-6.
29. W.L. Christiansen: Mit brogede politiske liv. 128 s. 1990. (Udsolgt).
30. Hans Schultz Hansen: Danskheden i Sydslesvig 1840-1918 – som folkelig og national bevægelse. 434 s. 1990. (Udsolgt).
31. Lars N. Henningsen og Jørgen Hamre: Dansk Biblioteksvirke i Sydslesvig – et bidrag til grænselandets kulturhistorie 1841-1891-1921-1991. 184 s. 1991. ISBN 87-89178-10-6.
32. W.L. Christiansen: Meine Geschichte der Sozialdemokratischen Partei Flensburg 1945-1954. Sozialdemokraten zwischen Deutsch und Dänisch. 229 s. 1993. ISBN 87-89178-12-2.
33. Hans Nielsen: Streifzüge durch mein Leben. 1994. ISBN 87-89178-13-0.
34. Gunnar Ryge Petersen: Agrtrup danske skole 1946-1981. 1995. ISBN 87-89178-21-1.

#### ARKIVSERIEN

1. Lars N. Henningsen: Foreningsarkiver i Arkivet ved Dansk Centralbibliotek for Sydslesvig. 52 s. 1992.
2. Lars N. Henningsen: Danske Kirkebøger i Sydslesvig. 117 s. 1993.
3. Lars N. Henningsen: Personarkiver i Arkivet ved Dansk Centralbibliotek for Sydslesvig. 80 s. 1993.
4. Johannes Christiansen: Familien Rønnenkamp fra Flensburg – en slægtsfortælling fra helstatens dage. 128 s. 1994.

Titlerne 20ff er i kommission hos Padborg Boghandel, Nørregade 16, DK 6330 Padborg. De resterende ældre titler bestilles hos Dansk Boghandel, Nørregade 74, D 24939 Flensburg. For øvrigt skulle enhver titel – undtagen de udsolgte – kunne bestilles hos Deres egen boghandler.



Hans Nielsen (1904-1982) schrieb kurz vor seinem Tod die hier vorliegende Selbstbiographie und schrieb so eine der sehr seltenen Arbeiterbiographien. In einfacher, klarer Sprache schildert er ein ereignisreiches Leben unter schwierigen wirtschaftlichen und politischen Bedingungen.

Der Schlosser Nielsen tritt schon als Lehrling in die Gewerkschaft. 1931 gehört er zu den Mitbegründern der Sozialistischen Arbeiterpartei. Zwei Jahre später verliert er mit dem Verbot der politischen Parteien durch die Nazis seine geistig-politische Heimat. Der aus Aabenraa stammende Hans Nielsen wird Mitglied des Schleswighen Vereins.

Die Hilfe für verfolgte Arbeitergenossen bringen ihm zwei Jahre Zuchthaus ein, die er in Fuhlsbüttel und Rendsburg absitzt. Der »Wehrunwürdige« macht in der berüchtigten Bewährungseinheit 999 den deutschen Rückzug auf dem Balkan mit. Lazarettaufenthalte und amerikanische Kriegsgefangenschaft sind seine letzten Stationen vor dem ersehnten Untergang der Naziherrschaft.

Als Flensburger Bevollmächtigter der IG-Metall organisiert und leitet Hans Nielsen in den fünfziger Jahren den Kampf und die Streiks seiner Gewerkschaft um die Rechte der Arbeiter. In seiner Heimatgemeinde Harrislee kann der Kommunalpolitiker Hans Nielsen, der den Südschleswighen Wählerverband vertritt, den Strukturwandel vom Dorf zum Wirtschaftsstandort durchsetzen.

Dansk Centralbibliotek



3417896588

0